

Annette C. Cremer (Hrsg.)

Elternschaft und Forschung

Zum generativen Potenzial
einer Gratwanderung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Diese Veröffentlichung ist im Internet
unter folgender Creative-Commons-Lizenz
veröffentlicht:

<http://creativecommons.org/licences/by-nd/3.0/de>

ISBN 978-3-944682-21-1

URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hebis:26-opus-124804>

Gestaltung & Satz: Harald Schätzlein · ultraviolett.de

Lektorat: Anja Borkam, Jena

Inhalt

Vorwort	7
<i>Annette C. Cremer</i>	
Wissenschaft und Familie. Von integrierten Lebensmodellen und neuen Forschungsperspektiven	9
Teil I: Alte und neue Lebensmodelle	42
<i>Stefanie Marr</i>	
Gestellte Familienbilder – Nur das Leben, das man sich ausmalt	43
<i>Insa Fooken</i>	
„Doppelte Generativität“ im Kontext von Elternschaft/ Familie und Forschung – Ein essayistischer Zugang	63
<i>Maike Nikolai-Fröhlich</i>	
Elternschaft als Risiko? Familiengründung als (vergeschlechtlichter) Risikodiskurs in hochschulnahen Medien und in Selbstaussagen forschender Mütter	83
<i>Felicitas Söhner</i>	
Von der Unvereinbarkeit zur Möglichkeit – Frauen und Mütter in der Wissenschaft	99
<i>Katharina Naumann</i>	
Von der Gratwanderung zur Bergwanderung – Zum Potential einer krisenhaften Lebensform	119
<i>Sylvia Jaworski</i>	
Mythos Chancengleichheit für Elternpaare? Elternschaft und gemeinsame wissenschaftliche Profilbildung	135

Teil II: Methodeninspirationen	156
<i>Cordula Endter und Friedolin Krentel</i>	
Kollaboratives Forschen mit Kindern – Ein Experiment!?	157
<i>Christian Stadelmaier</i>	
Kinder in Waffen.	
Jugendliche Krieger in der Zeit vom 4. bis 8. Jahrhundert	183
<i>Antje Fehrmann</i>	
Heterotopien: Kindliche Raumwahrnehmung als produktive	
Kategorie der Architektur- und Kunstgeschichte	223
<i>Florian Heßdörfer</i>	
Hass und Harmonie. Das doppelte Kind des Doktor Piaget	245
<i>Timo Heimerdinger</i>	
Titten, Thesen, Temperamente – Feldnotizen aus der	
Elternschaftskulturforschung und ihrer Vermittlung	261
Teil III: Anhang	276
<i>Cristina Sasse</i>	
Tagungsbericht	277
Autor/innenverzeichnis	285

Vorwort

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer zweitägigen Konferenz, die unter dem Titel *Elternschaft und Forschung. Zum generativen Potenzial einer Gratwanderung* vom 29. bis zum 30. Januar 2015 im Alexander-von-Humboldt-Gästehaus der Justus-Liebig-Universität Gießen stattfand. Die Tagung wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung der Gießener Frauenbeauftragten und des Gießener Gleichstellungsbüros. Mein besonderer Dank gilt Marion Oberschelp, die das Amt der Frauenbeauftragten von 1990 bis 2015 bekleidete und die dieses Projekt kurz vor ihrem Weggang mit Rat und Tat unterstützte.

Die Publikation wurde gefördert vom Förderfonds Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen. Sie erscheint in der Gießener Elektronischen Bibliothek (GEB) als Open-Access-Publikation. Eva Glaser und Florian Ruckelshausen von der Universitätsbibliothek Gießen danke ich für ihre Betreuung und Unterstützung und Cristina Sasse und Larissa Sebastian für ihre umsichtige Durchsicht des Manuskripts. Besonders bedanken möchte ich mich bei allen Trägerinnen und Trägern, die bereit waren, bei diesem Tagungsprojekt mitzuwirken, und die das Ergebnis maßgeblich mitformiert haben, auch wenn nicht alle Beiträge aus den verschiedensten Gründen schriftlich erscheinen konnten. Die vollständige Übersicht aller Vorträge findet sich im Tagungsbericht am Ende des Bandes.

Annette C. Cremer, Gießen im Februar 2017

Annette C. Cremer

Wissenschaft und Familie. Von integrierten Lebensmodellen und neuen Forschungsperspektiven

Einführung – Polaritäten oder Schnittmengen?

Das Themenfeld Wissenschaft und Familie wird im Allgemeinen in der Gegenüberstellung von zwei als völlig getrennt verstandenen Lebensbereichen beschrieben. Auf der einen Seite werden die besonderen Anforderungen der Hochschulen und auf der anderen Seite die ebenfalls besonderen Anforderungen der Familie dargestellt. Dabei wird das Verhältnis der beiden Sphären zueinander unter dem Gesichtspunkt der strukturellen „Vereinbarkeit“ diskutiert. Auch neuere Studien, die sich dem Thema zuwenden, bleiben, unabhängig von ihrem Erkenntnisinteresse in dieser polaren Ausrichtung verhaftet. Sie stellen entweder mit Überzeugung die Machbarkeit in den Vordergrund oder sie befinden, dass eine Vereinbarkeit kaum möglich sei.¹ Hintergrund der polaren Darstellung ist die Normkonkurrenz der den beiden Lebensbereichen zugrunde liegenden Auffassungen. Ohne die strukturellen Konflikte negieren zu wollen, die sich bei der gleichzeitigen Erfüllung der Anforderungen beider Lebensbereiche ergeben, soll in diesem Band ein differenzierter Blick auf ein integriertes Lebensmodell von Forscher-Eltern geworfen werden, zu deren persönlichen Selbstverständnis in gleicher Weise sowohl Forschung als auch Elternschaft identitätsstiftend beitragen. Der Begriff „Forscher-Eltern“ wird im Folgenden zur Markierung der Gruppe von Wissenschaftler/innen verwendet, die aktive Eltern sind.

1 Klein, Hochschule und Kind?, 7; „Die gute Nachricht zuerst: Elternschaft und eine wissenschaftliche Karriere lassen sich vereinbaren“ (Briede, Promovieren mit Kind, 111); „Engagierte wissenschaftliche Arbeit und Elternschaft gelten implizit als inkompatibel“ (Lind, Balancierung, 24); die „aktuellen Karrierebedingungen [sind] nur äußerst schwer mit Elternschaft zu vereinbaren“ (Auferkorte-Michaelis u. a., Elternschaft und Wissenschaftskarriere, 9). Für kritische bzw. weiterführende Hinweise danke ich Andreas Benkwitz und Horst Carl.

Die hier versammelten Beiträge verstehen Elternschaft als produktiven persönlichen Forschungshintergrund. Sie zeigen den Zusammenhang zwischen der spezifischen Elternerfahrung und seinem möglichen impliziten bis expliziten wissenschaftlichen Niederschlag auf. Das integrierte Lebensmodell zeichnet sich durch seine unauflösliche Verwobenheit mit den strukturellen und impliziten Bedingungen und Anforderungen universitärer Forschung aus. Solange die vollständige Teilhabe an der Figuration Hochschule nicht gewährleistet ist, können die durch die Fundamentalerfahrung der Elternschaft „erworbenen“ Erfahrungshorizonte nicht produktiv in die Forschung eingehen. Die strukturelle Vereinbarkeit steht zwar nicht im Fokus der Auseinandersetzung, ist aber trotzdem notwendiger Teil der Argumentation. Ziel dieses Bandes ist es, der Wahrnehmung von Familie als Karrierehindernis und der Wahrnehmung von Wissenschaftskarriere als Familienhindernis entgegenzuwirken und den potentiell positiven Einfluss von Mutter- und Vaterschaft auf Forschungsinhalte und Forschungsorganisation sichtbar zu machen.²

Familie als Karrierehindernis/Karriere als Familienhindernis

Bei dem Diskursfeld der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie handelt es sich um ein komplexes Themenfeld, das aus Vernetzungen und Wechselwirkungen zwischen den Familienkulturen, den institutionellen Strukturen der Hochschulen und den Bedürfnissen der Forscher-Eltern und der Scientific Community besteht. Es zeichnet sich durch eine Vermischung von staatlich oder institutionell steuerbaren Rahmenbedingungen und informellen Prinzipien aus.³

-
- 2 Der ebenfalls notwendig zu untersuchende Einfluss von wissenschaftlicher Tätigkeit auf Familie wird umgekehrt mangels Befunden nur marginal gestreift. Insofern erscheint die Darstellung nicht ausbalanciert, sondern bevorzugt den Blick auf die Universitätskarriere von Forscher-Eltern. Um der These des integrierten Lebensmodells gerecht zu werden, wäre die Auseinandersetzung mit der Wirkung von Forschungstätigkeit auf Familie unter der Prämisse der Integration einzufordern.
 - 3 Neuere Studien verfolgen sozialwissenschaftliche, gendersensible oder hochschulpolitische Fragestellungen und Zielsetzungen. Herausragend im Forschungsfeld Hochschule/ Geschlecht und Vereinbarkeit sind in alphabetischer Reihenfolge die Forschungsarbei-
-

Sowohl der Wunsch, eine Gleichberechtigung der Geschlechter im Beruf herbeiführen zu wollen, als auch der demografische Wandel in Deutschland führen seit 25 Jahren zu einer verstärkten Aufmerksamkeit für die Themenpaarung Wissenschaft und Familie.⁴ Anfänglich wurde die Vereinbarkeitsfrage allgemein als zusätzliche Benachteiligung durch Elternschaft ausschließlich in Bezug auf Frauen diskutiert. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung konzentrierte sich auf die Forderungen nach struktureller Unterstützung, mit dem Ziel, Frauen vom Entscheidungszwang zwischen Familie und Beruf/Wissenschaft zu entlasten. Inzwischen hat sich die Diskussion aufgrund der dramatischen Kinderlosigkeit von Akademikerinnen, und besonders derer, die in der Wissenschaft bleiben (wollen), verschoben von einem Aspekt der Frauenförderung und Gleichstellungsdebatte über Minderheitenschutz hin zu einem gesamtgesellschaftlichen Problem diskurs dieser für den Generationenpakt bedrohlichen Entwicklung. Die Herstellung von Vereinbarkeit wird heute als fester Bestandteil moderner Familienpolitik verstanden.⁵ Demografischer Wandel und Führungskräfte mangel gepaart mit der Tatsache, dass die deutschen Bildungseliten kaum Nachwuchs hervorbringen, führte zu einem breiteren Interesse an den Bedingungen beider Systeme und der Implementierung staatlicher Steuerungsinstrumente, um vorhandene strukturelle Defizite abzumildern.⁶ Bislang jedoch haben der Ausbau der Kinderbetreuung und finanzielle Transferleistungen wie Elterngeld nur mäßigen Erfolg. Obwohl der direkte Zusammenhang zwischen flächendeckendem Kinderbetreuungsangebot und der

ten von Anita Engels, Uta Meier-Gräwe, Inken Lind sowie Sigrid Metz-Göckel und ihren Teams, die hier nicht einzeln aufgeführt werden.

- 4 Das Statistische Bundesamt verzeichnet für das Jahr 2014 bei einer Gesamtmenge von 236.364 hauptberuflich tätigen wissenschaftlichen Personal 89.808 Frauen. Bei den Professuren (45.749) entfallen 10.062 Stellen auf Frauen. Bei den C4/W3-dotierten Positionen liegt die Rate bei knapp 10 Prozent (5.083 gesamt, 576 Frauen). Vgl. <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/PersonalHochschulen.html> (2.4.2016); vgl. dazu den prozentualen Anteil 1990/91 von 2,6 Prozent C4-Professorinnen und 5,5 Prozent C3-Professorinnen (Macha/Paetzold, Identität, 123).
 - 5 Bundesministerium für Familie, Achter Familienbericht 2012, 118.
 - 6 „Die aktuelle Familienpolitik interessiert, wie die Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern und gleichzeitig die Fertilitätsrate gesteigert werden kann.“ Fliegner, Kind und/oder Karriere, 16.
-

Berufstätigkeit von Müttern erwiesen ist, bleibt das ortsnahe Angebot vor allem im Kleinkinder- und Hortbereich in Deutschland weit hinter dem Bedarf zurück.⁷ Ähnlich verhält es sich trotz löblicher Entwicklung mit universitätseigenen Einrichtungen.⁸ Aber nicht nur fehlende Betreuungsangebote hindern Eltern an dem (Wieder)Einstieg in die Wissenschaft und Wissenschaftler/innen am Vorhaben der Elternschaft, sondern eine Reihe intrinsischer Faktoren, die auf kulturellen und spezifisch deutschen Leitbildern beruhen.⁹ Dazu gehören die tradierten Geschlechterrollen, die lange gesetzlich verankert waren und nachhaltig in den gesellschaftlichen Geschlechterbildern wirken. Vor allem die Mütterideologie und die Bilder von ‚privater‘, nicht in staatlicher Verantwortung befindlicher Kindheit einerseits und die Vorstellung vom ‚männlichen Alleinernährer‘ andererseits behindern die Vereinbarkeit.¹⁰ Eltern, die ihre Kinder früh ‚fremd‘ betreuen lassen, besonders Mütter, die Vollzeit arbeiten, oder Väter, die Teilzeit oder alternativ zuhause arbeiten, verhalten sich gegen ihre geschlechtskulturellen Prägungen und mehr oder weniger unterschwellig immer noch existente gesellschaftliche Wertordnungen und müssen sich mit den Bildern der ‚Rabenmutter‘ oder des ‚Versargers‘ auseinandersetzen.¹¹ Umgekehrt kann die Beharrlichkeit dieser Geschlechterrollenmythen Wissenschaftler/innen davon abhalten, Eltern zu werden, weil sie

7 Großkurth, Gleichstellungspolitik, 73. Großkurth zeigt den Zusammenhang zwischen Erziehungsgeldregelungen als Lohnersatzleistungen, guten öffentlichen Kinderbetreuungsinfrastrukturen und einer hohen Geburtenrate und hoher Frauenerwerbstätigkeit am Beispiel Schwedens auf.

8 Durch das Audit-Zertifikat der Hertie-Stiftung (<http://www.beruf-und-familie.de/>) wurde an vielen deutschen Universitäten u. a. eine campuseigene oder campusnahe Kinderbetreuung angeregt; allerdings stehen nach wie vor zu wenige Plätze zur Verfügung. Zudem wird die fehlende Flexibilität der Betreuungszeiten beklagt. Vgl. Grunenberg/Speck, Handlungsperspektiven, 185–187.

9 Brüderl, Beruf und Familie, 11–34 und Einführung.

10 Zu kulturellen Leitbildern siehe Fliegner, Kind und/oder Karriere, Einf. und 157 f.; vgl. Badinter, Mutterliebe.

11 „Eine vollberufstätige Mutter mag, wenn auch unausgesprochen, nach wie vor häufig als ‚Rabenmutter‘ gelten, der damit die gesellschaftliche Akzeptanz verweigert wird. Geradezu gegensätzlich verhält sich dies bei Männern. Treffen diese die Entscheidung und bleiben zu Hause, um Erziehungsaufgaben zu übernehmen, so wird gerade diese Entscheidung gegen eine Erwerbstätigkeit gesellschaftlich häufig mit Ausgrenzung beantwortet.“ Bundesministerium für Familie, Achter Familienbericht, 118.

aus der Berufspriorisierung heraus fürchten, den tradierten Rollenbildern nicht gerecht werden zu können.

Auch der Wert der Arbeit, die Unterscheidung zwischen produktiver und reproduktiver, zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit, zwischen Forschungsleistung und Familienarbeit spielt eine große Rolle, an die vor allem und immer noch soziale Reputation gebunden ist.¹²

Neben den prävalenten Geschlechterbildern und den traditionellen Vorstellungen von vergeschlechtlichten Arbeitsbereichen durchläuft die postindustrielle Gesellschaft einen tiefgreifenden Strukturwandel, der neue Formen, Bedingungen und Möglichkeiten schafft und das Verständnis von Partnerschaft und Familie sowie Arbeit verändert.¹³ Zunehmend gleich gut ausgebildete Frauen und Männer wollen in paritätischen Partnerschaften leben und sich ebenfalls paritätisch um die Kindererziehung, den Haushalt und die Finanzierung des Lebens sowie eine zufriedenstellende berufliche Laufbahn kümmern. „Immer mehr rückt auch Vereinbarkeit als ein Thema erwerbstätiger Männer in den Fokus [...] zumindest für die stetig wachsende Gruppe von jüngeren Vätern, die sich nicht damit abfinden wollen, kaum Zeit für ihre heranwachsenden Kinder zu haben.“¹⁴ Auch Forscher-Väter stehen in einem starken Spannungsverhältnis zwischen den beiden Rollen und fordern die Möglichkeit zu aktiver Elternschaft.¹⁵ Eine gewisse Anerkennung des Wunschs nach paritätischer Elternschaft auch von Seiten der Forscher-Väter ist die Auseinandersetzung mit Dual-Career-Paar-Karrieren und der (noch nicht ausreichenden) strukturellen Förderung von Doppelkarrieren an den Universitäten.¹⁶

12 Die „Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit weist [...] hohe Geschlechterdiskrepanz aus. Die Hauptlast für die Familien- und Hausarbeit wird von den Müttern getragen, unabhängig davon, ob sie einen Erwerbsberuf ausüben“ (Fliegner, Kind und/oder Karriere, 157); Meier-Gräwe, Arbeit des Alltags, bes. König, Familien-Ideale, 151–163.

13 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie; Bundesministerium für Familie, Achter Familienbericht, 4.

14 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie, 15.

15 Reuter/Vedder/Liebig, Professor mit Kind, 16 f.; vgl. Lind, Balancierung, 26.

16 Solga, Dual Career Couples; Hey, Familie und Wissenschaft als Beruf, 352–355; Kraus u. a., Elternschaft und Beruf bei Paaren, 11–25; Rusconi/Solga, Akademikerpartnerschaften.

Aus diesen vielfältigen Gründen kommt es bei der Familiengründung im Wissenschaftskontext nach wie vor zu einer Retraditionalisierung der Geschlechterrollen. Diese ist jedoch inzwischen häufig von beiden Geschlechtern unerwünscht.¹⁷ An der Retraditionalisierung wird auch von Seiten der Ökonomie Kritik geübt: Das Zurückfallen in alte Geschlechterrollenmuster werde vor allem in Bezug auf die Mütter aus volkswirtschaftlicher Perspektive heraus als Fehlallokation und als Verschwendung von universitären Bildungsressourcen eingestuft.¹⁸ Dabei könne sich Deutschland wie die gesamte Europäische Union „aufgrund der negativen demografischen Entwicklung [...] eine Verschwendung von Humankapital nicht leisten“.¹⁹ Und besonders gingen der „bundesdeutschen Wissenschaft [...] Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verloren, die entweder in anderen Arbeitsfeldern oder aber in anderen Ländern ihre Lebensentwürfe besser verwirklichen können. Die zukünftige Qualität der Wissenschaft wird jedoch wesentlich davon abhängen, inwieweit es gelingt, mit dem innovativen Potenzial [...] ressourceneffizient umzugehen.“²⁰

Zu den komplexen Faktorenbündeln, die die Vereinbarkeit erschweren und Familiengründung behindern oder verzögern, gehören auch die Rahmenbedingungen der Arbeitgeberin Universität und das Tätigkeitsprofil des/der Wissenschaftlers/in.

Rahmenbedingungen der Universitäten als Arbeitsplatz und Tätigkeitsprofil in der (Geistes)Wissenschaft

Die formalen Rahmenbedingungen der Universitäten und der steinige und nur bedingt planbare Weg zur Professur erfordern Menschen mit hoher Risikobereitschaft, Frustrationstoleranz, Leidenschaft, Disziplin und Leistungsbereitschaft

17 Großkurth, Gleichstellungspolitik, 71.

18 Hey, Familie und Wissenschaft als Beruf, 353.

19 Fahrplan für die Gleichstellung von Frauen und Männern (2006–2010), zitiert nach Flieger, Kind und/oder Karriere, 15.

20 Lind, Balancierung, 23.

sowie möglichst externen finanziellen Ressourcen. Die Personengruppe, die sich diesen Anforderungen im Angesicht von Familienverantwortung oder mit dem Vorhaben einer Familiengründung aussetzt und diese Bedingungen mitbringt, ist denkbar klein.²¹ Lange Ausbildungs- und Qualifikationsphasen, befristete Verträge und ein Wissenschaftszeitgesetz, das Dauerstellen verhindert, häufig notwendige Ortswechsel und drohendes Prekariat im Falle des Scheiterns beim Sprung auf eine der wenigen Lebenszeitstellen machen die Hochschule als Arbeitsort unattraktiv für Forscher-Eltern und für Menschen mit Kinderwunsch.²²

Genauso bedeutsam wie die finanzielle und lebensplanerische Unsicherheit für die Entscheidungsfindung ist das Tätigkeitsprofil eines/r Wissenschaftlers/in. Der universitäre Alltag besteht aus Lehre, Sprechstunden, Prüfungsverpflichtungen, Abendvorträgen mit Anwesenheitspflicht, der universitären Selbstverwaltung, nationalen und internationalen Tagungsteilnahmen, Auslandsaufenthalten und Vertretungsprofessuren. Universitäre Forschung verlangt nach wie vor ein überdurchschnittliches *Commitment* und diskontinuierliche Verfügbarkeit, Zeit zum Lesen und Hypothesenbilden sowie für Versuchsanordnungen und deren Durchführungen, für Reisen und Archivaufenthalte, für das Nachdenken, das Formulieren und das Niederschreiben. Inzwischen besteht an vielen Universitäten ‚Drittmittelzwang‘, sodass neben eigener Forschung und den alltäglichen Aufgaben zusätzlich große Verbundforschungsprojekte entworfen, eingeworben

21 Eltern in der Forschung als Minderheit: Für C1- und Bat2a- Stelleninhaber/innen wurde für das Jahr 2004 nachgewiesen: 31–36 Jahre: 76 Prozent der Frauen und 72 Prozent der Männer ohne Kind, 37–42 Jahre: 58 Prozent der Frauen, 50 Prozent der Männer ohne Kind, ab dem 43. Lebensjahr steigt die Kinderlosigkeit bei Frauen, bei Männern sinkt sie zwischen 43 und 53 Jahr auf 42 Prozent ab (Auferkorte-Michaelis u. a., Elternschaft und Wissenschaftskarriere, 6 f.). Auch wenn diese Zahlen veraltet sind und durch die dezidierte Förderung der Chancengleichheit (vgl. http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/chancengleichheit, 2.4.2016) vermutlich von einer leichten Zunahme der Elternschaft auszugehen ist, hat sich das Grundproblem nicht verändert. Zur Standardoption der Erfüllung von Kinderwünschen wurde vor allem für Wissenschaftlerinnen ein ‚spätes‘ Kind nach Abschluss der Habilitation.

22 Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen: Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, Küche, Konferenzen. Inhaber/innen von Drittmittelstellen sind womöglich einem noch höheren Erfolgsdruck ausgesetzt, weil deren Finanzierung an die in einer spezifischen Zeit zu beendenden Projekte gebunden ist, von der auch der Erfolg des direkten Vorgesetzten bzw. des/der Projektleiters/in, abhängt.

und betreut werden müssen. Nach wie vor fordert das System Wissenschaft größte Belastbarkeit und Flexibilität, der Akt des Forschens selbst benötigt zugleich Ruhe und (ununterbrochene) Zeit. Auch ohne zusätzliche biografische Anforderungen ist ein quasi paradoxes Aufgabenprofil zu erfüllen, das von den Festangestellten und auch von denen, die es werden wollen, ein Maximum an Leistung fordert. Zu den erforderlichen Eigenschaften des modernen Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin gehören jenseits der mystifizierten ausschließlichen Konzentration auf die Forschung neben ausgedehnten Anwesenheitszeiten nicht mehr nur hervorragende Sachkenntnis, methodisches Handwerkszeug und kreative Ideen, sondern Disziplin, Selbstorganisation, Zeitmanagement, hohe Konzentrationsfähigkeit, schnelle Fokuswechsel, allgemeine Management- und Führungskompetenzen sowie ein Höchstmaß an Stresstoleranz.²³ Die deutschen Universitäten nehmen vor dem Druck der internationalen Vergleichbarkeit und durch die staatliche Unterfinanzierung, die als Drittmittelzwang bei den Wissenschaftler/innen ankommt, die Selbstausbeutung bis weit über die Grenzen der ethisch vertretbaren physischen und psychischen Belastbarkeit hinaus in Kauf.²⁴ Die Bereitschaft zur Entgrenzung der eigenen Person wird vorausgesetzt und mitunter von denen, die sich im Konkurrenzsystem durchsetzen, mit massiven Abgrenzungen – geringstmögliche physische Präsenz, verminderte Bereitschaft, zur universitären Selbstverwaltung beizutragen, und vergleichsweise wenig Prüfungsabnahmen – beantwortet. Einer Schätzung von 2005 zufolge arbeiten Wissenschaftler/innen 55 Stunden pro Woche im Durchschnitt.²⁵ Kinderbetreuungszeiten wurden je nach Alter der Kinder wöchentlich bei Säuglingen mit 53 Stunden (für Mütter, 26 Stunden für Väter), bei einem zweijährigen Kind mit 39 Stunden (für Mütter, Väter mit 23 Stunden) und bei Schuleintritt mit 25 Stunden (für Mütter, Väter mit 19 Stunden) berechnet. Erst ab dem fünfzehnten Lebensjahr sinke der zeitliche Aufwand für Mütter unter den einer Halbtagsbeschäftigung.²⁶ Bei einer maxima-

23 Lind, Balancierung, 26 zur Verfügbarkeitserwartung. Reuter/Vedder/Liebig, Professor mit Kind, 14 f. zur Anforderungen und zum hohen Grad der Identifikation mit dem Wissenschaftsbetrieb.

24 Lind, Kinderwünsche, 755.

25 O'Laughlin/Bischoff, Parenthood and Academia, 80. Dieser Wert hat sich vermutlich erhöht.

26 Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, Küche, Konferenzen, 19.

len Stundenanzahl pro Woche von 168 Stunden ergäben sich für Forscher-Eltern, die diesen Durchschnitt entsprächen, bei Säuglingen noch maximal 8,5 Stunden, bei Kleinkindern 10,5 Stunden und bei Jugendlichen 12,5 Stunden pro Tag für Schlaf und Rekreation, Einkauf, Haushalt, Partnerschaft und ‚Freizeit‘. Erst wenn das jüngste Kind das Jugendalter erreicht hat, ist damit ein nachhaltig ‚gesunder‘ Alltag von Forscher-Eltern denkbar.

Scientific Community, Mentor/innen, Kolleg/innen und Forscher-Eltern

Wendet man die Blickrichtung von der Seite der Forscher-Eltern zu der der Professor/innen, die durch das Erreichen der Lebenszeitstellen die Prototypen des universitären Systems definieren und die als Betreuer/innen und Kolleg/innen mit vorhandener oder eintretender Elternchaft konfrontiert sind, lässt sich eine andere Perspektive entfalten. Bedenken entstehen hier aufgrund der multiplen Beschaffenheit der Qualifikationsphase, in der nicht nur Thema und Inhalt beforscht, sondern auch sekundäre Kompetenzen und informelles und strukturelles Wissen erworben bzw. weitergegeben werden und durch die Selbstorganisation der Institute und Fachbereiche organisatorische Arbeit gleich verteilt werden muss.²⁷ Für Betreuer/innen liegt das Problem nicht primär in der Sorge um schlechteren qualitativen Output, sondern in der sehr intensiven, durchaus persönlichen Ausbildungsarbeit und daher in der Sorge, der- oder diejenige könnte sich aufgrund der familiären Situation gegen eine Hochschulkarriere entscheiden.²⁸ Mit dem Betreuungsverhältnis ergibt sich meist eine fachliche Fili-

27 Zum informellen Funktionieren und zu geschlechtsspezifischen Exklusionsmechanismen siehe Jahnke u. a., Dynamik sozialer Rollen; Beaufays u. a., Einfach Spitze.

28 Laut des GEW-Handbuchs Promovieren herrsche bei Professor/innen „die Vorstellung, Mutterschaft beanspruche zu viel Zeit und Energie und dies auf Kosten der wissenschaftlichen Arbeit [...]. Promovierende Väter sind diesen Verdächtigungen meist nicht ausgesetzt.“ An anderer Stelle heißt es: „[A]ktive Väter, die einen gleichberechtigten Anteil der Kinderfürsorge übernehmen wollen, [haben] jedoch mit den gleichen Problemen zu kämpfen.“ Briede, Promotion mit Kind, 112.

ation. Entscheidet sich ein/e Kandidat/in spät gegen den bereits eingeschlagenen Karrierepfad, war die Ausbildungsmühe aus der Perspektive des/der Betreuers/in quasi ‚umsonst‘ und die Filiationskette oder auch die ‚Schulenburg‘, wird unterbrochen. Dies ist nicht nur eine persönliche Enttäuschung, sondern führt zu Entwicklungsbrüchen bestimmter Forschungsstränge.

Tatsächlich führen die Familiengründung und vor allem die Mutterschaft nach wie vor zu Unterbrechungen und Abbrüchen von Wissenschaftskarrieren.²⁹ Die Sorge der Mentor/innen in Hinblick auf eine Priorisierung der Familie gegenüber der Wissenschaft ist also nach wie vor begründet und in gewissem Maße nachvollziehbar.³⁰ Diese darf sich jedoch nicht in einer den Ausstieg antizipierenden impliziten Degradierung äußern, denn die Entscheidung gegen die Hochschulkarriere erfolgt aufgrund der Kombination von strukturellen Rahmenbedingungen und informellen Anspruchshaltungen, besonders wirkten sich die „Kumulation kleinerer Benachteiligungen und entmutigender Kommunikation und Abwertung von Qualifikationen [...] auf Prozesse beruflicher Selbstselektion“ aus.³¹ Innerhalb jeder Statusgruppe werden Kolleginnen (und Kollegen?) argwöhnisch beäugt, weil zu befürchten ist, dass die von allen Schultern zu leistende Arbeit der Selbstverwaltung, Prüfung und Drittmittelakquise nur von den wenigen gemeistert werden muss, die keine Familienverpflichtung haben und die damit keine ‚rechtmäßigen‘ Gründe für Abgrenzungsbestrebungen anführen können.

Die informellen Strukturen und Anforderungen führen zu einem impliziten Priorisierungszwang für die universitäre Forschung, die oft als Voraussetzung zur Teilhabe am *System Wissenschaft* verstanden wird.

29 Vogel/Hinz, Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und Vogel/Hinz, Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur.

30 Zum Umgang mit Müttern in der Wissenschaftshierarchie siehe Drews/LaSerra, Wissenschaftlerinnen mit Kindern, 131–133.

31 Lind, Balancierung, 27.

Priorisierungszwang – Kein Diener ‚zweier Herren‘

Die Gewichtung zwischen Familie und Wissenschaft fällt aufgrund der zu- meist bestehenden Notwendigkeit der finanziellen Absicherung meist zu Un- gunsten der Familie aus. Die Rede von der Vereinbarkeit meint tatsächlich eine asymmetrische, hierarchisch strukturierte Koexistenz der beiden Lebensberei- che. Diese Vereinbarkeit unter den aktuellen Gegebenheiten herzustellen bedeut- et einerseits einen immensen logistischen Aufwand und Kompromisszwang auf Seiten der Familie und zugleich wohlmeinendes informelles Entgegenkommen auf Seiten der Betreuer/innen und Kollegen/innen, die die soziale Last durch die Übernahme von Aufgaben mittragen und den eventuell geleisteten eigenen Ver- zicht auf Familie zu Gunsten der Institution/Forschung nicht insgeheim gegen jene ins Feld führen, die die Vereinbarkeit versuchen.³²

„Als WissenschaftlerInnen tätige Eltern [...] arbeiten unter erschwerten Be- dingungen“ aufgrund der „Dreifachbelastung“ von Kinderbetreuung, Job und Qualifikationsleistung; sie sind und gelten dadurch als „physisch und psychisch mehrbelastet“.³³ Diese Situation verdichtet sich, je mehr Kinder vorhanden sind, je nach Berufstätigkeit des/der Partners/in oder nach Gesundheitsstand. Wäh- rend oft immer noch eine/r die berufliche Karriere einschränkt, findet sich be- sonders bei Forscher-Elternpaaren die Konstruktion einer räumlichen Trennung über weite Entfernungen, sodass der Betreuende faktisch alleinerziehend wird. Für Ein-Elternfamilien stellt sich diese Situation verschärft, für getrennt lebende Elternteile und Patchworkfamilien in anderer Weise dar.³⁴ Die organisatorische

32 „Greater support and understanding of family issues in academia could significantly lessen the work/family stress experienced by many academician parents and thereby improve job performance and job satisfaction.“ O’Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 103.

33 Drews/LaSerra, 131. Vgl. auch Lind, *Kinderwünsche*, 756: Heute sind „nicht ausschließlich Wissenschaftlerinnen von den negativen Konsequenzen der Elternschaft und Schwierigkeiten der Vereinbarkeit betroffen, auch Männer [...]. Vereinbarkeitsfragen betreffen beide Geschlechter, wenngleich von den negativen Konsequenzen der Elternschaft die Wissenschaftlerinnen stärker betroffen sind.“

34 Zu alleinerziehenden Müttern und Beruf allgemein: Lietzmann, *Vereinbarkeit*; zur Vereinbarkeitsproblematik für Wochenendeltern und Patchworkfamilien existiert bislang

Unterstützung, die primär auf Kinderbetreuung abzielt, bewirkt zwar mitunter eine *Teilnahme*, aber keine tatsächliche *Teilhabe* am akademischen Leben und seiner sozialen Figuration. ‚Mitspielen‘ darf bis dato nur der oder die, der/die neben qualitativ hervorragender Erfüllung der wissenschaftlichen Qualifikationsanforderungen nicht ‚zwei Herren‘ dient und eine klare Priorisierung zu Gunsten der Wissenschaft demonstriert.³⁵

Doppelte Teilhabe und Identität von Forscher-Eltern

Elternschaft bildet nur ein Beispiel für die Frage, in welcher Weise persönliche Erfahrung in die Forschung eingeht und eingehen kann. Das Verhältnis zwischen subjektiver Erfahrung und ‚objektiver‘ Forschung gehört zu den Grundfragen der Wissenschaftstheorie und das Bemühen um die Herstellung von Objektivität zu den vieldiskutierten Gütekriterien von Forschung.³⁶ Die Anerkennung der partiell veränderlichen Standortgebundenheit des Forschenden, der Einfluss des eigenen Geschlechts, der sozialen Herkunft und der Erfahrung auf die Perspektive und auf die Auswahl von Forschungsgegenständen in den Geistes- und Sozialwissenschaften gehört zum Stand der etablierten Wissenschaftstheorie.³⁷ Aber auch die sexuelle Orientierung, eine körperliche Behinderung, die Hautfarbe oder das Alter werden dank der amerikanischen Intersektionalitätsforschung der 1990er Jahre als mehrfachrelationale, also miteinander verschränkte Kategorien der Persönlichkeits- und Identitätsbildung verstanden, die sich in Forschung niederschlagen können.³⁸ Dabei muss der Intensitätsgrad des Verhältnisses zwischen Person

keine Forschung.

35 Priorisierungszwang bes. in jüngeren Karrierejahren: O’Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 83.

36 Lederer, *Objektivität*; Daston/Galison, *Objektivität*.

37 Daniel, *Kulturgeschichte*, 381–400. Während die Reflexion über den eigenen Standort vorausgesetzt wird, gehört seine Explizitmachung zum Kanon „kulturalistischer“ Zugänge. Zum aktiven Umgang mit der Selbstverortung vgl. exemplarisch Walgenbach, *Weißer Frau*, Einführung.

38 Vgl. Smykalla, *Intersektionalität*.

und Thema differenziert werden nach *Beteiligung* und (emotionaler) *Betroffenheit*. Fehlende Distanz zum Forschungsgegenstand birgt die Gefahr, den in der Forschung nötigen Prozess der Übersetzung der Ergebnisse ins Überpersönliche zu behindern.³⁹

Die eigene Beteiligung hat schon vielfach zu neuen Forschungsergebnissen und völlig neuen Forschungsfeldern geführt. Gesellschaftlich als ‚diskriminiert‘ anerkannte Gruppen haben ihre Markierungen in der kulturwissenschaftlichen Forschung hinterlassen, wie zum Beispiel in den Disability Studies, die zunächst von persönlich Betroffenen initiiert und getragen wurden.⁴⁰ Frauengeschichte wurde zunächst von Frauen und Gay Studies zunächst von Homosexuellen befeuert. Aber auch jenseits von Fundamentalerfahrungen als Initialimpulsen führten persönliche Interessen zu neuen Forschungsfeldern.⁴¹ Es scheint also in der Logik emergenter Themen zu liegen, dass sie zunächst aus einem persönlichen Interesse, aus Beteiligung oder anfänglich sogar Betroffenheit heraus oder einem gesellschaftlichen Partizipationsbedürfnis einer Minderheit resultieren. In der Anwendung auf das hier interessierende Thema lautet damit die Hypothese folgendermaßen: Eltern nehmen aufgrund der Fundamentalerfahrung der Elternschaft die Welt anders wahr als Nichteltern; sie bringen dadurch eine neue Perspektive auf Forschungsgegenstände ein und bewirken eine thematische (und methodische?) Ausweitung zu bestehenden Forschungsfeldern innerhalb ihrer Disziplinen. Ihre Teilhabe ist besonders aufgrund dieses Perspektivangebots aus einem übergeordneten Fortschrittsgedanken wünschenswert und förderwürdig. Diese doppelte Teilhabe, an der Forschungslandschaft und an der Forschung selbst, muss weiter strukturell, aber besonders informell gefördert und unterstützt werden.

39 Mafaalani u. a., *Methodische Grundlagen*, 85 f.

40 Buchner u. a., *Parteilichkeit*, 167 f.; vgl. den Beitrag von Heimerdinger in diesem Band.

41 So zum Beispiel die Critical Computer Studies, die von computeraffinen Kulturwissenschaftler/innen, und die Human Animal Studies, die zunächst von Tierrechtevertefcher/innen getragen wurden. Vgl. *Spannring, Disziplinierte Tiere*.

Praktiken der Vereinbarkeit: Paritätische Anwesenheit und Abgrenzung

Sind die Anforderungen des Wissenschaftssystems wie oben bereits ausgeführt durch alleinstehende Wissenschaftler/innen kaum mehr als nur über kurze Zeitspannen zu einhundert Prozent zu erfüllen, können rein logisch gesehen Personen mit Kindern dem nicht nachkommen. Das *System Familie* verlangt, abhängig von der Familienform und den von dem wechselnden Alter ausgehenden Bedürfnissen der Kinder: Zeit, Hingabe, Präsenz, Situationsflexibilität und – im Gegensatz zum Wissenschaftsbetrieb – Stabilität. Wie wäre also eine Vereinbarkeit zu begreifen und welche Kriterien wären anzulegen? Prämisse einer gelungenen Vereinbarkeit muss unter Anerkennung der knappen Ressourcen *Zeit* und *Präsenz* die zufriedenstellende (nicht optimale) Erfüllung der Bedürfnisse aller Beteiligten sein, also der Person des/der Forschers/in, seiner/ihrer Familie und der Hochschule als Arbeitgeberin. Folgende Kriterien sind zu beachten: in Bezug auf die Universität die Bewältigung des Arbeitspensums nach eigenem und fremdem Ermessen, erfolgreiches Vorankommen in der jeweiligen Qualifikationsstufe nach dem eigenen und fremden Empfinden in Relation zu den Erfolgen und der Geschwindigkeit der Mitstreiter/innen, erfolgreiche soziale Integration, realistische Chance auf weitere Förderung und Lebenszeitstelle. In Bezug auf die Familie sind es ähnliche und doch andere Kriterien: Kann sich jedes Familienmitglied vor dem Hintergrund seiner eigenen Fähigkeiten angemessen entfalten? Funktioniert der Alltag? Ist die Versorgung aller kindlichen und (der meisten) erwachsenen Bedürfnisse gesichert? Auf der Ebene der Person bleibt noch hinzuzufügen: Gibt es Zeit für interpersonelle Beziehungen jenseits der universitären Sozialstrukturen und für Aktivitäten, die nicht mit Wissenschaft verbunden sind?

Der Knackpunkt liegt im Zwang zur Flexibilität und Mobilität in der Wissenschaft und in der Notwendigkeit zu Stabilität in der Familie. Diese Friktion potenziert sich besonders in den Qualifikationsphasen, in denen universitärer Flexibilitätszwang auf familiäres Stabilitätsbedürfnis und das benötigte Zeitkontingent für Forschung auf familiäre Alltagsdynamik trifft, besonders bei Forscher-Eltern mit jüngeren Kindern. Ein modaler Unterschied besteht in der semesterweise zyklisch angelegten Arbeitsweise der Hochschule im Gegensatz zur kontinuierlichen

Gleichförmigkeit der kindlichen Entwicklung des langsamen Wachsens. Diese grundlegenden Differenzen gepaart mit der Doppelung der Anforderungen führen zur eigentlichen Unvereinbarkeit. Es tröstet wenig zu wissen, dass mit dem Erreichen der Professur der Rollendruck abnimmt und das doppelte Commitment erleichtert wird.⁴² Denn auch dann bleibt das Grundproblem bestehen: Die gleichzeitig gestellten Anforderungen der beiden Systeme an *ein und dieselbe Person* sind in den meisten Einzelaspekten *zu ähnlich*. In beiden Lebensbereichen ist Entgrenzung – verstanden als Forderung der permanenten Verfügbarkeit – inzwischen die Norm der Praxis; sie ist strukturell in beiden Feldern angelegt.⁴³ Allein die Anerkennung dieser Tatsache reduzierte den Rollendruck als Forscher/in zuhause und als Elternteil an der Universität.

Zwei Beispiele: Erstens Abgrenzung: Vereinbaren heißt, durchaus auch „nein“ zu sagen und dies selbstbewusst zu tun. Das Dilemma besteht hier in dem extremen Selbstverantwortungsgebot von Wissenschaft, dessen Erfüllung beim Eintreten von Elternschaft misstraut wird. ‚Menschen mit Familie‘ zu unterstützen, die intensiv(er) um die gerechte Verteilung der knappen Ressourcen von Zeit, (Betreuungs)Personen und Geld ringen, heißt vor allem, dieses Nein fraglos zu akzeptieren, mit dem Bewusstsein, dass es sich um ein errungenes Nein handelt, kein leichtfertiges. Dies wäre ein gelungener erster Schritt in Hinblick auf eine Mentalitätsveränderung.

Zweitens Pausenmanagement von Forscher-Eltern: Die Pause im einen Lebensbereich wird gefüllt mit Arbeit aus dem andern und umgekehrt. Braucht der Kopf eine Pause, wird die Wohnung geputzt, die Waschmaschine befüllt oder eingekauft. Muss beim Kinderturnen Zeit überbrückt werden, kann zwischenzeitlich ein Aufsatz gelesen werden. Diese Art der praktischen Vereinbarung hat zur Konsequenz, dass *tatsächliche Pausen* selten sind. Doch die Aufgaben beider Bereiche müssen schlicht erledigt werden; die einzige Lösung besteht in der

42 O’Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 81.

43 „Entgrenzungen von Familie und Erwerbsarbeit [generieren] in ihrer Verschränkung eine neue Form und Qualität familialer Kopräsenz [...], die [...] veränderte Belastungsprofile mit sich bringen und [...] Geschlechterarrangements neu sortieren. [...] Das Verhältnis der vormals getrennten Sphären [verschiebt sich] ineinander“ (Jurczyk u. a., *Entgrenzte Arbeit*, 21 f.).

gradueller Reduktion der Aufgaben, geschicktem Delegieren, einer hochgradig effektiven Durchführung von Unterrichtsvorbereitung und Kinderschuhkauf, dem Verzicht auf Sonntage und in weniger Schlaf. Zeit wird nach ökonomischen Kriterien auf die einzelnen Felder verteilt, auf Freunde, Kinder, Job. Kopräsenz, also die gleichzeitige Anwesenheit, wird in allen Bereichen zu einer paritätischen, reduzierten Anwesenheit und Abgrenzung zum nötigen Verhaltensrepertoire.

Forscher-Eltern und auch die mit ihnen in Kontakt stehenden sozialen Systeme muss es daran gelegen sein, nicht in allen Bereichen ein Optimum oder quantitatives Maximum des potenziell Leistbaren vorzuexerzieren, sondern machbare, punktuelle Qualität in wechselnder Priorisierung vorzunehmen. Das bedeutet in der Praxis, sich dem Leistungsdruck beider Seiten nur begrenzt auszusetzen: nicht Tennisstunden, Reitunterricht *und* Geige, sondern vielleicht nur eines der drei bildungsbürgerlichen Ziele mit den Kindern zu erreichen; und auch nicht jährlich drei internationale Konferenzen zu besuchen, sondern eben nur eine. Beides muss reichen.

Integration statt Konkurrenz: Lebensmodell Forscher-Eltern

Der Vorschlag dieses Bandes ist es, Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie neu zu denken, und zwar als ein integriertes Lebensmodell einer besonderen, für die Wissenschaft unverzichtbaren Personengruppe. Die aktuelle Debatte um die Vereinbarkeit folgt wie eingangs skizziert der Vorstellung von zwei getrennten und sehr verschiedenen Lebensbereichen. Dahinter liegt das gedankliche Modell der polaren Trennung von Öffentlich und Privat, von Arbeit und Familie, die als je klar umgrenzte Systeme verstanden werden. In den (Geistes-)Wissenschaften ist jedoch von einer Dialektik der beiden Lebensbereiche auszugehen. Eine gedankliche wie auch faktische Trennung führt zu einer bestenfalls suboptimalen Ressourcennutzung, schlimmstenfalls zu einer Auslöschung oder Verhinderung von Forschungszweigen sowie Abbrüchen von Wissenschaftskarrieren. Beide Bereiche wirken nachhaltig und vor allem zugleich auf die Identität der Person, die (mit unterschiedlicher, situationsbedingter Gewichtung) immer Mutter *und*

Forscherin sowie Vater *und* Forscher als integriertes Ganzes ist und bleibt.⁴⁴ Dies hängt an der identitätsstiftenden Fundamentalerfahrung von Mutter- und Vaterschaft und an der Arbeitsweise in den Geisteswissenschaften, nämlich dem Generieren von neuen Erkenntnissen über das auf Fachkompetenzen aufbauende permanente Nachdenken. Der forschende Geist steht nie still; er forscht permanent und prozessiert die ihm zur Verfügung stehenden Informationen zu jeder Zeit und an jedem Ort, sei es nun am eigenen Schreibtisch, beim täglichen Abspülen, beim Schuhebinden oder beim Abholen des Kindes aus dem Kindergarten. Nicht nur das System Hochschule mit seinen Leistungsanforderungen, sondern der Geist selbst stellt die Entgrenzung her. Das bedeutet, dass forschende Eltern ihr permanentes Nachdenken in das Familienleben einbringen als Grundmuster von Wahrnehmung und Weltverständnis. Die Konsequenz dieses Lebensmodells seitens der Familie besteht in der physischen Anwesenheit bei gleichzeitiger geistiger Abwesenheit, einer Teilpräsenz: „Mama, bist du eigentlich noch in der echten Welt?“, bemerkt mein Sohn (10) meine gedankliche Abwesenheit, als ich Sonntag morgens mit dem Laptop auf den Knien neben ihm auf dem Sofa sitze und zwischen der Niederschrift meiner Gedanken und dem Zuhören seiner Ausführungen zu einem Computerspiel wechsle, für seinen Geschmack nicht häufig genug. Positiv gewendet ist diese Art der *Teilaufmerksamkeit*, der *Teilanwesenheit* und *Teilabwesenheit* ein Lebensmodus und zugleich eine Fähigkeit, die es erlaubt, schnell zwischen verschiedenen Aufgaben zu wechseln. Diese Eigenschaft kommt genauso in der Wissenschaft zur Geltung, als schnell wechselnde ungeteilte Aufmerksamkeit für die je spezifische Aufgabe, die zu bewältigen ist, sei es Vortrag, Lehre, Organisatorisches oder die Betreuung Studierender. Hic et nunc, hier und jetzt, in vielfachem Wechsel. Alle Aufgaben (und dazu zählen auch die ‚Aufgaben‘ Partnerschaft/Freizeit/Sport/Religionsausübung etc.) sind gleichzeitig als permanent fließender Strom vorhanden und werden in wechselnder Folge hervorgehoben, priorisiert, fokussiert.

44 Dabei haben es „Wissenschaftlerinnen [...] besonders schwer, Beruf und Familie zu vereinbaren, sehen aber zum Teil gerade die Verknüpfung als einen wesentlichen Bestandteil ihrer beruflichen Identität an“ (Brüderl, Beruf und Familie, 9); Macha/Paetzold, Elemente, 125.

In der Realität ergibt sich aus dem aktuellen Tätigkeitsprofil moderner Professuren und den zur Bewältigung geforderten Eigenschaften ein neues Profil der Lehrenden und Forschenden, die Managern gleichen und nur noch selten ihr angestammtes Habitat, den ‚mythischen‘ Elfenbeinturm, betreten können. Heute geht es vielmehr darum, die eigenen guten Ideen mit Hilfe anderer und mit der Kenntnis der Förderlandschaft in Forschungsprojekte umzuwandeln, die nicht unbedingt selbst durchgeführt, sondern nur angeregt werden müssen. Auch in der Ausbildung der Studierenden geht es – idealerweise – gleichbedeutend mit der fachlichen Ausbildung um die Entwicklung von Sekundär- und vor allem Führungskompetenzen bei den zukünftigen Multiplikatoren und Führungskräften.

Die universitäre Managementaufgabe lässt sich in ihrem Modus gut mit dem der Elternarbeit vergleichen. Neben den schnellen Fokuswechseln erlernen Eltern, die allein durch ihre Rolle „schon Belastbarkeit und Flexibilität unter Beweis gestellt“⁴⁵ haben, nebenbei Sekundärkompetenzen, die als „arbeitsmarktrelevante Sozialkompetenzen“ bezeichnet worden sind.⁴⁶ Dazu gehören Effektivität, Strukturiertheit, Pragmatismus und die Fähigkeit, das Wichtige vom Unwichtigen trennen zu können. Elternschaft garantiert zugleich einen klaren Rückbezug auf die Realität außerhalb des Biotops Universität. Sie besitzt nicht nur verankernde, sondern auch relativierende Kraft. Elternschaft sollte in diesem Sinn nicht nur als Hindernis, sondern vor allem als Ressource mit Resilienzfunktion für den Forscher und die Forscherin selbst betrachtet werden. Die auf der Ebene der Person als Identitätsfusion erlebte Konstellation von Elternschaft und Wissenschaft kann auf der Seite der Universität in der Form einer gegenseitigen „Akkulturation von zwei Lebenswelten“⁴⁷ der bislang als polar beschriebenen Bereiche dann gelingen, wenn jeder und jede sich als authentische, gesamte Person einbringt, und zwar in beiden Bereichen, in der Wissenschaft und auch umgekehrt, in der Familie. Das Verständnis des auch als *enrichment* bezeichneten Arguments „beinhaltet die Annahme von Bereicherung und Kraft durch den Wechsel zwischen beruflichem und

45 Grunenberg/Speck, Handlungsperspektiven, 185.

46 Cornelißen/Sardei-Biermann, Anforderungen, 181.

47 Macha/Paetzold, Elemente, 124, hier verstanden als Annäherung der durch eine „gegen-derte“ Sozialisation erlernten männlichen Fähigkeiten, die der Wissenschaft und der weiblichen Fähigkeiten, die dem Bereich der Familie zugeordnet werden.

familiärem Arbeitsbereich, wodurch die Entwicklung von mehr personalen Kompetenzen ermöglicht werden“.⁴⁸ Studien weisen die Gleichzeitigkeit von Belastung und Bereicherung in der Doppelrolle nach. Sie bewirkt eine Relativierung der universitären Anforderungen durch die Familienarbeit und sehr wahrscheinlich ebenfalls eine Relativierung von Familienanforderungen durch die Tätigkeit in der Wissenschaft.⁴⁹

Forscher-Eltern sind in doppelter Weise gefordert, sich den unterschiedlichen und mitunter gegenläufigen Rhythmen von Universität und Familie nicht etwa unterzuordnen, sondern beide, soweit möglich, zu steuern. Statt in Ambivalenz wegen vermeintlich nicht ausreichender Erfüllung jedes der beiden Bereiche zerrieben zu werden, gilt es, ein selbstbestimmtes, integriertes Lebensmodell zu verfolgen, dessen Eckpfeiler aus Kompromissbereitschaft und sozial akzeptierter physischer Teilanwesenheit bestehen.

Akzeptanz statt Aktionismus

Unbestritten müssen die deutschen Universitäten weiter selektiv vorgehen und hohe Leistungskriterien an die Forschungsinhalte, aber auch an die Fähigkeiten und Sekundärkompetenzen ihres wissenschaftlichen Personals anlegen dürfen. Die Gruppe derer, die sich für ein integriertes Lebensmodell entscheiden, gehört zur Leistungselite, die freiwillig die Mehrbelastung annimmt, mit Lebenspartner/innen, die sich auf einen Pendelalltag einstellen oder die längere Abwesenheit des/der Partners/in in Kauf nehmen oder dies als Teil ihres Beziehungsmodells begreifen.⁵⁰ Die Anforderungen der Universität als solche müssen sich nicht ändern, wohl aber die Bedingungen und die dort vorherrschende ‚Stimmung‘. Trotz aller

48 Lind, Balancierung, 30.

49 Die Ausbildung von Erschöpfungssymptomen (Burnout) oder auch deren Wahrnehmung ist bei Forscher-Eltern geringer als bei Wissenschaftler/innen ohne Kinder. Lind, Kinderwünsche, 755.

50 Lind, Balancierung, 28, bemerkt die „hohe Leistungsmotivation von Wissenschaftlerinnen mit Kindern und [den] hohe[n] Leistungsstandard“.

Bereitwilligkeit ist eine gesellschaftliche Entwicklung hin zu einer Neubewertung von Arbeit, eine Ablösung alter kulturellen Leitbilder und der Ausbau der staatlichen Unterstützung wie der Hochschulinfrastrukturen weiter notwendig.⁵¹ Denn Familie befindet sich heute in einem „fundamentale[n] Dilemma [...] der sich abzeichnenden postindustriellen, flexiblen Gesellschaft“, die ihre Mitglieder 24 Stunden am Tag und 7 Tage in der Woche sowie die Einbindung beider Geschlechter fordert und zugleich den Anforderungen von Familie an Verlässlichkeit nachkommen will.⁵² „Das Innovationspotenzial und die Zukunftsfähigkeit der Wissenschaft wird u. a. von der Schaffung angemessener Bedingungen für eine Ausbalancierung von Familie und Wissenschaft für Wissenschaftler beiderlei Geschlechts abhängen.“⁵³ Ideal im Sinne einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung und im Sinne der Ausschöpfung kreativen Potentials für Forschung und Fortschritt sind Rahmenbedingungen, die eine persönliche Wahlfreiheit und die Entfaltung der je eigenen Kompetenzen möglich machen. Gute Forscher/innen dürfen nicht von Forschung ausgeschlossen werden, weil sie gerne Mütter oder Väter sein wollen. Es darf nicht zu einer beruflichen Diskriminierung kommen aufgrund der Entscheidung für ein Lebensmodell. Das Ziel für alle Beteiligten muss ein integriertes Leben sein, dessen Wert gesamtgesellschaftlich (an)erkannt wird, als ein Teil sozialer Diversität der modernen Gesellschaft, die sich paritätisch im Wissenschaftspersonal spiegelt. Soll die deutsche Bildungselite sich wieder stärker für Familiengründung entscheiden, dann ist besonders an den Universitäten Akzeptanz und nicht Aktionismus im Sinne eines Minderheitenschutzes gefordert. Ziel muss eine selbstverständliche Existenz ohne Legitimationsdruck sein. Wünschenswert für die Forscher-Eltern wäre, wenn sie ihr Handeln nicht neben und gegen die eigene innere Kodierung und Sozialisation, zusätzlich nach zwei Seiten – zur Universität und zur Familie hin – verteidigen müssten. Sie sollten selbstverständlicher Teil universitären Alltags und Teil des sozialen Systems sein,

51 Siehe die Lösungsansätze bei Fliegner, Kind und/oder Karriere, 160–162 und Briede, Promotion mit Kind, 113–121, die Handlungsleitlinien des Bundesministeriums für Familie im Achten Familienberichts 2012, Kap. 7.4 sowie die Vorschläge bei Grunenberg/Speck, Handlungsperspektiven, 185–187.

52 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit, 18.

53 Lind, Balancierung, 24.

auch wenn keine Zeit für häufige Mensagänge und After-Work-Treffen bleibt.⁵⁴ Weitere strukturelle, aber besonders informelle Unterstützung ist hierzu nötig. Ziel ist „nichts Geringeres als eine neue integrierte Sicht auf ‚Arbeit und Leben‘ beziehungsweise auf ‚Erwerb und Familie‘ [...], jenseits vereinfachender und euphemistischer Vorstellungen von ‚Work-Life-Balance‘ oder der ‚Vereinbarkeit von Beruf und Familie‘“.⁵⁵

In diesem Band ist eine große fachliche Vielfalt vertreten: Literaturwissenschaft, Philosophie, Kunstgeschichte, Psychologie, Geschichte und Erziehungswissenschaft, Ethnologie, Europäische Ethnologie, Kunst und Medizingeschichte. Alle Beiträger/innen eint die eigene Fundamentalerfahrung der Elternschaft, die sie in unterschiedlicher Weise als Erfahrungshintergrund oder Perspektive sichtbar machen. Der erste Teil des Bandes befasst sich mit alten und neuen Lebensmodellen zwischen Elternschaft und Wissenschaft und unseren Bildern davon, mit dem Wagnis der Elternschaft in der Forschung, mit Überlebensstrategien und neuen Förderinstrumenten und mit Modellen, die versuchen, die polare Gegenüberstellung und die Ambivalenz aufzulösen hin zu einem integrierten Dritten. Im zweiten Teil des Buches werden Beispiele vorgestellt, die spezifische Perspektiven und den von den Autor/innen ins Bewusstsein gehobenen Einfluss der Erfahrung von Elternschaft auf Fragestellungen und Forschungsfelder in unterschiedlichen Disziplinen aufzeigen. Die inhaltliche Befeuerung der Wissenschaft durch die subjektive Erfahrung von Elternschaft hat bislang keine Betrachtung gefunden. Doch dies ist nötig, denn sie erweitert Denkräume und sensibilisiert für bislang Unbemerktetes. Der zweite Teil des Bandes verlässt mitunter den Bereich bekannter Forschungsmethoden und begibt sich ins Experimentelle. Historisch lassen sich einige Beispiele belegen, bei denen vor allem im Bereich der Sprachwis-

54 Ebenso wünschenswert ist auch außerhalb der Universität, auf der Seite der Eltern-Communitys eine fraglose Akzeptanz der Doppelung von Familie und Beruf, die ein nachmittägliches Treffen mit anderen Eltern auf den Spielplatz unmöglich macht. Wer nicht nur über Kinderbelange spricht, bleibt auch hier außen vor. „Man wird dauernd rechts überholt, von den Profimüttern und den Profiwissenschaftlern“, Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, 27.

55 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit, 21 f.

senschaft, der Pädagogik und der Psychologie die eigenen Kinder nicht nur zum Anlass von Forschung, sondern sogar zum Studienobjekt wurden. Gefragt waren daher (historische), künstlerische oder literarische Beispiele oder Darstellungen forschender Mütter oder Väter ebenso wie Beispiele, in denen aufgrund elterlicher Erfahrungen neue Forschungsthemen eröffnet oder neue Fragen in bereits etablierten Feldern generiert wurden. Die hier vorgestellten exemplarischen Zugänge wären um viele weitere Beispiele auch aus hier nicht vertretenen Disziplinen zu ergänzen.

Teil I: Alte und neue Lebensmodelle

Der Beitrag von *Stefanie Marr* (Kunstpädagogik, Universität Siegen) befasst sich mit der Konstruiertheit von Familienbildern und ihrer Wirkung auf unsere Vorstellungen von Familienleben. Anhand von zeitgenössischen Studiofamilienfotos und künstlerischen Fotoarbeiten zeigt sie, dass Familienbilder tradierte Geschlechterrollen und Binnenstrukturen reproduzierten, die als Muster erkannt und immer wieder fortgeschrieben wurden. Marr beklagt den dadurch entstehenden verzerrten Blick auf die Realität von innerfamiliären Beziehungen. Das Beharren auf den Traditionen des heteronormen, bürgerlichen Normalfamilienideals könne als Verlustanzeige gelesen werden oder als Sehnsucht nach einem Wunschfamilienglück. In der Rückschau fiel der Autorin die Diskrepanz zwischen den Familienfotos und der Erinnerung an das Ich aus der eigenen Kinderzeit auf sowie die Praxis als Mutter, das Kinderleben der eigenen Tochter fotografisch festzuhalten. In Anwendung auf die Diskussion um ein neues Lebensmodell birgt Marrs Artikel brisante Hinweise: Forschende Mütter und Väter sind umgeben von idealen Familienbildern, an denen sie das Gelingen der eigenen Familiengestaltung messen müssen. Denn die Teilhabe von Vätern an Familienarbeit und die Lösung der Mütter von der ‚Hauptaufgabe‘ Kindererziehung im Vergleich zu traditionellen Modellen und Rollenverteilungen bedarf einer permanenten, kraftintensiven inneren Auseinandersetzung mit den eingepägten Familienrollen- und Beziehungsidealen. Das Gelingen der Vereinbarkeit auf der Seite der Familie ist also in doppelter Weise als Vater oder Mutter durch innere und äußere Erwar-

tungshaltungen gefährdet. Die dominanten stereotypen Familienbilder, die reproduziert werden wollen, haben wenig mit dem tatsächlichen *doing family* zu tun und behindern ein Lebenskonzept, das Forschung und Familie integriert. Auch verweist Marrs Beitrag implizit auf die soziale Diversifizierung von Elternschaft, die in Normalfamilien, Einelternfamilien, homosexuellen Eltern oder Wochenendvätern oder -müttern bestehen könne.

Insa Fookens (Psychologie, Universität Siegen/Frankfurt) Beitrag stellt den Leitbegriff der Tagung, Generativität, ins Zentrum. Als zweifache Mutter und Professorin für Entwicklungspsychologie berichtet sie in ihrem Essay von ihren Beobachtungen als Studentin der späten 1960er Jahre, von ihren Erfahrungen als junger Mutter auf einer wissenschaftlichen Qualifikationsstelle um 1980, vom Wechsel in die feste Stelle und damit in die Funktion als Rollenvorbild für weibliche Studierende und ihren eigenen Forschungen als ordentliche Professorin, die sich unter anderem mit innerfamiliären Beziehungen befassten. Trotz ihrer persönlichen Beteiligung gelingt Fooken ein deskriptiver Blick auf das eigene Beobachten und Erleben. In der begrifflichen Auseinandersetzung mit Generativität spricht Fooken von der doppelten Generativität des Menschen, der biologischen und der intellektuellen, die sich in Kreativität und Forschung niederschläge, die jedoch in der parallelen Umsetzung von den Betroffenen als äußerst ambivalente Lebenskonstruktion wahrgenommen würden und worden seien. Während die Grundprinzipien beider Bereiche sich widersprächen: auf der Seite der Eltern Fürsorge und Kontinuität und auf der Seite der Universität Durchsetzungsvermögen und Diskontinuität, entstehe dadurch ein „generatives Paradoxon“, eine scheinbare Unvereinbarkeit. Dabei bedienten diese beiden Bereiche zwei menschliche Grundbedürfnisse, nämlich Wirksamkeit (*agency*) und Zugehörigkeit (*communion*). Fooken plädiert für eine Neubewertung der die doppelt generative Lebensform begleitenden Ambivalenz und postuliert, dass eine Zusammenführung bzw. Interrelation beider Bereiche zu einer neuen Stimmung führen könne. Ihre Thesen bindet sie stets an eigenes Erleben und berichtet von „Trotz-alledem-Stolz“ der forschenden Mutter und von „selbstverordneter Ambivalenztoleranz“, Formulierungen, die die Selbstwahrnehmung forschender Mütter auch heute noch beschreiben dürften.

Maike Nikolai-Fröhlich (Germanistik, Universität Dresden) befasst sich in ihrem Beitrag mit der diskursiven Fremd- oder Selbstverortung deutscher Wissenschaftlerinnen in Bezug auf Familiengründung im Wissenschaftssystem. Der Diskurs zu Vereinbarkeit zwischen Wissenschaft und Familie werde in der deutschen Hochschullandschaft verstärkt als Risiko in Hinblick auf eine mögliche Hochschulkarriere diskutiert. Die zugleich durch die Elternschaft erlernten *skills* wie Abgrenzungsvermögen, Gelassenheit oder Work-Life-Balance würden nur von den Betroffenen selbst, nicht aber in der Fremdbeschreibung vorgenommen. Vaterschaft und Forschung hingegen würden nicht als Gegensätze oder als Ausschlusskriterium einer Wissenschaftskarriere begriffen. Damit zementiere der aktuelle Diskurs etablierte Geschlechterrollenbilder und verweise die Probleme der Vereinbarkeit, jenseits des biologischen Faktors, nach wie vor in den alleinigen Zuständigkeitsbereich der forschenden Mütter. Anhand verschiedener Beispiele, unter anderem der Zeitschrift *Forschung & Lehre*, zeigt sie den Zusammenhang zwischen diskursiver Bewertung und Geschlechtszugehörigkeit (Vater/Mutter).

Felicitas Söhner (Medizingeschichte, Universität Ulm) stellt die Vereinbarkeitsfrage vor der Folie eines historischen Vergleichs: Maria Montessori (1870–1952), italienische Ärztin und Reformpädagogin, verschwieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Wissenschaftlerin die Schwangerschaft und Geburt ihres unehelichen Sohnes. Ehe und Mutterschaft hätten zum sofortigen Ende ihrer Karriere und zu einer sozialen Degradierung geführt. Erst als ihr Sohn fünfzehn Jahre alt war, eröffnete sie ihm ihr verwandtschaftliches Verhältnis, gab ihn jedoch auch danach zeitlebens öffentlich als ihren Neffen aus. Ausgehend von dem Entscheidungszwang und dem sozialen Druck, dem Montessori ausgesetzt war, hinterfragt Söhner die heute postulierte Vereinbarkeits- und Machbarkeitsrhetorik, der entgegen aufgrund des universitären Anforderungsprofils ein impliziter Entscheidungszwang wirke und Frauen nach wie vor die Wahl zwischen beidem abverlange. Anhand statistischer Quellen legt sie die immer noch eklatante Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft dar, die sich mit dem Grad der Professionalisierung weiter ausdünnende; ein bekanntes und sich überaus hartnäckig haltendes Phänomen.

Katharina Naumann (Philosophie, Universität Gießen) nimmt in ihrem Beitrag zunächst die im Kontext der Vereinbarkeitsdiskurse gängigen Metaphern

wie „Spagat“ oder „Gratwanderung“ unter die Lupe. Sprachbilder rekurrten auf stereotype, geschlechtsgebundene, kontrastierende Vorstellungen der ‚guten Mutter‘ und des ‚guten Wissenschaftlers‘. Beides sei mitunter auf die Ähnlichkeiten der jeweiligen Anforderungsprofile hin zu prüfen, zu dekonstruieren und zu einer Vorstellung eines integrierten Lebensmodells hin aufzulösen, zu dessen Identität sowohl Elternschaft als auch Wissenschaft als einer neuen Lebensform gehöre. Forschende Eltern hätten dazu beigetragen, das Themenfeld von Elternschaft als Forschungsfeld zu eröffnen und zugleich als gesellschaftlich relevante Kategorie sichtbar zu machen, die nicht mehr um ihre Legitimität kämpfen müsse. Naumann warnt jedoch vor einer Hierarchisierung der beiden Lebensbereiche und einer Funktionalisierung von Familie als Rekreatationsraum, Ideengeber und methodischer Inspiration zu Gunsten der Hochschulökonomie. Sie schließt mit dem Vorschlag, künftig ein neues Sprachbild im Sinne eines holistischen Lebensmodells zu bemühen, die gemeinsame Bergwanderung mit Höhen und Tiefen, die bei langsamerem Tempo einen im Vergleich zu Nichteltern anderen Erfahrungsraum verspreche.

Sylvia Jaworski (Jüdische Literatur, Universität Basel) befasst sich in ihrem Beitrag mit der universitären Stellenorganisation und den Förderinstrumenten in der Promotions- und Habilitationsphase in der Schweiz mit besonderem Hinblick auf Dual Career Couples mit Kindern. Förderung gehe nach wie vor von einem traditionellen Familienmuster aus und betreibe entweder reine Frauen- und Mütterförderung oder fördere sogar die Retraditionalisierung. Jaworski reklamiert die Angleichung der Förderinstrumente an neue Rollen- und Beziehungsmuster in Partnerschaften, die Aufwertung der Familienarbeit und die Gleichstellung der Väter in der Familienarbeit. Ihrer Meinung nach lässt sich gerade der Arbeitsalltag in den Geisteswissenschaften gut mit Elternarbeit vereinbaren und muss durch eine Flexibilisierung der Beschäftigungsverhältnisse (Teilzeit oder Gleitzeit) unterstützt werden. Doch die im Rahmen der Exzellenzdiskurse geforderte örtliche Mobilität und besonders die Auslandsaufenthalte stellten für Forscherpaare mit Kindern eine nicht zu meisternde Klippe dar. Dies führe zwangsläufig erneut zu einer Hierarchisierung der Bereiche und einer asymmetrischen beruflichen Entwicklung beider Partner. Eine gleichzeitige Qualifikation und Profilbildung von beiden Elternteilen in der Forschung sei damit nahezu unmöglich. Jaworski for-

dert ein Umdenken in Hinblick auf die Förderung von forschenden Paaren in Dual-Career-Modellen, die vor dem Erreichen der Lebenszeitstelle eines der Partner einsetzen müsse.

Teil II: Themen- und Methodeninspiration

Der zweite Teil des Bandes zeigt exemplarisch die graduell verschiedenen Möglichkeiten, wie sich die Erfahrung der Elternschaft auf Forschung auswirken kann. Die Forscher/innen demonstrieren vor den jeweiligen inhaltlichen Themen und Konzepten ihrer je eigenen Disziplinen die fachliche Bereicherung durch den Blick als Forscher-Eltern, weisen aber auch auf methodische Gefahren hin.

Cordula Endter (Europäische Ethnologie, Universität Hamburg) und *Friedolin Krentel* (Ethnologie, Universität Gießen) geht es in ihrem Beitrag um die unsichtbaren familialen Akteure (Partner/innen, Großeltern oder Kinder), die indirekt an wissenschaftlichen Denk-, Forschungs- und Schreibprozessen beteiligt seien und die sie mit Latours Akteur-Netzwerk-Theorie zu beschreiben suchen. Implizit stellen die beiden Autoren damit das Diktum der alleinigen Autorschaft als wichtigsten Leistungsindikator des deutschen Wissenschaftssystems und allgemein den personifizierbaren Leistungsnachweis in der Produktion von Wissen in Frage. Erkenntnisgenese müsse oder könne als Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit gelesen werden. Methodisch gehen sie über die indirekte Teilhabe anderer hinaus und schlagen eine aktive Zusammenarbeit mit Kindern als produktive Befremdungsstrategie vor. Kindliche Perspektiven könnten als Korrektiv tradierter Normen, Deutungsmuster und Diskurse dienen, die Erwachsenen mittels eigener Denkleistung nicht mehr zugänglich seien. Sie formulieren nicht nur eine profunde Kritik an den Exklusions- und Anerkennungsmechanismen der deutschen Forschungslandschaft, sondern sie propagieren mit der Idee der kollaborativen Forschung mit Kindern einen innovativen methodischen Ansatz, der auch jenseits der Disziplin der Ethnologie zum Überdenken der eigenen Methoden anregt. Ihr Verständnis von Wissenschaft folgt nicht wie allgemein in Deutschland üblich dem Postulat des Unparteiischen oder Unpolitischen, getrennt von gesellschaftlichem Engage-

ment; sie überführen ihren Methodenvorschlag in konkrete Handlung und rufen zu der Gründung eines „autoethnografischen Kollektivs forschender Eltern“ auf.

Christian Stadelmaier (Geschichte, Universität Gießen) legt in seinem Beitrag einen Fachbeitrag zum Kinder-Krieger des Frühmittelalters vor, indem er sich mit der Frage auseinandersetzt, inwieweit Waffenfunde in alemannischen Kindergräbern jenseits symbolisch-repräsentativer Bedeutungen auf eine tatsächliche Teilnahme von Kindern unterschiedlichen Alters an kriegerischen Handlungen hindeuten. Anhand der Waffengröße in Relation zur Größe des Kindes, aber auch durch die Frage nach der begrifflichen Ungenauigkeit in der Zuschreibung von Jugendlichkeit in Schriftquellen zeigt der Autor, dass aktive Gewalthandlungen jenseits der symbolischen Ebene möglich gewesen sein könnten. Er formuliert damit ein Plädoyer für einen interdisziplinären Austausch zwischen Archäologie und Geschichte. Stadelmaier wirft zugleich einen reflektierenden Blick auf den Einfluss, den seine eigene Erfahrung als Vater eines Sohnes auf die Wahl des Forschungsthemas, seine Leitfragen, die Erkenntnisgenese und die Bewertung der Ergebnisse haben könnte. Im Wechsel zwischen Fachbeitrag und Methodenreflexion unter der Prämisse der persönlichen Beteiligung gelingt es ihm exemplarisch zu zeigen, dass eben dieser subjektive Erfahrungshintergrund in eine Erweiterung der Forschungsgegenstände und Fragen mündet und die implizite Subjektivität mittels objektivierbarer Fachmethoden relativierbar ist. Das in der Geschichtswissenschaft anerkannte Diktum, dass Forschung sich an den Bedürfnissen der Jetztzeit orientiere, wird von Stadelmaier von einer abstrakten Ebene gesellschaftlicher Themen verschoben auf die des persönlichen Erlebens. Den impliziten wie expliziten Einfluss allgemeiner wie auch individueller Kontexte auf Forschung erklärt er mit Hilfe der Neurowissenschaften als Brücke zwischen Emotion, Erfahrung und Erkenntnis.

Antje Fehrmann (Kunstgeschichte, Freie Universität Berlin) widmet sich in ihrem Beitrag kindlicher Raumrezeption am Beispiel von Kirchenräumen. Die Raumwahrnehmung und Raumaneignung von Kindern unterschieden sich prinzipiell von der der Erwachsenen, die durch kulturelle Sozialisationen Wahrnehmungsmuster wiederholten und sich bei der Raumaneignung den vorgegebenen Regeln unterordneten. Statt ausschließlich visuell zu rezipieren, erfassten Kinder einen Kirchenraum mit allen Sinnen, widersetzten sich Rezeptionsvorgaben

und interessierten sich für sekundäre Funktionen des Kirchenraums, der unter anderem als Behausung von Fledermäusen dienen könne. Mit ihrer unmittelbaren, noch nicht ‚kultivierten‘ Wahrnehmungsweise irritierten sie erwachsene Evidenzstrategien. Im Vergleich mit Architekturtraktaten betrachtet die Autorin den kindlichen Prozess der Rauman eignung, der sich besonders durch Konstruktion und Destruktion ephemerer Gebäude, die Betonung der Grenzen zwischen Innen und Außen sowie die Rezeption des Materials speise. Zentrale relationale Kategorie sei die Proportionalität eines Kirchenraums gemessen an der Vorstellung vom Verhältnis zum erwachsenen menschlichen Körper, aufgrund deren Kinder eine verschärfte Rezeptionssituation vorfänden, die sie ins Fragmentarische auflösten. Die Auseinandersetzung mit kindlicher Raumrezeption beinhalte damit eine profunde Kritik an historischer und heutiger Rezeptions- und Rezipientenforschung in der Kunst- und Architekturgeschichte, die von einem diffusen Normrezipienten ausgehe und dabei das historische und aktuelle Publikum nur aus Erwachsenen bestehend konzeptionalisiere, wohingegen die tatsächliche Zusammensetzung des Publikums seit jeher altersgemischt gewesen sei. Die Rezeptionsforschung und auch die Rezeptionsästhetik, die sich mit der impliziten Wirkabsicht von Kunstwerken befasst, bedürfe einer Differenzierung und Einbeziehung ‚stummer‘ Rezipienten.

Florian Heßdörfer (Erziehungswissenschaft, Universität Leipzig) befasst sich mit dem Werk des Schweizer Biologen Jean Piaget (1896-1980) und begibt sich auf die Spurensuche nach impliziten Einflüssen von Piagets eigener Biografie und besonders Vaterschaft, die in dessen Theorien zur Entwicklungspsychologie des Kindes einfließen. „Das Ich ist hassenswert, um so mehr als es mächtig ist.“ Eine Aussage Piagets am Ende seines Buchs *Von der Logik des Kleinkindes zur Logik des Heranwachsenden* mache den Autor hinter dem Werk sichtbar. Piaget habe aus eigenem Erleben mehrfach die Grenze von Beschreibung hin zu Vorschrift überschritten und dadurch seine persönliche Beteiligung im Feld seiner Studien preisgegeben. Der Wunsch nach einem Gelingen der kindlichen Biografie habe zum Eingang lebensweltlicher Horizonte geführt, die auf die erfolgreiche Integration des Heranwachsenden in die Erwachsenengesellschaft abzielten. Piagets eigener adoleszenter Ausflug in die Metaphysik als zwanzigjähriger Idealist sei gescheitert und später von ihm selbst partiell als gefährvoller Prozess dieser Lebensphase be-

zeichnet worden. Heßdörfer formuliert die These, Piaget habe damit unbewusst die eigenen Erfahrungen als Heranwachsender in sein Werk eingeflochten als auch die sublimierten Aggressionen gegenüber der fundamentalen Willkür der kindlicher Egos seiner eigenen Kinder, der er selbst als Vater ausgesetzt war.

Timo Heimerdingers (Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck) Beitrag handelt von unausgesprochenen, vergeschlechtlichten Deutungsmonopolen und von wissenschaftlichem Gatekeeping im Feld der Elternschaftskulturforschung, das scheinbar durch die Fundamentalerfahrung von Elternschaft und verschärft durch Mutterschaft legitimiert werde. „Zwischen der Erfahrung eigener Elternschaft und ihrem Fehlen gibt es kein Drittes“, so Heimerdinger. Hier scheint der Einfluss der eigenen Erfahrung von Eltern- oder Mutterschaft nicht nur implizit in die Forschung einzugehen, sondern explizit als Kompetenzausweis und Expertenstatus zu fungieren, der den wissenschaftlichen Aussagen überhaupt erst Gewicht verleihe. Diese gewünschte Interferenz zwischen Privaterfahrung und Forschung bezeichnet Heimerdinger kritisch als „Erfahrungssenzialismus“. Der im essayistischen Stil geschriebene Beitrag fragt nach der Relation zwischen Forscher/in und Forschungsgegenstand, nach Beobachten, Empathie und Distanz. Sowohl Befremden als auch Empathie komme eine Schlüsselrolle als Brücke zum Staunen und zur Erkenntnis zu, ein Gedanke, der sich ähnlich im Beitrag von Endter und Krentel findet. Zugleich stellt Heimerdinger eine noch zu erforschende Hierarchisierung verschiedener Forschungsfelder innerhalb von Disziplinen fest, der eine spezifische Wertigkeit im Wissenschaftsbetrieb zukomme.

Teil III des Bandes schließt mit dem Tagungsbericht von *Cristina Sasse* (Geschichte, Universität Gießen) und einem Autorenverzeichnis aller Beiträge/innen.

Dem vorliegenden Band geht es explizit nicht um die Erhebung von Mutter- oder Vaterschaft zur neuen Normbiografie für Wissenschaftler/innen, sondern um die uneingeschränkte Anerkennung der Diversität von Lebensmodellen.

Ziel ist es, zur Auflösung der polaren Wahrnehmungsmuster beizutragen. Versuchen wir, die Verbindung beider Felder nicht mehr als Gratwanderung oder Spagat, sondern als Brücke zu visualisieren, in der Hoffnung, die Kluft darunter möge sich langsam schließen und die Brücke selbst mit neuen Häusern bebaut werden.

Literatur

- AUDIT-ZERTIFIKAT DER HERTIE-STIFTUNG, unter <http://www.beruf-und-familie.de> (23.4.2016).
- AUFERKORTE-MICHAELIS, NICOLE / SIGRID METZ-GÖCKEL / JUTTA WERGEN / ANNETTE KLEIN: Junge Elternschaft und Wissenschaftskarriere. Wie kinderfreundlich sind Wissenschaft und Universitäten? Hochschuldidaktisches Zentrum HDZ Universität Dortmund, 1. März 2006, auch unter http://www.frauenbuero.uni-mainz.de/Dateien/Studie_Universitaet_Dortmund_-_Junge_Elternschaft_und_Wissenschaftskarriere.pdf (2.4.2016).
- BADINTER, ELISABETH: Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981.
- BEAUFÄYS, SANDRA / ANITA ENGELS / HEIKE KAHLERT (Hrsg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft, Frankfurt a. M. 2012.
- BRIEDE, ULRIKE: Promotion mit Kind, in: GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive. Ein Ratgeber von und für DoktorandInnen, hrsg. von Claudia Koepernik, Bielefeld 2006, 111–122.
- BRÜDERL, LEOKADIA: Beruf und Familie. Frauen im Spagat zwischen zwei Lebenswelten, in: Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit, hrsg. von Leokadia Brüderl, Weinheim 1992, 11–34.
- BUCHNER, TOBIAS / OLIVER KOENIG / SASKIA SCHUPPENER: Von Standorten, Ontologisierungen und Parteilichkeit – methodische Reflexionen im Rahmen partizipativer Forschung, in: Teilhabe, 50/4 (2011), 167–168.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND: Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Achter Familienbericht 2012, unter: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/Achter-familienbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (23.4.2016).
- CORNELISSEN, WALTRAUD / SABINE SARDEI-BIERMANN: Anforderungen an die Forschung, in: Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft. Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven, hrsg. von Waltraud Cornelißen und Katrin Fox, Wiesbaden 2007, 177–184.
- DANIEL, UTE: Compendium Kulturgeschichte, 5. Aufl. Frankfurt a. M. 2006.
- DASTON, LORRAINE / PETER GALISON: Objektivität, Frankfurt a. M. 2007.

- DREWS, LYDIA / STEFANIE LASERRA: Alles unter einen Hut kriegen. Die Situation von Studierenden und Wissenschaftlerinnen mit Kindern, Berlin 1994.
- FLIEGNER, ANGELIKA: Kind und/oder Karriere? Erwerbstätigkeit deutscher und niederländischer Mütter zu Beginn des 21. Jahrhunderts [Univ. Diplomarbeit], Münster 2011.
- GROSSKURTH, GRIT: Die Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Frauen mit Kindern anhand eines Ländervergleichs zwischen Deutschland und Schweden, Berlin 2006.
- GRUNENBERG, SILKE / AGNES SPECK: Handlungsperspektiven in der Praxis, in: Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft. Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven, hrsg. von Waltraud Cornelißen und Katrin Fox, Wiesbaden 2007, 185–187.
- HEY, JOHANNA: Sind Familie und Wissenschaft als Beruf vereinbar? Chancen und Schwierigkeiten junger Wissenschaftlerinnen – Reformmöglichkeiten, in: Forschung & Lehre 7 (2005), 352–355.
- JAHNKE, ISA / SIGRID METZ-GÖCKEL / THOMAS HERRMANN (Hrsg.): Dynamik sozialer Rollen beim Wissensmanagement, Wiesbaden 2006, unter: <http://gbv.eblib.com/patron/FullRecord.aspx?p=749416> (3.4.2016).
- JURCZYK, KARIN / MICHAELA SCHIER / PEGGY SZYMENDERSKI / ANDREAS LANGE / GÜNTHER G. VOSS: Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung (Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 100), Berlin 2009, unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-8360-8700-1> (15.3.2016).
- KLEIN, DAGMAR: Hochschule und Kind? – Ja, klar!, in: Uni-Forum 18 (2005), 7.
- KÖNIG, TOMKE: Familien-Ideale. Regulierungen einer privaten Lebensform, in: Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung. Festschrift für Marion Oberschelp, hrsg. von Uta Meier-Gräwe, Wiesbaden 2015, 151–163.
- KRAUS, UTE / ELMAR BRÄHLER / YVE STÖBEL-RICHTER: Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf bei Paaren – Wunsch und Wirklichkeit, in: soFid Frauen- und Geschlechterforschung 2 (2009), 11–25.
- LEDERER, MICHAEL: Objektivität als Wert in der Wissenschaft, München 2003.
- LIETZMANN, TORSTEN: Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit im Bereich prekärer Einkommen [Univ.-Diss.], Bielefeld 2016.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektive? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 11 (2008), 754–756.

- LIND, INKEN: Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft im Spiegel der Forschung, in: Frauen und Geschlechterforschung 2 (2004), 23–37.
- MACHA, HILDEGARD / BETTINA PAETZOLD: Elemente beruflicher Identität von Wissenschaftlerinnen: Vereinbarkeit von Kind und Beruf?, in: Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit, hrsg. von Leokadia Brüderl, Weinheim 1992, 123–137.
- MAFAALANI, ALADIN EL- / JULIAN WALECIAK / GERRIT WEITZEL: Methodische Grundlagen und Positionen der qualitativen Migrationsforschung, in: Methoden der Migrationsforschung: Ein interdisziplinärer Forschungsleitfaden, hrsg. von Débora B. Maehler und Heinz Ulrich Brinkmann, Wiesbaden 2016, 61–95.
- MEIER-GRÄWE, UTA: Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung, Wiesbaden 2015, unter: http://ebooks.ciando.com/book/index.cfm/bok_id/1870352 (16.3.2016).
- O’LAUGHLIN, ELIZABETH M. / LISA G. BISCHOFF: Balancing Parenthood and Academia. Work. Family Stress as Influenced by Gender and Tenure Status, in: Journal of Family Issues 26 (2005), 79–106.
- QUAISER-POHL, CLAUDIA / BARBARA REICHLE: Kinder, Küche, Konferenzen oder Die Kunst des Jonglierens, München 2007.
- REUTER, JULIA / GÜNTHER VEDDER / BRIGITTE LIEBIG (Hrsg.): Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern, Frankfurt a. M. 2008.
- RUSCONI, ALESSANDRA / HEIKE SOLGA (Hrsg.): Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften, Opladen 2011.
- SMYKALLA, SANDRA: Intersektionalität zwischen Gender und Diversity: Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit, 4. Aufl., Münster 2016.
- SOLGA, HEIKE / CHRISTINE WIMBAUER (Hrsg.): „Wenn zwei das Gleiche tun ...“ Ideal und Realität sozialer (Un)Gleichheit in Dual Career Couples, Opladen 2005.
- SPANNRING, REINGARD (Hrsg.): Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen, Bielefeld 2015.
- VOGEL, ULRIKE / CHRISTIANA HINZ: Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Hochschulen. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung in den Fachgebieten Mathematik und Sozialwissenschaften, Braunschweig 2004.
- VOGEL, ULRIKE / CHRISTIANA HINZ: Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur, Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2004.
- WALGENBACH, KATHARINA: „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt a. M. 2005.

Teil I: Alte und neue Lebensmodelle

Stefanie Marr

Gestellte Familienbilder – Nur das Leben, das man sich ausmalt

Wenn sich an Festtagen die Familie trifft, kommt unweigerlich der Moment: „Jetzt bitte noch schnell ein Foto!“ Alle versammeln sich. „Wo ist Mama?“ „Endlich, wir warten schon!“ „Du und Papa, ihr geht am besten in die Mitte!“ „Die Kleinen bitte nach vorne!“ „Nun alle ‚Cheese‘ sagen!“ „Vielleicht besser gleich noch ein zweites Bild?“ „Rückt bitte noch ein bisschen näher zusammen!“ Also noch einmal: „Bitte recht freundlich!“

Gestellte Familienfotos haben eine lange Tradition, die bis ins ausgehende 19. Jahrhundert zurückreicht. Im Laufe der Zeit haben sich bestimmte Stereotypen in der Art der Darstellung der Familie institutionalisiert. Gestellte Familienbilder sind durch bestimmte Merkmale und Attribute gekennzeichnet. Ohne selbst auf dem Fest gewesen zu sein, kann sich ein jeder¹ vorstellen, wie das bei einer solchen Gelegenheit aufgenommene Familienfoto typischerweise aussieht. Anhand von Beispielen aus der Fotokunst und realen Familienfotos befasst sich dieser Beitrag mit den dort reproduzierten Mustern und etablierten Vorstellungen von Idealfamilie, die in offensichtlichem Widerspruch zur Familienrealität stehen.

Das Bild (ABB. 1) zeigt eine Gruppe von fünf Personen: eine Frau und einen Herrn – beide sind Ende fünfzig – sowie zwei Mädchen und einen Mann im jungen Erwachsenenalter. Das Foto wurde vor einem grün-gold gewebten, herrschaftlich drapierten Vorhang aufgenommen. Im Zentrum der Aufnahme befindet sich die ältere Dame. Sie sitzt zurückgelehnt auf einem grün gepolsterten Stuhl mit Armlehnen. Ihren rechten Unterarm hat sie auf der Armlehne abgelegt. Sie trägt einen kurzen, dunklen Rock. Ihre nackten Beine hat sie damenhaft übereinander

1 Für die Lesbarkeit wird die monogeschlechtliche, männliche Sprachform verwendet, wenn es um eine abstrakte, allgemeine Beschreibung geht, etwa der Leser/der Betrachter. Diese Funktionen können selbstverständlich auch von Personen anderen Geschlechts ausgeübt werden.



Abb. 1
Zur Konstruktion von
Familienbildern in der zeit-
genössischen Fotokunst
Jamie Diamond: *Constructed
Family Portraits* (2007)

geschlagen. Ihre linke Hand ruht auf ihrem linken Oberschenkel. Um ihren Hals trägt sie eine zweireihige Perlenkette. Die ältere Frau wird von den vier anderen Personen umrahmt. Diese haben sich um sie herum positioniert. Über sie beugt sich von links hinten der ältere Herr und seitlich von rechts eines der Mädchen. Auf jeweils einer Seite des Stuhls knien ihr zu Füßen die beiden anderen jungen Leute. Sie halten sich an den Stuhllehnen fest. Auf der linken Seite des Fotos befinden sich die beiden männlichen Personen. Auf der rechten Seite sind die beiden weiblichen Personen zu sehen. Die Gruppe ist körperlich sehr nah aneinander gerückt. Die Abgebildeten haben offenbar keine Berührungsängste. Die rechte Hand des älteren Mannes liegt auf der rechten Hand der sitzenden Frau. Alle Per-

sonen blicken offen in die Kamera. Sie lächeln. Die Atmosphäre wirkt entspannt, ungezwungen. Sie stellen eine emotionale, harmonische Einheit dar. Alle fünf Personen sind klassisch angezogen. Sie haben weiße oder zumindest sehr helle Oberteile an. Die Unterteile sind dunkelfarbig. Die Gesamtwirkung der Kleidung wirkt aufeinander abgestimmt. Ein einheitliches Bild entsteht. Trotz des klassischen Kleidungsstils wirkt die Gruppe nicht steif. Die förmliche Ausstrahlung der adretten Kleidung wird aufgelockert durch die hochgekrempelten Hemdsärmel der beiden Herren und durch die unter dem Pullunder hervorschauende Bluse des vorderen Mädchens.

Ohne Vorwissen wird das Foto mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit dem Genre „Familienporträt“ zugeordnet. Die Art der Anordnung der Personen entspricht dieser Gattung. Die wichtigste Person sitzt ehrwürdig im Zentrum. Die anderen Familienangehörigen positionieren sich um sie herum. Im gezeigten Bild wird die Mutter durch ihre exponierte Position als „Herzstück“ der Familie gewürdigt. In klassischen Familienporträts lässt sich auch immer wieder die Geste des Vaters finden. Über die Mutter gebeugt legt er seine Hand auf die ihre. Die beschützende, aber gleichwohl auch besitzanzeigende und rollenzuweisende Geste gibt ihn als das Oberhaupt der Familie zu erkennen. Des Weiteren bestätigt die mit dem Bild getroffene Botschaft über die Familie unsere Erwartungen: Die Familie zeigt sich als Einheit, als Hort der Geborgenheit.

Das Foto stammt von der US-amerikanischen Künstlerin Jamie Diamond. Für ihre Fotoserie *Constructed Family Portraits* aus dem Jahr 2007 hat sie einzelne und ihr fremde Personen gebeten, sich gemeinsam als Familie fotografieren zu lassen. Als Kulisse dienten Jamie Diamond angemietete repräsentative Hotelräume. Ziel war es, mit der Serie das in Familienbildern repräsentierte soziale Konstrukt der Institution Familie zu hinterfragen. Dass es Personen, die sich nicht bekannt sind, gelingt, in der bildlichen Repräsentation eine Familie in Eintracht darzustellen, ist dem Einfluss der Massen von verbreiteten Familienbildern zuzuschreiben. Durch ihre Omnipräsenz sind diese als Muster im Gedächtnis der Menschen fest verankert. Sie bestimmen maßgeblich die Vorstellung der Menschen von dieser Art von Gruppenbild. Soll ein Familienporträt aufgenommen werden, fungieren die Bilder aus den Massenmedien als Vorlagen. Sie diktieren die einzunehmenden Posen. Sie schreiben die in diesem Zusammenhang erwartete Mimik und Gestik vor. Es

ist davon auszugehen, dass Personen, die für ein Familienfoto zusammengerufen werden, das Skript dieses Gruppenbildes kennen – auch aus ihrem eigenen Familienalltag. Ohne Probleme sind sie in der Lage, der Darstellungskonvention Folge zu leisten. Sie können als Statisten dienen.

Die *Constructed Family Portraits* sind nicht wahrhaftig. Für sie hat Jamie Diamond völlig fremde Personen als Familie inszeniert. Die Fotografien wirken dennoch glaubwürdig, zeigen sie doch alle Merkmale, die ein Betrachter von Familienporträts erwartet. Mit ihren Darstellungen liefert die Künstlerin das Bild von Familie, das alle sehen wollen: Darstellungen reinsten Familienglücks. Indem Jamie Diamond aufzeigt, dass gestellte Familienbilder bloße Schablonen sein können, regt sie den Betrachter an, über den prinzipiellen Wahrheitsgehalt von gestellten Familienbildern nachzudenken. Möglicherweise zeigen diese, was Familie in den Vorstellungsbildern der Menschen sein sollte, aber niemals tatsächlich ist.² Mit der Tatsache, dass Gruppenbilder mit bestimmten Merkmalen stets als Familienbilder gelesen werden, spielt auch die deutsche Künstlerin Verena Jaekel. In ihrer Serie *Neue Familienporträts – New Family Portraits* aus den Jahren 2005 und 2006 fotografiert sie Familien im Stil klassischer Familienfotos.

Das Portrait (ABB. 2) zeigt eine Gruppe von drei Personen: Zwei Männer Ende vierzig und einen ca. fünfzehnjährigen Jungen. Die beiden Männer wirken konservativ. Beide sind schlank, haben eine Halbglatze und dezente Brillen. Zu dunklen Hosen tragen sie Jacketts und Hemden mit Krawatten. Der Junge trägt eine ordentliche Jeans zu einem sportlichen Hemd. Die Aufnahme wurde in einem privaten Wohnraum gemacht. Dieser befindet sich im Dachgeschoss. Die Personen stehen in einer Zimmerecke unter einer Dachschräge. Der Wohnraum wirkt hell und freundlich. Er ist penibel aufgeräumt. Alles scheint seinen festen Platz zu haben. Einer der beiden Männer sitzt auf einem gepolsterten Sessel. Seine Haltung wirkt steif. Er sitzt aufrecht. Seine Beine stehen geziert beieinander. Seine Hände hat er auf seinen Oberschenkeln gesittet übereinandergelegt. Der zweite Mann steht rechts hinter ihm. Er hat seine rechte Hand auf die Schulter des sitzenden Mannes gelegt. Der Gebärde kann der Betrachter eine innere Haltung der beiden Männer zueinander entnehmen. Aus der Geste lässt sich ablesen, wer welche Rolle in der

2 Vgl. Kalle/Stelzer, Glück, 12.



Abb. 2
Verena Jaekel: *Neue
Familienporträts –
New Family Portraits*
(2005/06)

Partnerschaft innehat. Etwas versetzt vor dem stehenden Mann – rechts neben dem Sessel – hat sich der Junge aufgebaut. Seine Haltung wirkt weniger formell. Seine Beine sind ein wenig geöffnet. Seine Füße zeigen leicht nach außen. Seine Arme lässt er herunterhängen. Alle drei Personen blicken ernst in die Kamera.

Die Fotografie entspricht in ihrem Aufbau einem klassischen Familienporträt, auf dem ein Vater und eine Mutter mit ihrem Kind abgebildet sind. Es kann angenommen werden, dass die hier für das Bild vorgenommene Anordnung der einzelnen Familienangehörigen der das Bild betrachtenden Person³ vertraut ist. Der Betrachter weiß die Aufstellung als Familienbild zu lesen. Des Weiteren wird

3 Hier wird vereinfachend von dem Betrachter gesprochen. Diesen gibt es nicht. Ein Bildgegenstand wird stets in Abhängigkeit von den eigenen Erfahrungen und Erkenntnissen wahrgenommen und bewertet. Wie Menschen die Institution Familie und gleichgeschlechtliche Beziehungen interpretieren, hängt von ihrem persönlichen Standpunkt ab.

ihm wohl bekannt sein, dass in unserer Gesellschaft die Familie in vielfältigen Familienformen gelebt werden kann. Dass auch gleichgeschlechtliche Partner eigene Kinder haben oder haben können, wird der Betrachter den Medien entnommen haben. Trotz seiner Kenntnisse wird ihn diese Fotografie irritieren, denn hier stoßen zwei in ihm fest verankerte Muster aufeinander: Seine klare Vorstellung von einem Familienbild trifft auf die in ihm tief verwurzelte Auffassung von einer sogenannten richtigen Familie. Während der Betrachter durch die Art der Darstellung herausgefordert wird, das Foto als Familienbild zu lesen, wird er durch die Gleichgeschlechtlichkeit der Eltern – trotz besseren Wissens – möglicherweise zögern, das Bild dem Genre eines Familienporträts zuzuordnen. Für die meisten Betrachter wird es auch heutzutage noch immer nicht selbstverständlich sein, „Regenbogenfamilien“ durchweg und ohne den leisesten Zweifel als ein selbstverständliches Familienmodell zu verstehen. Bei vielen wird sich das Bild einer Regenbogenfamilie noch nicht oder aber nicht gänzlich reibungslos in ihre Auffassung einfügen, was unter einer Familie zu verstehen ist. Mit ihrer Serie gelingt es der Künstlerin Verena Jaekel, die Wahrnehmung der Institution Familie in unserer Gesellschaft zu hinterfragen. Die Betrachter werden herausgefordert, ihnen eingeprägte, lange vertraute Bilder zu reflektieren.

Bis hierher wurden Familiendarstellungen besprochen, die im Kunstkontext entstanden sind. Die Künstlerinnen Jamie Diamond und Verena Jaekel haben sich in ihren Fotografien mit Familienbildern, besser gesagt, mit dem Bild von Familie in unserer Gesellschaft, auseinandergesetzt. Mit ihren künstlerischen Arbeiten haben sie aufgedeckt, dass unserer Begriff von Familie sich nicht zuverlässig an *einer* äußeren Form und schon gar nicht an einer bestimmten äußeren Form ableiten lässt. Der Betrachter ist herausgefordert, genau das zu hinterfragen, was man gemeinhin eher exklusiv einer heterosexuellen, monogamen, bürgerlichen Familie zuschreibt.



Abb. 3 und Abb. 4
Bernd Nörig: *Söhne und Väter*
(2004)

Fotografien realer Vater-Sohn-Paarungen und was wir (nicht) in ihnen sehen

In einem Seminar an der Universität Siegen wurden die Studierenden aufgefordert, die Aussagen von zwei Vätern und ihren Söhnen Fotografien zuzuordnen. Auf den Bildern (ABB. 3 und 4) sind die Elternteile jeweils zusammen mit ihrem erwachsenen Kind abgebildet. Das erste Paar äußerte sich wie folgt:

„Mit meinem Sohn habe ich viel Zeit auf dem Sportplatz verbracht.“

„Als Vereinsvorsitzender hat mein Vater mir den Sport nahegebracht, und der hat uns sehr miteinander verbunden.“

Das zweite Paar sagte:

„Einmal habe ich meinen Sohn mit dem Fahrrad vom Kindergarten abgeholt. Er hatte nichts Besseres zu tun, als seine Füße in die Speichen zu stecken. Ich musste mit ihm zum Arzt gehen.“

„Ich kann mich an kein gemeinsames Erlebnis mit meinem Vater erinnern.“⁴

Auf den zu den Aussagen dazugehörenden Fotografien wurden jeweils Vater und Sohn vor schwarzem Hintergrund als Brustbilder abgelichtet. Die Personen tragen dunkle Oberteile, die sich kaum vom Hintergrund abheben. Der Blick des Betrachters wird damit auf die Gesichter gelenkt. Beide Personen stehen sehr dicht zusammen. Der Vater ist jeweils etwas hinter der Schulter seines Sohnes angeordnet. Die Köpfe der beiden stehen nur um eine Handbreit auseinander. Alle Personen schauen frontal in die Kamera. Ihr Gesichtsausdruck ist neutral. Da die Köpfe gleich ausgerichtet sind, beginnt der Betrachter sofort zu vergleichen. Zum einen versucht er, innerhalb der einzelnen Fotografien Familienähnlichkeiten zwischen Vater und Sohn auszumachen. Zum anderen fühlt er sich herausgefordert, die beiden Fotografien miteinander zu vergleichen: Er ist interessiert, das den beiden Paaren zugrunde liegende Beziehungsmuster zu entschlüsseln. Im Seminar wurde herausgearbeitet, dass die Zuordnung der Aussagen zu den Fotografien spekulativ bleiben muss. Die Bilder weisen keine definitiven Merkmale auf, die eine gesicherte Zuordnung ermöglichen. Die Beziehungsqualität lässt sich nicht an den Fotografien ablesen. Man muss informiert werden, dass die ersten Aussagen der linken (Abb. 3) und die zweiten Aussagen der rechten (Abb. 4) Abbildung zuzuordnen sind.

Familie in der Werbung

Der Vollständigkeit halber soll hier am Rande darauf hingewiesen werden, dass Familienbilder zu konstruieren – wie es die beiden Künstlerinnen in ihren Arbeiten getan haben – alltägliche Praxis der Werbefotografie ist. Um bestimmte Produkte werbewirksam ins Bild zu setzen, posieren Fotomodelle als Familie. Die

4 Nörig, Söhne, 83–84.

Personen selbst sind sich unbekannt. Sie wurden von der Modelagentur als Gruppe zusammengestellt. Auswahlkriterium ist ihre Fotogenität. Man setzt dabei voraus, dass die abgelichteten Personen allgemein hin als attraktiv wahrgenommen werden und sympathisch wirken. Des Weiteren gelingt es ihnen, vor laufender Fotokamera glaubhaft die von ihnen geforderte Haltung und Mimik einzunehmen. Als aufgeklärte Betrachter wissen wir, dass in der Werbung selbstredend keine echten Familien mitwirken. Es ist uns bewusst, dass mit Hilfe der „Fotomodellfamilie“ nur eine bestimmte Atmosphäre geschaffen wird, die uns zum Kauf des Produkts animieren soll. Durchschauen wir auch das den Aufnahmen zugrunde liegende Prinzip, so beeinflusst dennoch die Art der Darstellung von Familie maßgeblich unseren Blick sowohl auf Familienbilder als auch auf das reale Familienleben. Fotografien von der eigenen Familie werden den Werbeaufnahmen nachempfunden. Und das in der Werbung vorgeführte Familienglück dient als Maßstab, an dem das Glück der eigenen Familie gemessen wird. Dass die Werbefotografie Familienbilder mit einer ähnlichen Strategie wie die Künstlerin Verena Jaekel inszeniert, zeigt sich in der VW-Kampagne *Für jede Art von Familie. Der Touran* aus dem Jahr 2005.

Family shootings

Der Begriff „Familie“ wird in dieser Anzeige erweitert verstanden: Arbeits- und Vereinskollegen können für den Einzelnen „Familie“ bedeuten. In Gruppen können sehr wohl auch Familienwerte gelebt werden. Dass Gruppen imstande sind, diesen Zweck zu erfüllen, vermittelt sich in den beiden Werbefotografien dadurch, dass sich ihre Mitglieder wie Familien für das Foto aufstellen. Nahe zusammengerückt präsentiert sich die Gruppe in Eintracht. Bei der Strandwacht nimmt die Boje, bei der Jugendgruppe nimmt der Ghettoexplorer den Platz des Babys ein. Die Gegenstände werden fürsorglich im Arm gehalten.

Im Folgenden werden aktuell populäre Familienbilder aus dem Bereich der angewandten Fotografie betrachtet. Diese Bilder entstehen deutschlandweit hunderttausendfach in lokalen Fotostudios. Sogenannte Familienshootings sind für



Abb. 5 und Abb. 6
VW-Werbeanzeigen (2005)

die Fotografen alltägliche fotografische Praxis. Bei diesen Porträtaufnahmen handelt es sich um Auftragsarbeiten. Familien kommen bewusst ins Fotostudio, um sich ablichten zu lassen. Das Anfertigen eines Familienporträts ist eine „fest etablierte soziale Handlung“.⁵ Was allerdings die Familien auf den Bildern zu sehen wünschen, ist zeit- und kulturabhängig. Die Funktion des Familienbildes ist nicht festgeschrieben. Da jede Zeit ihre eigene Vorstellung von den Aufgaben des Familienporträts hat, gilt es zu beleuchten, welches Familienbild aktuell nachgefragt wird.⁶

Auf einem einheitlich matt weißen und damit neutralen Fußboden liegt sternförmig angeordnet eine Drei-Generationen-Familie. Dadurch, dass sich alle Personen auf einer Ebene befinden und dieselbe Körperhaltung einnehmen, wird eine Gleichwertigkeit der Familienmitglieder ausgedrückt. Hier organisiert sich

5 Grebe, Familienstand, 6.

6 Siehe Google Bilder „Familienshooting“ und dort beispielsweise unter [http://styling-foto.de/fotoshooting/familienshooting/\(11.3.2016\)](http://styling-foto.de/fotoshooting/familienshooting/(11.3.2016)).

eine Familie nicht mehr hierarchisch, sondern gleichberechtigt partnerschaftlich. Die Erwachsenen sind entspannt, sie begeben sich auf die Ebene des jüngsten und schwächsten Familienmitglieds. Durch die geschlossene Form des Sterns wird das eigene Familienuniversum dargestellt. Die Köpfe stecken zusammen. Nach außen grenzt man sich deutlich ab. Privatsphäre wird geschaffen. Die abgebildeten Großeltern sind Mitte sechzig, die Eltern sind Ende dreißig und die Kinder sind – mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um zwei Jungen – ca. drei und im anderen Fall ein halbes Jahr alt. Das Zentrum des Körpersterns bilden die Köpfe. Diese berühren sich (außer bei dem Baby, dessen Kopf noch zu klein ist). Durch den Körperkontakt vermittelt sich Vertrautheit. Zudem halten sich die Familienmitglieder an den Händen. Dadurch sind die Personen miteinander verbunden. Des Weiteren wird durch diese Geste familiärer Zusammenhalt demonstriert. Alle Personen haben weiße Hemden oder Blusen an. Nur das Baby trägt ein weißes T-Shirt. Durch die gleiche Kleidung wird eine familiäre Einheit demonstriert. Die Farbe Weiß signalisiert reine Harmonie. Da die weiße Oberbekleidung der Personen mit dem weißen Untergrund beinahe verschmilzt, wird der Blick des Betrachters auf die Köpfe gelenkt. In Einigkeit schenkt uns die Familie ein warmes Lächeln. In der oberen Hälfte sind die Großeltern und der Vater der Kinder abgebildet. Durch die unterschiedliche Körpergröße der Abgebildeten bedingt, ist unterschiedlich viel von den Personen auf der Fotografie zu sehen. Nur die Kinder erscheinen aufgrund ihrer Positionierung und aufgrund ihrer Körpergröße als Ganzfigurenporträts. Bei den Personen, bei denen man auch den Unterkörper sieht, sind Jeans sichtbar. Der Kleidungsstil wirkt durch die Kombination von weißen, klassischen Oberteilen mit Jeans sowohl elegant als auch leger. Die Familie vermittelt mit ihrer Kleiderwahl, dass sie im öffentlichen Leben steht, aber im privaten Umfeld durchaus „alle Fünfe gerade“ lassen, ungezwungen sein kann. Machen erst die Großeltern den Familienzirkel rund, so spielen sie hier nicht die Hauptrolle. Es ist die junge Familie, die sowohl durch ihre großflächige Platzierung als auch durch ihre Positionierung an der Unterseite des Bildformats das inhaltliche Zentrum bildet. Der Blickfang der jungen Familie ist dabei die Mutter. Sie ist mit offenen Haaren engelsgleich *zwischen* ihren beiden Kindern positioniert. Sie hat eine zentrale Rolle in der Kleinfamilie inne. Vorrangig vermittelt das Familienporträt familiäre

Einheit. Dieser ordnet sich das einzelne Familienmitglied lächelnd unter. Für die eigene Familie gibt der Einzelne große Teile seiner Individualität gerne auf.

Diese Fotografie stellt ein typisches Familienporträt unserer Zeit dar. Es kann als gelungen bezeichnet werden, erfüllt es doch seinen Auftrag, das Bild einer glücklichen Familie zu übermitteln. Fotografien wie diese lassen sich fein eingerahmt auf unendlich vielen Beistelltischchen und an unzähligen Wänden in Deutschland finden. Der Betrachter⁷ ist an diese Art von Familienporträt gewöhnt. Trifft er auf ein solches, stellt er die dargestellten Inhalte nicht in Frage. Dass solche Fotos in hohem Maße fiktional sind und mit ihnen vorrangig „Wunschfamilien-geschichten“⁸ geschrieben werden, die mit der Realität wenig zu tun haben, nimmt er nicht wahr.

Werden Familienbilder betrachtet, wie sie millionenfach im Internet unter dem Stichwort „Familie“ zu finden sind, erscheint auf diesen die Familie stets als ein „Hort des ungetrübten Glücks und der Harmonie“⁹. Die Tatsache, dass diese Personengruppe stets als ein schablonenhaft heiler Ort abgebildet ist, ist bedenklich, denn dieser Umstand verzerrt den Blick auf die Realität. Die Institution Familie ist durchaus mit unterschiedlichen Gefühlsgehalten verbunden. Kann das Familienleben selbstverständlich auch Zusammenhalt, Geborgenheit, Harmonie und Schutz bedeuten, so wird der Familienalltag gleichwohl nicht minder durch Konflikte und Disharmonie bestimmt. Von letzteren Familientatsachen gibt es allerdings keine Abbildungen. Im Internet, bei Google Bilder finden sich unter dem Begriff „Streit in Familien“ wenige und nahezu ausschließlich von Bildagenturen aufgenommene Fotografien. Diesen sieht man ihre Künstlichkeit an. Die Gesichter wirken aufgesetzt. Die Gesten muten einstudiert an. Es ist verständlich, dass Menschen sich in der Regel nicht beim Streit fotografieren lassen. Zu streiten ist nicht abbildungswürdig. Aber selbst wenn es solche Fotos gäbe, würden sich die meisten Menschen hüten, diese im Internet zu verbreiten. Sie sind Privatsache. Im Netz würden sie dem eigenen Image schaden. Dass der Flut von Bildern glücklicher Familien keine Bilder entgegengesetzt werden, hat ungute Folgen. Durch

7 Vgl. Kalle/Stelzer, Glück.

8 Grebe, Familienstand, 6.

9 Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Zeit, 5.

den Mangel an realistischen Bildern wird der Blick der Menschen auf das normale Familienleben verzerrt. Unrealistische Erwartungen werden an das familiäre Zusammenleben gestellt. Die eigene Familie wird an dem Mythos der glücklichen Familie gemessen. Der Vergleich muss ernüchternd ausfallen.

Halbnackte Familienportraits

Im Folgenden möchte ich abschließend auf eine zweite, heutzutage im Fotostudio stark nachgefragte Art von Familienbild verweisen: das halbnackte Familienporträt.¹⁰

Vor einem einheitlich dunklen Hintergrund ist eine Familie im Halbporträt zu sehen. Sie ist formatfüllend ins quadratische Bildformat gesetzt. Der Vater ist mittig positioniert. Er ist kräftig gebaut. Vor sich auf seinem linken Arm hält er seinen ca. zweijährigen Sohn. Mit seinem rechten Arm umfasst er seine Frau, die leicht versetzt vor ihm steht. Diese hält vor ihrer Brust ein wenige Wochen altes Baby. Sie hat eine vollschlanke Figur. Der Vater überragt die Familie. Schützend hält er seine Arme um sie. Die Eltern lächeln in die Kamera. Während der kleine Junge nicht ganz bei der Sache ist – mit erhobenem Arm macht er Quatsch –, hat das Baby nur seine Mutter im Blick. Die Posen sind bekannt. Neu für Aufnahmen aus dem örtlichen Fotostudio ist allerdings, dass bei diesem Halbporträt die Familienmitglieder nahezu nackt dargestellt sind.¹¹ Keiner der abgebildeten Personen trägt Kleidung. Die gemeinschaftliche Nacktheit wird nur durch den Schmuck der Eltern und durch die Windeln der Kinder „gestört“. Durch die nackte Darstellung wird der Charakter der Familie als etwas Ursprüngliches und Natürliches unterstrichen. Die Familie steht vor uns, wie Gott sie erschuf. Die Mitglieder haben direkten Körperkontakt. Sie sind durch nichts getrennt. Sie sind aus demselben Fleisch. Da der Wunsch nach Natürlichkeit im Fotostudio anscheinend aber doch

10 Siehe Google Bilder „Familienshooting Ideen“ und dort beispielsweise unter [http://fotostudio-heyer.de/familie/\(11.3.2016\)](http://fotostudio-heyer.de/familie/(11.3.2016)).

11 Bildhistorisch ist die teilweise Nacktheit nicht grundlegend neu. Diese zeigt sich auch bei Darstellungen der „Heiligen Familie“ und bei Marienbildern mit Jesuskind.

auch Grenzen hat, haben die Kinder Windeln um. Die Familie ist ihrer Umwelt nackt ausgeliefert. Durch das Fehlen der Kleidung müsste sie im Bild eigentlich schutzlos wirken. Dem ist aber nicht so: Es gibt ja den Vater. Er ist der Fels in der Brandung. Er hat seine Familie sicher im Griff. Der Tatsache, dass in der Natur alle Menschen gleich sind, soll damit jedoch nicht betont werden. Die Nacktheit führt nicht zur Aufhebung der sozialen Unterschiede. Durch Statussymbole wie Schmuck und Fönfrisur lässt sich trotz der Nacktheit der abgebildeten Personen zeigen, welcher sozialen Gruppe sie angehören.¹²

Anhand der Familienporträts aus dem Fotostudio ist deutlich geworden, dass Fotografien die Welt nicht schlicht abbilden, sondern die Dokumentation der Familie immer auch eine Konstruktion ist. Mit der Art der Darstellung wird inszeniert, was „Familie“ heute in den Augen der Gesellschaft ist bzw. sein sollte. In der Inszenierung wird das alltägliche, schlichte Familienglück gesteigert zum Ausdruck gebracht. Ziel ist eine allumfassende, makellose familiäre Glückseligkeit darzustellen. Wie sich gezeigt hat, wird durch die Präsentation des „Zuviel an Glück“ die angestrebte Aussage karikiert. Unbeabsichtigt wird Familienglück ins Lächerliche gezogen.

Familien lassen Bilder von sich machen, um mit diesen Fotografien zu dokumentieren, dass sie dem Idealbild und den Erwartungen an die heutige Familie entsprechen, dass sie zusammengehören und gemeinsame Werte wie Gemeinschaft, Solidarität und Liebe vertreten. Augenfällig ist, dass die Familie im Bild umso mehr als Einheit dargestellt wird, je mehr das System Familie durch Scheidung der Eltern in der Gesellschaft bedroht ist.¹³ So können solcherart Familienfotos letztlich als Verlustanzeigen gelesen werden: Sie zeigen auf, welche Werte in unserer Gesellschaft gefährdet sind. „Das herrschende Familienbild einer glücklichen Familie“ ist also nicht als dasjenige zu verstehen, „welches tatsächlich am häufigsten in der Gesellschaft auftritt, sondern das als Norm [...] angestrebt wird“.¹⁴ Gibt nun

12 Ein weiteres Mittel zur Distinktion und symbolischen Kommunikation stellen in diesem Zusammenhang Tattoos und Piercings dar.

13 Die Scheidungsquote lag 2013 bei 45 Prozent. Zur aktuellen Scheidungsrate in Deutschland siehe [http://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/\(11.3.2016\)](http://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/(11.3.2016)).

14 Breuss, Erinnerung, 28.

ein Kunde den Auftrag zu einem Familienporträt, so hofft er, dass seine Familie Bestand hat. Sein Wunsch ist es, mit der Aufnahme sein intaktes Familienleben als Erinnerung für das Leben zu dokumentieren. Darüber hinaus hofft er möglicherweise, dass eine idealisierte Selbstdarstellung der Familie den Zweck einer selbst-erfüllenden Prophezeiung haben könnte. Vermutlich besteht der Glaube, obwohl vielleicht die Familienwirklichkeit mit der abgebildeten nichts gemein hat, dass die Bildinhalte doch nicht gänzlich erfunden sein können. Ein Fünkchen Wahrheit muss doch schließlich in den Bildern der trauten Familie stecken. Eine Fotografie gilt im Alltag eben immer noch „als unwiderleglicher Beweis dafür, dass ein bestimmtes Ereignis sich tatsächlich so [oder zumindest sehr ähnlich] abgespielt hat“.¹⁵ Dementsprechend erfüllen Familienfotografien eine wirklichkeitsstiftende Funktion. Sie vermögen als Idealvorstellung das Familienglück der eigenen Familie zumindest herbei zu fotografieren.

Fazit

Zusammen mit meiner heute elfjährigen Tochter habe ich vor ein paar Jahren die Fotoalben mit Bildern aus meiner Kindheit betrachtet: „Schau dir dieses Foto an, das niedliche kleine Mädchen bin ich, deine Mama.“¹⁶ In den Alben gibt es kein Bild, auf dem ich dreckig bin, wütend wirke oder mich unerzogen benehme. Schenkt man den Fotos Glauben, dann war ich ein mustergültiges Kind in einer nach damaliger Vorstellung untadeligen Familie: gesittet – wenn auch ein wenig steif – lächeln mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich auf jedem Bild in die Kamera. Aus heutiger Sicht hat meine damals in den Fotografien dokumentierte Biografie nur wenig mit meinen Erinnerungen gemein. Die fotografische Wiedergabe meines Lebens erscheint mir heute stark verfälscht. Ich komme letztlich nicht vor. Diese Einsicht hat den Blick auf die von mir als Mutter hergestellten Fotoalben mit Bildern von meiner Tochter beeinflusst. Mir wurde deutlich, dass auch ich Baumeisterin einer bildlichen Konstruktion einer heilen

15 Sontag, Fotografie, 11 f., zitiert in: Holzwarth, Wirklichkeitskonstruktion, 70.

16 Desmarteau/Larrando, Mama, o. A.



Abb. 7

Cosima Hanebeck: *Familienfotografie* (2014)

Welt der Kindheit meiner Tochter bin. Der Gefahr, dass Unmengen von Bildern den Blick auf die eigene Biografie möglicherweise auch verstellen können, sollte von da an bei uns zuhause mit Vorsicht begegnet werden. So wird beim noch immer gemeinsamen Betrachten der Alben mit meiner Tochter heute auch unterstrichen, dass die Erzählung des Lebens stets mehr Facetten hat, als sie in den eingeklebten Bildern zum Vorschein kommen. Die Erklärung, dass die im Fotoalbum vermittelte Wirklichkeit ausschließlich als eine von der Mutter vermittelte Wirklichkeit zu begreifen ist, geht jetzt stets einher mit der Aufforderung, den Fotografien von sich und seinem Leben immer auch die eigenen Vorstellungsbilder entgegenzusetzen. Denn klar ist: Auf der Fotografie geben die eigene Familie und man selbst immer nur ein Bild ab.

Literatur

- 7oom, Nikon gibt Tipps für Familienportraits (2013), unter: <http://www.7oom.net/?p=1474> (10.5.2016).
- BERTRAM, MATTHIAS: In den Wohnzimmern der anderen, in: Familienportraits/Fotografien 1974–1994, hrsg. von Christian Borchert, Leipzig 2014, 5–11.
- BILSTEIN, JOHANNES U. A. (Hrsg.): Macht und Fürsorge, Köln 1999.
- BORCHERT, CHRISTIAN: Familienportraits/Fotografien 1974–1994, Leipzig 2014.
- BREUSS, SUSANNE: Erinnerung und schöner Schein, in: FamilienFOTOfamilie, Kittiseer Schriften zur Volkskunde 11 (2000), 27–65.
- BUHRE, JAKOB / KLARA BITZER: Fotograf Tobias Zielony (2013), unter: Zeit online unter: <http://www.zeit.de/kultur/kunst/2013-07/interview-tobias-zielony> (10.5.2016).
- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hrsg.): Die erste Zeit zu dritt, Köln 2013.
- DESMARTEAU, CLAUDINE / VALÉRIE LARRONDO: Als Mama noch ein braves Mädchen war, Landsberg 2004.
- DRÜCK, PATRICIA: Das Bild des Menschen in der Fotografie, Berlin 2004.
- GREBE, STEFANIE: Familienstand: Kind. Hobby: Fotografieren, in: Deutscher Jugendfotopreis. Dokumentation (6–17), Berlin 2004.
- HOLZWARTH, PETER: Fotografische Wirklichkeitskonstruktion, in: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung, unter: <http://www.medienpaed.com/documents/medienpaed/23/holzwarth1308.pdf> (10.5.2016).
- JILEK, AGNETA: Dokumentarische Fotografie und visuelle Soziologie, in: Zeithistorische Forschungen (2), unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/2-2013/id%3D4542> (10.5.2016).
- KALLE, MATTHIAS / TANJA STELZER: Glück gehabt, in: ZEITmagazin 18 (2013), 12–19.
- MALICH, LISA: Neue Familienportraits – New Family Portraits, unter: http://www.verenajaekel.com/wp-content/uploads/Neue-Familienportraits-New-Family-Portraits_Text_dt_Lisa-Malich.pdf (10.5.2016).
- MEIER, MARCO: Editorial, in: du/Zeitschrift für Kultur. Die Familie im Auge: Geborgen. Verfangen. Verletzt 4 (1999).
- NÖRIG, BERND: Söhne und Väter. Bildunterschriften, in: GEO Wissen, Was im Leben wirklich zählt. Partnerschaft und Familie 34 (2004), 75–84.

SMITHSON, ALINE / JAMIE DIAMOND: *Constructed Family Portraits* (2014), unter:
<http://lenscratch.com/2014/04/jamie-diamond-constructed-family-portraits>
(10.5.2016).

SUSSEBACH, HENNING: *Die Last der Wahrheit*, in: ZEITmagazin 24 (2008), 1–20.

Abbildungen

1. Jamie Diamond, *Constructed Family Portraits* (2007)
2. Verena Jaekel, *Neue Familienporträts – New Family Portraits* (2005/06)
3. Bernd Nörig, *Söhne und Väter* (2004)
4. Bernd Nörig, *Söhne und Väter* (2004)
5. VW-Werbeanzeige, *Für jede Art von Familie. Der Touran* (2005) aus dem Archiv der Autorin
6. VW-Werbeanzeige, *Für jede Art von Familie. Der Touran* (2005) aus dem Archiv der Autorin
7. Cosima Hanebeck, *Familienbild* (2014), <http://www.kuenstlerhausbremen.de/cosima-hanebeck-2> (10.5.2016), mail@cosimahanebeck.de

Insa Fookien

„Doppelte Generativität“ im Kontext von Elternschaft/ Familie und Forschung – Ein essayistischer Zugang

Statt einer Einführung: Plaudereien aus dem „eigenen Nähkästchen“

Elternschaft und Forschung. Zum generativen Potenzial einer Gratwanderung – so lautete der Titel eines Flyers, der mir im März 2014 zufällig auf den Schirm meines Laptops flatterte. Sofort stellten sich bei mir Assoziationen und Erinnerungen ein, die mit meinen eigenen Erfahrungen während des Psychologiestudiums und der Zeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bonner Psychologischen Institut zusammenhingen. Als Studentin hatte ich Ende der 1960er Jahre mindestens zwei Vorbilder von akademischen Lehrenden, bei denen es unmittelbar evident war, dass sich Elternschaft und Forschungsorientierung produktiv miteinander verknüpfen ließen. Hans Thomae hatte als Professor für Psychologie die Leitung des Instituts inne, und Ursula Lehr vertrat damals als Dozentin schwerpunktmäßig das Fach Entwicklungspsychologie. Für beide stellte die Entwicklungspsychologie eine Disziplin dar, die sich mit Entwicklungsvorgängen vom Beginn des Lebens, einschließlich pränataler Prozesse, bis zum Ende des Lebens, im Sinne des Einbezugs thanatologischer Aspekte von Sterben und Tod, befasste. „Entwicklung“ war demnach kein Alleinstellungsmerkmal von Kindheit und Jugend, sondern fand über die gesamte Lebensspanne statt – gerade auch in der Auseinandersetzung mit der „Entwicklungsaufgabe Elternschaft“. Beide fühlten sich zudem innerhalb der Psychologie dem Ansatz einer Biografischen Methodik verpflichtet.¹ Das hieß, Entwicklungsprozesse wurden analysiert als kontextualisiert in Umwelten und zudem biografisch verortet. So galt es auch als selbstverständlich, dass sich ihr „innerer Zusammenhang“ nur aus diesen Kontexten heraus adäquat erschließen ließ.

1 Vgl. Thomae, Biographische Methode.

Demgemäß ging es weniger um vorgeblich „objektive“ Sachverhalte, die menschliches Erleben und Verhalten bestimmten, als um die Art und Weise der jeweils subjektiven Wahrnehmung dieser Einflussgrößen. *Das Individuum und seine Welt*, so lautete folgerichtig der programmatische Titel des damaligen Standardwerks von Hans Thomae.² Die unterschiedlichen Formen der Auseinandersetzung mit der gleichzeitigen Erfahrung von Elternschaft und Berufstätigkeit gehörten im Rahmen einer so verstandenen Psychologie unhinterfragt zum Kanon der Forschungsthemen.³ Die Selbstverständlichkeit, mit der solche Themen behandelt wurden, lassen sich wahrscheinlich auch vor dem Hintergrund der Biografien von Hans Thomae und Ursula Lehr verstehen. Das dritte Kind von Hans Thomae, ein Sohn, kam mit Down-Syndrom zur Welt. Diese Erfahrung prädestinierte ihn geradezu für eine Forschung, die das subjektive Erleben und die daraus abgeleiteten Bewältigungsformen von Lebensherausforderungen erfasste. So war nicht zuletzt sein Kind ein sichtbares Beispiel dafür, dass es angesichts des Bewusstseins von Grenzen immer auch darum gehen musste, die Spielräume für lebenslang mögliche Entwicklungsprozesse zu akzentuieren – eine Haltung, die einen erheblichen Einfluss auf die Bonner entwicklungspsychologische Forschung hatte. Auch die Söhne von Ursula Lehr, der späteren Bundesministerin für Gesundheit, Familie, Frauen, Senioren und Jugend und zudem meine „Doktormutter“, wurden noch vor dem Diplom bzw. vor Abschluss der Promotion geboren. Ihre Habilitationsschrift schrieb sie über *Die Frau im Beruf*.⁴ Das Thema mütterlicher Berufstätigkeit war nicht nur selbstverständlicher Bestandteil ihrer eigenen Biografie, sondern auch ein zentrales Thema ihrer Forschungsagenda, genauso übrigens wie die Bedeutung von Vätern für die kindliche Entwicklung⁵ – beide Positionen verteidigt sie bis heute immer wieder entschieden gegen Anfeindungen und Häme. Insofern: Hätte ich damals – in der Zeit meines Psychologiestudiums von 1967 bis 1972 – das Verhältnis von Elternschaft/Familie und Forschung bestimmen sollen, dann wäre die Vereinbarkeit beider Bereiche für mich weniger eine zu problematisierende Gratwanderung gewesen als eine Selbstverständlichkeit, die allerdings im Rahmen des

2 Vgl. Thomae, *Individuum*, 1968.

3 Vgl. Thomae, *Individuum*, 1988.

4 Vgl. Lehr, *Frau und Beruf*.

5 Vgl. Lehr, *Rolle der Mutter*.

Machbaren hätte ausgelotet werden müssen. Aus der Rückschau betrachtet war diese Einschätzung damals sicherlich etwas naiv. Denn als ich im Jahr 2010, zum 80. Geburtstag von Ursula Lehr, eine kurze, launige Festansprache zusammenstellte, wurde mir ihr damaliger Ausnahmestatus noch einmal sehr bewusst: Das faktische Zwangszölibat für höhere Beamtinnen bzw. für Professorinnen war in Nordrhein-Westfalen zwar Anfang der 1950er Jahre abgeschafft worden, aber über viele Jahre hinweg und bis in die 1980er Jahre hinein war Frau Lehr die einzige Ordinaria an der großen Philosophischen Fakultät der Universität Bonn.

Interessanterweise hatte sich die Situation einer scheinbar unproblematischen Vereinbarkeit von Elternschaft und Forschung zu Beginn der 1980er Jahre ohnehin paradox verändert. Elternschaft und wissenschaftliche Forschungsorientierung wurden einerseits zwar im öffentlichen Diskurs als selbstverständlicher Anspruch von Frauen (!) propagiert, entpuppten sich andererseits aber in subtiler Weise als kompliziert in der Umsetzung.⁶ Als ich selber nach einigen Jahren außeruniversitärer Berufstätigkeit als Psychologin an die Universität zurückging, in ein Forschungsprojekt einstieg sowie in der Lehre eine Qualifikationsstelle besetzte und dann im Alter von 34 Jahren schwanger wurde und mein erstes Kind bekam, hatte sich der Wind gedreht – just zu dem Zeitpunkt, als Frauenthemen eigentlich auf der genderpolitischen Agenda angekommen waren. So gab es damals in meinem Umfeld zwar im akademischen Mittelbau Kollegen als Väter, aber keine einzige Kollegin als Mutter. Ich war auf einmal zu einer „Exotin“ geworden und wurde latent „beäugt“. Als verkomplizierend erwies es sich, dass meine Mutterschaft in eine Zeit fiel, in der die Frauen begonnen hatten, die Vorgänge um Geburt und Stillen selbst zu bestimmen – Phänomene wie Rooming-in, sanfte Geburt, Stillkreise etc. wurden auf einmal öffentlich diskutiert. Das wiederum schien in wissenschaftlich-akademischen Kreisen vielen nicht so ganz geheuer zu sein, so dass auch in Bezug auf meine Person die Befürchtung im Raum stand, ich würde jetzt möglicherweise anfangen zu „muttern“ – und das ausgerechnet auf einer der begehrten Qualifikationsstellen! Direkt gefragt hatte mich niemand, eher ging man mit mir um wie mit einem rohen Ei. Aber auch ich ging – im Erleben heftiger Ambivalenzgefühle – nicht in die Offensive. Ich erlebte diese Situation weniger als einen

6 Vgl. Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, Küche, Konferenzen.

strukturimmanenten Konflikt, sondern als „mein Problem“. So fühlte ich mich vor allem unter Druck, mir und allen anderen beweisen zu müssen, dass ich selbstverständlich meinen „Job“ in Lehre und Administration hundertprozentig ausfüllen könne und zudem weiterhin forschungsorientiert sei. Nur so kann ich es mir erklären, dass ich neben meinen Hauptaufgaben in dieser Zeit auch den Abschlussbericht eines großen Drittmittel-Längsschnittprojekts koordinierte und schrieb. Das Ganze steigerte sich noch einmal, als meine Stelle aus arbeitsrechtlichen Gründen entfristet wurde und ich ein zweites Kind bekam. Noch mehr glaubte ich nun, beweisen zu müssen, dass ich ein immenses Pensum von Aufgaben in der Lehre und im Prüfungsgeschäft sowie in Funktionen der akademischen Selbstverwaltung und Personalvertretung erfüllen könne. Größere eigenständige Forschungsarbeiten blieben dabei tatsächlich erst einmal auf der Strecke. Dennoch war es letztendlich die Erfahrung der Elternschaft, die mich ermutigte, ein zweites „generatives Standbein“ zu etablieren, indem ich mich auf so etwas wie eine innovative Kleinforschung einließ. Ich verordnete mir „Ambivalenztoleranz“ gegenüber so manchen Zumutungen und entwickelte eine Art Trotz-alledem-Stolz. Über die Betreuung von empirisch ausgerichteten Diplomarbeiten, die damals noch einen Zeitrahmen von einem Jahr hatten, gelang es mir, Forschungsthemen zu bündeln und somit letztlich doch ein eigenes Forschungsprofil zu entwickeln. Dass gerade ich so häufig als Betreuerin empirischer Arbeiten angesprochen wurde, hing sicherlich damit zusammen, dass ich nicht „nur“ als Wissenschaftlerin, sondern „auch“ als Mutter wahrgenommen wurde. Diese doppelte Generativität schien vor allem für Studentinnen den Raum zu öffnen, um sich auf Forschungsfragestellungen einzulassen, die nicht unbedingt im Mainstream lagen. Elternschaft und Forschung – auch wenn mich beides manchmal überfordert hat, hat mich diese Konstellation letztendlich bereichert. Dabei half mir, dass ich versucht hatte, mich einer einseitigen Vereinbarkeitsrhetorik im Sinne eines Entweder-oder zu entziehen. Meine eigene „Genderphilosophie“ sah demnach so aus, dass ich mich als eine Art „Homo ambivalens“⁷ definierte und auf ein ambivalenzträchtiges, aber positiv konnotiertes Sowohl-als-auch einlassen konnte. Die doppelte Generativität war eine zentrale Komponente meiner Identität geworden.

7 Vgl. Lüscher, Homo ambivalens.

Anmerkungen zum Konzept Generativität

Wenn ich von „doppelter“ Generativität spreche, möchte ich zumindest kurz erläutern, was ich unter Generativität verstehe. Im *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* von Friedrich Kluge findet man unter dem Lemma, das am ehesten als eine Grundform der neoklassischen Wortbildung „generativ“ gelten kann, den lateinischen Wortstamm *genus*, Geschlecht, und wird zudem auf das lateinische Verb *gignere*, im Sinne von zeugen, erzeugen, hervorbringen etc., verwiesen und damit auf das Phänomen der Zeugungskraft bzw. des zu Erzeugenden, des Hervorbringens und Gebärens.⁸ Ausgehend von dieser lateinischen Wortsippe hat sich laut Kluge über das Französische mitsamt den verschiedenen Ableitungen und Wurzelformen ein schillerndes Begriffs- und Bedeutungsfeld herausgebildet: von Genre, General, generell, generalisieren, generieren, Gendarm, genetisch, Genie, genital, Genitiv, Gentleman, genuin über Ingenieur, prägnant, imprägnieren, naïv, Nation, Natur, Renaissance bis hin zum germanischen Wort Kind. „Generativität“ verweist somit immer auf etwas, das sich im „Prozess des Werdens“ befindet und gleichzeitig etwas „Entstandenes“ konstituiert, um dann wieder in etwas zu Werdendes überzugehen. Es geht also um das Verhältnis von Struktur und ihrer (partiellen) Aufhebung in Rahmen einer prozessualen Geschehensdynamik.

Stellt man diese Überlegungen in den Zusammenhang mit dem hier vorgegebenen Rahmenthema, dann scheint es in jedem Fall unmittelbar evident, dass beide Aspekte, das „Zeugende“ und das „Gezeugte“, sowohl im Prozess des Eltern-Werdens und Eltern-Seins eine Rolle spielen als auch im Kontext innovativer wissenschaftlicher Forschung. Interessant ist es nun zu schauen, was passiert, wenn diese beiden generativitätsaffinen Lebensbereiche Elternschaft/Familie und Forschung als doppelte Zielorientierung in einer Person zusammenkommen. So ging es ja im Rahmen der Tagung, auf die sich diese Publikation bezieht, um die These, dass das Aufeinandertreffen bzw. das Zusammenspiel von Elternschaft und Forschung zwar ein Spannungsfeld darstelle, dem aber ein – bislang eher verdecktes – „zeugendes Potential“ zu eigen sei. Die Annahme lautet insofern: Wenn es

8 Vgl. Kluge, *Etymologisches Wörterbuch*, 314.

zwischen Elternschaft und Forschung in richtiger Weise funkt, entsteht genau daraus ein spezifischer „generativer Mehrwert“.

Nun ist der Begriff der Generativität in der Disziplin, der ich mich verpflichtet fühle, nämlich der lebenslaufbezogenen Entwicklungspsychologie, eng mit dem Namen des Psychoanalytikers Erik Homburger Erikson verbunden bzw. mit seinem epigenetischen Modell der Ich-Entwicklung. Erikson⁹ geht davon aus, dass die Ich- bzw. Identitätsentwicklung entlang der Auseinandersetzung mit thematisch unterschiedlich akzentuierten psychosozialen Krisen im gesamten Lebensverlauf erfolgt, wobei diese potenziellen Krisen- und Konfliktsituationen mehr oder weniger gut und hilfreich bewältigt werden können. Eine dieser Konfliktkonstellationen ist die so genannte Generativitätskrise, eine Herausforderung, die vor allem im Erwachsenenalter ein grundlegendes zentrales Entwicklungsthema darstellt, ganz unabhängig davon, ob und wie man sich als einzelnes Individuum dazu verhält. Auch wenn Erikson damit zunächst vor allem die elterliche Generativität im Sinne biologischer Reproduktion meint, geht es jenseits der Frage eigener Fortpflanzung vor allem darum, ob Menschen über ein ihnen innewohnendes grundsätzliches Entwicklungspotential einer „zeugenden Produktivität“, beispielsweise im Sinne intellektueller Kreativität verfügen. Das Gegenteil einer solchen Orientierung sieht Erikson im Übrigen in einem zu starken Selbstbezug, bei dem es vorwiegend um die Orientierung an der eigenen Bedürfnislage geht. Ein solch zeugendes „generatives Potenzial“ kann sich somit in dem Wunsch ausdrücken, selber Kinder zu bekommen, aber auch in dem Bedürfnis, in jedem Fall „Spuren zu hinterlassen“ und im Gedächtnis nachfolgender Generationen erinnert zu werden. Empirisch gesehen kann sich eine solche Orientierung in einer „kreativen Fürsorge“ gegenüber nachkommenden und partiell auch vorausgehenden Generationen zeigen. Diese Art der Generativität kann dabei sowohl auf den Kreis familialer Beziehungsstrukturen ausgerichtet sein als auch auf ein gesamtgesellschaftliches Generationengefüge. Im Rahmen wissenschaftlicher Tätigkeit würde sich das beispielsweise als verantwortungsbewusste Forschung dokumentieren, die nicht nur die eigenen Meriten, sondern die Lebenschancen nachfolgender Generationen im Blick hat. In beiden Fällen, in Familien- und Forschungsbezügen, geht es in der

9 Vgl. Erikson, Identität und Erikson, Lebenszyklus.

Regel um die Idee der Weitergabe von Wissens-, Erfahrungs- und Gefühlsstrukturen. Aber: Während im familialen Bereich Für-Sorge und Sich-Kümmern eher an der Kontinuität zwischen vorhergehenden und nachkommenden Generationen orientiert ist, geht es in Forschungskontexten stärker um Diskontinuität, um die Distinktheit einer neuen Generationseinheit in Abgrenzung von überkommenen Vorstellungen. Hier heißt generativ zu sein, nicht nur dankbar auf den Schultern vorausgegangener „Wissenschaftsriesen“ zu stehen, sondern innovative Erkenntnisse durch Überwindung und Abschaffung vorausgegangener Denkstrukturen zu „generieren“. Denn: Sowohl als Einzelperson als auch als Team erwirbt man Forschungsmeriten vor allem dadurch, dass man andere hinter sich lässt und die eigenen Leistungen schneller, höher, besser, weiter und einzigartiger sind als die der anderen. Demnach sind hier Persönlichkeitseigenschaften wie beispielsweise Durchsetzungskraft eigener Interessen gegenüber anderen gefordert – Handlungsweisen, die mit einem uneigennützigem Fürsorgeverhalten relativ schlecht vereinbar sind. In diesem Sinne erscheint es nachvollziehbar, dass Elternschaft und Forschung in Bezug auf die jeweils wünschenswerten Eigenschaften der Beteiligten ein strukturimmanentes Spannungsfeld konstituieren, eine Art Generativitätsparadoxon. Gelingt es allerdings, einerseits die Lust an eigener wissenschaftlicher Produktivität im Rahmen von Elternschaft und andererseits die Bereitschaft zur Fürsorge für andere im Kontext der Wissenschaft nicht aus den Augen zu verlieren, dann erweist sich die Vorstellung, dass die gegenläufigen Tendenzen dieser beiden Domänen durch eine Art generative Gratwanderung aufgehoben werden könnten, als höchst reizvoll.

Wurde in den hier bislang angestellten Überlegungen Generativität als eine allgemeine psychosoziale Herausforderung im Erwachsenenalter relativ „geschlechtsneutral“ behandelt, so erscheint es gerade in Bezug auf das Thema „Elternschaft“ wichtig, dass eine solche generative Entscheidung höchst unterschiedliche geschlechtsspezifische Konsequenzen nach sich zieht. Nicht von ungefähr ging man lange Zeit von der Gültigkeit eines „Parentalen-Imperativ“-Modells aus,¹⁰ das besagt, dass Männer und Frauen mit Beginn der (Erst)Elternschaft unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen zugeordnet würden und sich diese weit-

10 Vgl. Gutman, *Psychology of Aging*.

gehend auch subjektiv zu eigen machen. Demnach mache der „Imperativ Elternschaft“ Frauen und Männer nicht einfach nur zu „Müttern“ und „Vätern“, sondern etabliere damit mit einem Mal neue Trennlinien und Hierarchien in den Lebensbereichen und Geschlechterverhältnissen. Nun kann man aber fragen: Was würde passieren, wenn man statt des parentalen Imperativs mit seinen unterschiedlichen Implikationen für Mütter und Väter von einem generellen generativen Imperativ für erwachsene Männer und Frauen ausgehen würde, der solch einseitige Zuschreibungen aufhebt?

Derartige Überlegungen sind anschlussfähig an Konzepte, die der amerikanische Sozialphilosoph David Bakan¹¹ bereits Mitte der 1960er Jahre formuliert hat. Bakan spricht von zwei grundlegenden menschlichen Sehnsüchten, einerseits nach *agency* im Sinne des Bedürfnisses nach Kontrolle und tätiger, eigener Wirksamkeit, andererseits nach *communion* im Sinne des Bedürfnisses nach mitmenschlicher Bezogenheit und Zugehörigkeit. Dies sind zwei Bedürfnissysteme, die traditionell immer noch vergleichsweise normativ ausgerichtet und geschlechtsrollenkonnotiert sind – *agency* als eher „männlich“ und *communion* als eher „weiblich“. Nach Bakan geht es allerdings darum, solche geschlechtsstereotypisierten dualen Kodierungen von Beginn des Lebens an aufzuheben. Für Jungen und Mädchen wäre es schon in der Kindheit genauso wie für Männer und Frauen im Erwachsenenalter – gerade auch in ihren Rollen als Väter und Mütter – angezeigt, sowohl eine *communion*-Orientierung zu entwickeln und zu praktizieren wie gleichzeitig auch eine *agency*-Orientierung verfügbar zu haben. Unter Bezugnahme auf Bakan kritisieren auch die beiden Psychologinnen Aureet Bar-Yam Hassan und Miriam Bar-Yam,¹² dass viele der gängigen entwicklungspsychologischen Konzepte zu „autonomielastig“ seien und Autonomie quasi normativ mit der Erlangung „seelischer Reife“ gleichsetzten. Das aber bedeute (fälschlicherweise), dass es das entscheidende Entwicklungsziel sei, unabhängig von anderen zu werden und sich aus sozialen Zugehörigkeiten und Abhängigkeiten zu lösen. Dem entsprechend sei das Bedürfnis nach *communion*, nach sozialer Einbindung, Ausdruck eines vergleichsweise „unreifen“ Entwicklungsstands. So kommen die

11 Vgl. Bakan, Duality of Human Existence.

12 Vgl. Bar-Yam/Hassan, Interpersonal Development.

beiden Autorinnen zu dem Schluss, dass es im gesamten Lebenslauf darum gehen müsse, beide Aspekte – *agency* und *communion* – miteinander zu verbinden. Ähnlich argumentiert beispielsweise auch Carol Gilligan: Wenn es um normativ zu bestimmende Entwicklungsziele gehe, sei nicht eine mehr oder weniger „asoziale“ Autonomie erstrebenswert, sondern die Herstellung einer immer „relational“ ausgerichteten „Autonomie“.¹³ Das hieße beispielsweise für die Lösung der Generativitätskrise gemäß dem Modell von Erikson, dass es nicht nur um Für-Sorge gegenüber anderen Generationen gehen solle, sondern genauso um die Erfahrung wechselseitiger Reziprozität, was bedeute: intersubjektiv verbunden zu sein, aber auch die eigenen Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. Für Frauen und Männer als Mütter und Väter bestehe dem gemäß Generativität darin, Fürsorglichkeit *und* Selbstaktualisierung in gleichem Maße miteinander zu verbinden. Überträgt man diese Überlegungen auf das hier interessierende Thema Elternschaft/Familie und (wissenschaftliche) Forschung, dann könnte der bislang eher unterkomplex geführte Vereinbarkeitsdiskurs¹⁴ überführt werden in die Forderung nach der grundsätzlichen Erfahrung „doppelter“, wenn nicht sogar „vielfacher Generativität“ im Erwachsenenalter. Das Sich-Einlassen auf Elternschaft *und* Forschungsorientierung könnte für betroffene Frauen und Männer – und noch mehr für den Rest der Gesellschaft – einen generativen Mehrwert erzeugen.

Anmerkungen zum Konzept „Ambivalenz“

Die Frage nach der Zusammenführung von Elternschaft/Familie einerseits und andererseits wissenschaftlicher Forschungsorientierung spricht zentrale Komponenten des Sozialisationsgeschehens im Erwachsenenalter an. Ohnehin stellt der Prozess der Sozialisation ein Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft dar und damit eine Erfahrung, die gemäß dem Soziologen Kurt Lüscher fast zwangsläufig mit dem Erleben von Ambivalenzen einhergeht.¹⁵ Dabei

13 Vgl. Gilligan, Lebenskonflikte und Moral.

14 Zwischen Beruf und Familie, vgl.: Fookien, Lebensläufe und Moen, Work-Family.

15 Vgl. Lüscher, Sozialisation, 2016.

erweist sich der von Lüscher angeregte Ambivalenz-Diskurs¹⁶ im Zusammenhang mit dem hier thematisierten Verhältnis von Elternschaft/Familie und Forschungsorientierung als höchst innovativ und weiterführend.¹⁷ Gemäß der von Lüscher entworfenen Ambivalenzheuristik entpuppt sich die Vorstellung von ausschließlich polar bzw. strukturell nur antagonistisch denkbaren Spannungsfeldern langfristig als „kontra-generativ“.¹⁸ Nutze man hingegen die Idee von „Ambivalenzen“ als einem sensibilisierenden Konstrukt zur Analyse von vergesellschafteten Selbstverständnissen, dann schälten sich neue Perspektiven heraus. Wenn Lüscher beispielsweise vorschlägt, dass „der Umgang mit spezifischen spannungsvollen Erfahrungen, für deren Kennzeichnung sich das Attribut ‚ambivalent‘ anbietet“,¹⁹ genau darin münden könne, solche Ambivalenzen auf kognitiver, emotionaler und verhaltenspraktischer Ebene zuzulassen, dann bedeute Sozialisation, „als Mensch unter Menschen eigenständig, gemeinschaftsfähig und aktiv teilnehmend zu leben“²⁰ und sich auf zunächst unvorhersehbar erscheinende, ambivalenzaffine Sachverhalte einzulassen. Auch wenn dabei zunächst eher dual auftretende Differenzen im Vordergrund stehen könnten, lohnten sich perspektivische Verschiebungen und ein Sich-Einlassen auf diffus Denkbares und nicht völlig Vorausbestimmbares. Lüscher nennt diesen Prozess „Vaszillieren“, der mehr ist als ein oszillierendes Hin und Her, da auch Prozesse des Vor und Zurück, des Zauderns und Zweifelns hier nicht nur konstitutiv, sondern letztlich produktiv sind oder anders gesagt: generativ wirken, da sie nicht nur Ambivalenzen zulassen, sondern genau dadurch Generativität erzeugen.

Deutlich wird hier, dass es nicht um ein Entweder-oder gehen sollte (Elternschaft *oder* wissenschaftliche Forschung), sondern um ein bewusstes Wahrnehmen der Möglichkeiten eines Sowohl-als-auch. Denn statt „einer ursprünglichen und dementsprechend ursächlichen Dominanz steht eine ‚zweideutige‘ Denkf-

16 Vgl. Lüscher, Ambivalente erkunden.

17 Vgl. Lüscher/Liegler, Generative Sozialisation.

18 Vgl. Lüscher, Sozialisation, 2016.

19 Ebd., 2

20 Ebd.

gur, die man als ‚Gleichursprünglichkeit‘ bezeichnen kann“,²¹ im Fokus, so dass Alternativen des Handelns in den Blick genommen werden können. Ambivalenzerfahrungen (samt Bereitschaft und Fähigkeit, sie als konstitutiv anzuerkennen und zuzulassen) können als Ausgangspunkt für neue Handlungspraxen dienen. Damit sollen nicht gesellschaftlich zu verantwortende strukturelle Ungleichheiten bagatellisiert werden, aber die Spielräume erkannt werden, die – anthropologisch gesehen – von einer immer auch gegebenen menschlichen Unergründlichkeit und der Möglichkeit radikaler Offenheit ausgehen.²² Nicht von ungefähr erwägt Lüscher, „Achtsamkeit für Ambivalenzen“ sozusagen normativ als Bildungsziel vorzusehen.²³ In Bezug auf das Thema Mutterschaft verweist Lüscher in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Rozsika Parker.²⁴ Hier wird deutlich, dass, wenn man von der Akzeptanz einer grundlegenden (nutzbar zu machenden) Ambivalenz der Beziehung zwischen Mutter und Kind ausgeht, es sich um eine immer wieder – privat und öffentlich – neu zu gestaltende dynamische, generative Aufgabe handelt. Dabei ist es genau diese Dynamik, die sowohl persönliche Entwicklung ausdrückt und anregt als auch ein gesellschaftliches Potenzial – durchaus im Sinne von Kulturleistung – darstellt. Ergänzt werden müsste hier, dass das genauso auch für Väter gilt.

Meine Ernte: Vom generativen Mehrwert zwischen Elternschaft und Forschung

Eingangs habe ich bereits angedeutet, dass meine Entscheidung, mich auf das generative Potenzial des Zusammenspiels von Elternschaft/Familie und Forschung im Kontext der Betreuung von Diplomarbeiten einzulassen, tatsächlich zu einem ganz eigenen, sprich: meinem eigenen Forschungsprofil führte. Alle von mir betreuten Themenstellungen hatten etwas mit Lebenszielen oder „Daseins-

21 Ebd., 5.

22 Vgl. Bek, Ambivalenzerfahrungen.

23 Lüscher, Sozialisation, o. S.

24 Vgl. Parker, Mother Love, Mother Hate.

themen“ bzw. mit deren Problematik oder Chancen zu tun. Am Ende von etwa fünfzehn Betreuungsjahren als Wissenschaftliche Mitarbeiterin und genau einhundert betreuten Diplomarbeiten hatte ich die Lebensphase des jungen bis mittleren Erwachsenenalters für die damalige Zeit (zwischen 1980 bis 1995) in gewisser Weise aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive heraus „kartografiert“. Da dies eine Phase der menschlichen Lebensspanne ist, die bis heute immer noch als relativ „unterforscht“ gilt, möchte ich abschließend die daraus gewonnenen Erkenntnisse hier kurz zusammentragen.

Aus der Rückschau lassen sich insgesamt vier Themenkreise identifizieren:

Die Auseinandersetzung mit der potenziellen Generativität im engeren, das heißt hier im biologischen Sinn nahm einen vorrangigen Stellenwert ein. Historisch gesehen war es so, dass durch die immer noch vergleichsweise neuen Methoden der Empfängnisverhütung, insbesondere durch die „Pille“, sowie durch deutliche Veränderungen in der Reproduktionsmedizin suggeriert wurde, dass eine fast vollständige Kontrollierbarkeit der Fertilität gegeben sei, sowohl im Hinblick auf die Anzahl von Schwangerschaften und Kindern als auch bezüglich ihres Timings. Dennoch schien die Generativitätsthematik für viele Erwachsene in dieser Lebensphase mehr Konflikt- und Herausforderungspotenzial zu enthalten, als es bei einem so scheinbar kontrollierbaren „Übergang“ zu erwarten gewesen wäre. Die Analyse von „Empfängnisverhütungskarrieren“ zeigte, dass trotz scheinbar sicherer Methoden viel Ambivalenz erlebt wurde. Dabei war die rationale Möglichkeit, die Fertilität mittels Sterilisation zu kontrollieren, bei Männern und Frauen unterschiedlich repräsentiert. Auch Schwangerschaftsabbrüche im Erleben sowohl von Erstschwangeren als auch von Müttern mit vorhandenen Kindern sowie im Erleben der Paardyade bei jungen Ersteltern betonten die hohe Bedeutung subjektiver Faktoren, in der aktuellen Situation genauso wie in Bezug auf die Folgenantizipationen. Sowohl die Möglichkeit „unfreiwilliger Kinderlosigkeit“ als auch die der „gewollten Kinderlosigkeit“ konfrontierten insbesondere Frauen mit widersprüchlichen Weiblichkeitserwartungen. Und nicht zuletzt deutete bereits damals das Phänomen später Erstmutterschaft an, dass das Generativitätsthema bis weit ins mittlere Erwachsenenalter virulent sein konnte.

Ein zweiter Themenstrang bezog sich auf den Kontext familialer Beziehungsformen bzw. der Familienmitglieder als *consociates*. Es ging insbesondere um Familien, in denen (mindestens) zwei Generationen erwachsen waren. Fragen der Abgrenzung und Ablösung in Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehungen spielten hier eine große, oft unterschwellig wirkende Rolle. Als bedeutsam erwiesen sich auch hier unterschiedliche Geschlechterkonstellationen: Mutter-Tochter, Mutter-Sohn, Vater-Tochter- und Vater-Sohn-Beziehungen machten deutlich, dass es wenig sinnvoll ist, allgemein von Eltern-Kind-Beziehungen im Erwachsenenalter zu sprechen. Auch fiel auf, dass nicht nur immer Mutterschelte betrieben wurde, sondern die häufig gegebene Vaterabwesenheit, sei es durch Scheidung, sei es durch Tod, auch für die erwachsenen Söhne und Töchter einen langen Schatten werfen konnte. Weiterhin wurde die Erweiterung des familialen Netzwerks durch die Beziehungen zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern erfasst, sowohl mit ihren förderlichen als auch belastenden Aspekten. Ähnliches galt auch für Geschwisterbeziehungen, als einer zunächst nicht freiwillig gewählten engen familialen Beziehung, die dann aber im Erwachsenenalter stärker voluntaristisch gestaltet werden konnte. Auch hier erwiesen sich Frauen in der Rolle als Schwester stärker an Beziehungspflege und Intensität interessiert, als es bei den Männern als Brüder der Fall war. Auch das familiale Subsystem Partnerschaft wurde in Bezug auf vielfältige Entwicklungsaspekte untersucht. So ging es zum Beispiel um die Auswirkungen des so genannten leeren Nests für traditionelle Paare mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, um die Konsequenzen einer Krebserkrankung der Frau für die Intimität der Partnerschaft oder um den Umgang von Paaren im mittleren Alter mit der Möglichkeit eines beruflichen Wiedereinstiegs der Frau.

Ein dritter Themenkomplex beschäftigte sich mit der Vereinbarkeitsproblematik, das heißt genau mit den Widersprüchen zwischen beruflichen und familialen Orientierungen, die hier interessierten und die damals ausschließlich nur als Frauenproblem konzipiert wurden. Im Sinne einer antizipatorischen Sozialisation schien es aber bei vielen Psychologiestudentinnen ein Anliegen zu sein, nach möglichen (alternativen) Verhaltensvorbildern zu suchen und diese auf die eigenen Lebenskontexte zu beziehen. So ging es um Forschungsfragen wie: Was bringt hochqualifizierte Frauen mit langjähriger Berufserfahrung auch als Mütter dazu, dann doch aus dem Erwerbsleben auszusteigen? Ein typisches Antwortmuster war hier,

dass man, nachdem man sich als erfolgreich als „Superfrau“ bewiesen hatte, nun zu neuen Erfahrungen im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung aufbrechen wollte. Auf die Frage, was vergleichsweise hochqualifizierte Bankkauffrauen daran hindere, sich nach einer gewissen Zeit für Erziehungsaufgaben wieder stärker beruflich zu engagieren, gab es ein durchgängiges Antwortmuster: schlechte Kinderbetreuungsmöglichkeiten und eine bestimmte Art von „Mutterideologie“, die sich darin zeigte, dass, unabhängig vom tatsächlichen Alter der Kinder, das jeweils gegebene Alter immer als „noch zu jung für Fremdbetreuung“ angesehen wurde. Bei der Frage, was beruflich erfolgreiche Mütter von beruflich erfolgreichen kinderlosen Frauen unterscheide, lautete die Antwort: der richtige Mann an der Seite – so wurde die Partnerwahl in der Gruppe der späteren Mütter bereits frühzeitig und gezielt unter dem Aspekt bestimmter, für die Vaterrolle wünschenswerter Eigenschaften vorgenommen.

Ein vierter Themenkomplex enthielt Arbeiten, die verschiedene identitätsrelevante Aspekte ansprachen. Diese bezogen sich zum einen auf den Bereich der Entwicklung einer beruflichen Identität, wie beispielsweise in Bezug auf den Stellenwert „transitorischer Zwischenphasen“ wie Referendariat oder Zivildienst. Weiterhin spielte die Frage nach der sexuellen Orientierung eine Rolle, ähnlich wie die nach der Bedeutung von gleich- und gegengeschlechtlichen Freundschaften, nach Körperbildern etc. All diese Facetten zeigten, dass Identitätsbildung nicht mit dem Jugendalter abgeschlossen war und ist. So erwies sich nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit dem beginnenden Älterwerden und mit den damit verbundenen Fragen nach der Gestaltung der eigenen Zukunft ab der Mitte des Lebens als ausgesprochen identitätsrelevant.

Wenn ich mir diese Themenliste heute anschau, denke ich, dass der Forschungswert dieser Arbeiten vor allem darin bestand zu erkennen, dass die traditionellen Bestimmungsmerkmale des Erwachsenenalters im Umbruch waren und sind. Insofern finde ich es in diesem Zusammenhang interessant, dass Generativität mittlerweile auch als ein Schlüsselkonzept in den Diskursen zu einer Neubestimmung der Lebensphase des höheren Alters herangezogen wird. Mit der Idee der Generativität geht man dabei bewusst über eine zu eng und rein instrumentell

geführte Bestimmung des Begriffs der Produktivität hinaus, weil Generativität eben nicht nur das aktive Tätigsein umfasst, sondern auch innere Haltungen und Lebenseinstellungen meint, beispielsweise so etwas wie die vitale Anteilnahme an inter- und transgenerationellen Fragen oder das Sich-Einlassen auf Formen der Selbst- und Mitverantwortung sowie nicht zuletzt den Aspekt spiritueller Weiterentwicklung. In diesem Zusammenhang scheint es eine reizvolle Idee zu sein, die Lebensphasen bzw. Tätigkeitsbereiche Elternschaft, Forschung und Älterwerden/hohes Alter auf ihre strukturellen Gemeinsamkeiten wie auch Besonderheiten hin abzuklopfen. In allen Phasen muss man mit Verletzlichkeit rechnen, aber alle enthalten immer auch eine Potenzial- und Generativitätsperspektive.²⁵

Ich selber erlebte mich damals in der Tat als doppelt generativ. Ich investierte und kümmerte mich, um meine eigenen und um meine „Diplomandenkinder“, und habe immens viel zurückbekommen. Von den letzteren insbesondere viele empirische Erkenntnisse über Lebenszusammenhänge im Erwachsenenalter und Anregungen für neue Forschungsfragen. Diese Erkenntnisse konnte ich später – fast im Sinne einer dreifachen Generativität – als Professorin in „wirkliche“ Forschungsprojekte einspeisen: Sexualität und Älterwerden, Scheidungen nach langjährigen Ehen, Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs im Alter. Vielleicht hängt ja auch mein momentanes Forschungsinteresse für Puppen und die Tatsache, dass ich mich auf eine Seniorprofessur an der Universität Frankfurt eingelassen habe, mit dieser damaligen generativen Herausforderung zusammen. Insofern lautet mein Fazit: Die Überwindung der partiell strukturimmanenten Brisanz von Elternschaft und Forschung in Form des Sich-Einlassens auf generative Gratwanderungen erzeugt einen wunderbaren generativen Mehrwert.

Fazit

Abschließend möchte ich noch einen anderen Aspekt erwähnen, der bei mir in der Auseinandersetzung mit diesem Tagungsthema auftauchte, mich aber eher

25 Vgl. Kruse, Potenziale und Verletzlichkeit im Alter, 35.

bedenklich stimmt. Auch wenn ich durchaus immer einmal wieder Zweifel daran gehabt habe, ob sich der ganze Aufwand und Einsatz von Elternschaft *und* Forschungsorientierung „lohne“, war ich nie bei Bewerbungen versucht zu verheimlichen, dass ich Kinder habe. Insofern sträuben sich mir die Nackenhaare, wenn ich höre, dass jungen Wissenschaftlerinnen als Mütter in Coachings ernsthaft geraten wird, ihre Mutterschaft in akademischen Bewerbungsprozessen – zwecks Optimierung ihrer wissenschaftlichen Karrierechancen – zu verschweigen und erst nach erfolgreicher Bewerbung „zufällig“ publik zu machen, dass es da auch noch eine Familie gibt. Ähnlich problematisch finde ich es allerdings auch, wenn ein neoliberal-feministisches Vereinbarkeitsmantra à la „natürlich habe ich Kinder, bin Topforscherin und obendrein sexy“ dazu benutzt wird, faktisch vorhandene strukturelle Barrieren auszuhebeln.²⁶ Insofern bleibt zu hoffen, dass das Thema Elternschaft und Forschung eine positiv konnotierte Gratwanderung bleibt, die auch weiterhin mit viel kritisch-konstruktiver Aufmerksamkeit wissenschaftlich begleitet und analysiert wird.

26 Vgl. beispielsweise McRobbie, Notes on the Perfect.

Literatur

- BAR-YAM, MIRIAM / AUREET BAR-YAM HASSAN: Interpersonal Development across the Life-span: Communion and its Interaction with Agency in psychosocial Development, in: Interpersonal Relations: Family, Peers, Friends, hrsg. von James A. Meacham, Basel 1987, 102–128.
- BAKAN, DAVID: The Duality of human Existence, Boston 1966.
- BEK, THOMAS: Wie lassen sich Ambivalenzerfahrungen anthropologisch begründen?, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 36/2 (2016), 195–208.
- ERIKSON, ERIK H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a. M. 1966.
- ERIKSON, ERIK H.: Der vollständige Lebenszyklus, Frankfurt a. M. 1988.
- FOOKEN, INSA: Neue Lebensläufe der Geschlechter aus entwicklungspsychologischer Sicht, in: Lebensläufe im Wandel. Entwicklung über die Lebensspanne aus Sicht verschiedener Disziplinen, hrsg. von Hans-Werner Wahl/Andreas Kruse, Stuttgart 2014, 372–385.
- GILLIGAN, CAROL: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1984.
- GUTMAN, DAVID: The Cross-cultural Perspective: Notes toward a Comparative Psychology of Aging, in: Handbook of the Psychology of Aging, hrsg. von James E. Birren/Karl W. Schaie, New York 1977, 302–326.
- KLUGE, FRIEDRICH: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York 1883/1995.
- KRUSE, ANDREAS: Der gesellschaftlich und individuell verantwortliche Umgang mit Potentialen und Verletzlichkeit im Alter. Wege zu einer Anthropologie des Alters, in: Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit, hrsg. von Thomas Rentsch/Hans-Peter Zimmermann/Andreas Kruse, Frankfurt a. M./New York 2013, 29–64.
- LEHR, URSULA: Frau und Beruf. Eine psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle, Frankfurt a. M. 1969.
- LEHR, URSULA: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1974.
- LÜSCHER, KURT: Homo ambivalens. Herausforderung für Psychotherapie und Gesellschaft, in: Psychotherapeut 55/2 (2010), 136–146.
- LÜSCHER, KURT: Das Ambivalente erkunden, in: Familiendynamik Bd. 38/3 (2013), 238–247.

- LÜSCHER, KURT: Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 36/2 (2016), 118–136.
- MCRROBBIE, ANGELA: Notes on the Perfect, in: Australian Feminist Studies 30/83 (2015), 3–20.
- MOEN, PAULA: From „Work-Family“ to the „Gendered Life Course“ and „Fit“: Five Challenges to the Field, in: Community, Work & Family 14/1 (2011), 81–96.
- PARKER, ROZSIKA: Mother Love, Mother Hate: The Power of Maternal Ambivalence, New York 1995.
- QUAISER-POHL, CLAUDIA / BARBARA REICHLE: Kinder, Küche, Konferenzen oder Die Kunst des Jonglierens, München 2007.
- THOMAE, HANS: Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften, in: Studium Generale 5 (1952), 163–177.
- THOMAE, HANS: Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie, Göttingen 1968.
- THOMAE, HANS: Das Individuum und seine Welt, 2. neu bearbeitete Auflage, Göttingen u. a. 1988.

Maike Nikolai-Fröhlich

Elternschaft als Risiko? Familiengründung als (vergeschlechter) Risikodiskurs in hochschulnahen Medien und in Selbstaussagen forschender Mütter

Risiko Kind(er)?

Darüber, dass Wissenschaft nicht im luftleeren Raum, sondern innerhalb biografischer Kontexte von Wissenschaftler/innen entsteht, herrscht inzwischen Konsens. Faktoren wie die Herkunft, das Geschlecht und der absolvierte Bildungsweg beeinflussen Forschungsinteressen und -themen ganz zentral. Dieser Umstand kann als Mangel an Objektivität gewertet werden oder aber als Chance, neue Forschungsfelder zu eröffnen und zu betreten. Die offene Reflexion der eigenen Biografie – insbesondere der eigenen Elternschaft – bleibt trotzdem oft aus. Die Mutter- oder Vaterschaft von Wissenschaftler/innen galt an deutschen Hochschulen lange als ‚Privatsache‘. Dies änderte sich erst mit der Wahrnehmung des demografischen Wandels und der eklatanten Kinderlosigkeit von Akademiker/innen. Paradox: Obwohl also Nachwuchs dieser Zielgruppe explizit erwünscht ist, wird Elternschaft auch in der Gegenwart immer noch primär als hinderlich für eine Karriere im Wissenschaftsbetrieb beschrieben.

Dass im Verständnis vieler Forscher/innen eine wissenschaftliche Karriere immer noch allenfalls *trotz* und nicht *aufgrund* von Elternschaft gelingen kann, erfuhr ich selbst, als ich im Masterstudium mein erstes Kind erwartete. Obwohl ich an einer Universität studierte, die sich als familienfreundlich versteht und auch als solche ausgezeichnet wurde,¹ wurde schnell deutlich, dass eine Elternschaft –

1 Die Technische Universität Dresden ist seit 2007 als „familiengerechte Hochschule“ zertifiziert. Maßnahmen und Vorsätze zur Sicherung von Familienfreundlichkeit sind zudem in einem Leitfaden zur „Vereinbarkeit von Studium, Familie und Beruf“ gebündelt. Dieser ist online abrufbar unter: <http://kinder.studentenwerk-dresden.de/images/dateien/wegweiser.pdf.pdf> (5.5.2015).

und vor allem eine Mutterschaft – als problematisch wahrgenommen wurde und wird: Ganz selbstverständlich ging ein Großteil der Lehrenden davon aus, dass sich ein Kind nur schwer bis überhaupt nicht mit dem Studium und einer daran anschließenden wissenschaftlichen Karriere vereinbaren lasse und dass ich mich aufgrund der dadurch entstehenden Mehrbelastung längerfristig aus dem Fach verabschieden würde. Positive Aspekte einer Elternschaft, wie die „Motorfunktion“ von Familie – in Form von Motivation, Rückhalt, einem Zuwachs an Kreativität, (geistiger) Flexibilität und Problemlösungsstrategien sowie einer Erweiterung des Forschungsinteresses –, kamen nicht zur Sprache.

Und auch nach der Geburt meines Sohnes und dem schnellen, dank universitätsinterner Kinderbetreuung weiterstgehend nahtlosen Wiedereinstieg ins Studium änderte sich das kaum. Bei Veranstaltungen, Konferenzen oder im Gespräch mit anderen Wissenschaftler/innen – mit und (noch) ohne Kinder – drängte sich mir zunehmend die Erkenntnis auf, dass eine Familiengründung innerhalb des Wissenschaftsbetriebes stark problematisiert wurde. Damit schließt der inneruniversitäre Diskurs um Familie an aktuelle politische und mediale Diskurse an, die eine Familiengründung als Risiko verhandeln,² indem die Entscheidung für Kinder mit möglichen (Negativ-)Zuständen verknüpft wird.³

An dieser Stelle überschneidet sich erstmals meine persönliche Erfahrung mit meinem wissenschaftlichen Interesse, das vor allem Risikodiskursen und Risikonarrativen innerhalb deutschsprachiger Gegenwartsliteratur gilt; meine eigenen Situation als Studentin mit Kind hat mein Forschungsinteresse nachhaltig geprägt und mich auch motiviert, das Thema „Familiengründung als ‚Risiko‘“ zum Gegenstand meiner Dissertation zu machen.⁴

2 Siehe exemplarisch: Baum, Albtraum; Harmann, Gesundheitsrisiko; Voigt, Erschöpfung.

3 Unter Risiko soll im Sinne Niklas Luhmanns die Praxis verstanden werden, Sachverhalte, Prozesse und Zustände als Folgen von Entscheidungen anzusehen und zu kommunizieren. Vgl. Luhmann, Soziologie, 30 f.

4 Vgl. Nikolai-Fröhlich, Familiengründung. Hier wird der literarische Diskurs um Familiengründung und Elternschaft anhand zeitgenössischer Elternratgeber und (Familien-)Romane, besonders unter Genderaspekten untersucht. Die Arbeit entsteht seit April 2014 an der Professur für Neuere deutsche Literatur- und Kulturgeschichte der Technischen Universität Dresden unter Betreuung von Gudrun Loster-Schneider.

Risikozuschreibungen im Kontext von Familiengründung und Elternschaft sind in jüngster Zeit auch verstärkt in hochschulnahen Medien zu beobachten: Eine deutschlandweite mediale Diskursplattform stellt die Wissenschaftszeit-schrift *Forschung & Lehre* dar, die als auflagestärkste deutsche wissenschafts- und hochschulpolitische Zeitschrift⁵ maßgeblich auf die Diskurskultur innerhalb der Hochschullandschaft wirken kann. *Forschung & Lehre* versteht sich selbst als „offenes Forum für kontroverse und meinungsfreudige Positionen“⁶ und publiziert Beiträge zu Politik, Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Bereiche wie „Work-Life-Balance“ im Wissenschaftsbetrieb und die „Vereinbarkeitsfrage“ sind hier in den letzten Jahren immer wieder thematisiert worden.⁷ Die dort vorgetragenen Argumente differieren von solchen in Beiträgen von forschenden Müttern in anderen medialen Kontexten. Beide werden im Folgenden mit Hinblick auf den Diskurs über das ‚Risiko Elternschaft‘ untersucht, der wesentlich von einer ökonomischen Perspektive auf die Frage, ob, wann und weshalb eine Familiengründung erfolgt, geprägt ist. Beide Textarten thematisieren die Vor- und Nachteile von Elternschaft, die ‚Schäden‘ und ‚Gewinne‘, die mit der Geburt eines Kindes verknüpft werden, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Der Beitrag befasst sich primär mit der diskursiven Ebene,⁸ also der Art und Weise, wie Elternschaft im Kontext von Hochschule – aus der Perspektive der Beobachtung und aus der des Erlebens – verhandelt wird.

Auch wenn die lebenspraktischen Aspekte von Eltern an deutschen Hochschulen, wie die institutionellen Rahmenbedingungen oder die Frage, welche strukturellen Bedingungen innerhalb der Institution Universität oder Fachhochschule förder- oder hinderlich für die Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft sein könnten, nicht im Zentrum dieses Beitrags stehen, sollte klar sein: Die

5 Vgl. Selbstbeschreibung Wir über uns der Zeitschrift, unter: http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?page_id=29 (4.4.2015).

6 Zitiert nach der Selbstbeschreibung Wir über uns.

7 Untersucht wurden die Ausgaben der Zeitschrift seit 2000, mit dem Fokus auf jüngere und jüngste Beiträge zu den Themen Gleichstellung, Vereinbarkeit, Familie und Familienfreundlichkeit.

8 Diskurse sollen hier im Sinne Foucaults als „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“, verstanden werden (Foucault, Archäologie, 74).

konkreten Hindernisse im Kontext der Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft sollen an dieser Stelle nicht bagatellisiert werden, denn sie sind nicht nur strukturell erheblich.

Elternschaft als Risikodiskurs an deutschen Hochschulen

Das Spannungsverhältnis zwischen Elternschaft und Wissenschaft wird in der Gegenwart zunehmend auf institutioneller Ebene, beispielsweise in Form von universitären Leitbildern oder Auditierungsverfahren,⁹ in denen Familienfreundlichkeit als Ziel artikuliert werden, kritisch reflektiert. An immer mehr deutschen Universitäten und Fachhochschulen entsteht ein Problembewusstsein dafür; die Forderung nach einer Vereinbarkeit von Familie, Forschung und Lehre wird zunehmend offen gestellt und auch das generative Potenzial einer solchen Verbindung nicht nur erkannt, sondern inzwischen sogar vermarktet. So formuliert die Technische Universität München die Gewährleistung von Familienfreundlichkeit implizit als gewinnbringend, indem sie das Thema in ihrem Leitbild unter dem Stichwort „Wertschöpfung durch Wertschätzung“¹⁰ anreißt.

Solche Formulierungen sind unter anderem auf Forschungsergebnisse der Soziologie und der Bildungsforschung zurückzuführen, die das Thema Familie und Hochschule mittels quantitativer und qualitativer Erhebungen vermehrt untersucht haben und noch untersuchen. Aktuelle Arbeiten aus diesen Disziplinen beschreiben einerseits den Ist-Zustand an Hochschulen und decken die

9 Zu nennen ist beispielsweise das Zertifizierungsverfahren audit familiengerechte Hochschule, ein „Managementinstrument zur familiengerechten Gestaltung der Arbeits- und Studienbedingungen an Universitäten und Fachhochschulen“, unter: <http://www.beruf-und-familie.de/index.php?c=22> (4.5.2015).

10 Siehe den Internetauftritt der Technischen Universität München, unter: [http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/leitbild/\(4.5.2015\)](http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/leitbild/(4.5.2015)). Und auch die Universität Tübingen „sieht es als ihre Aufgabe an, Arbeits- und Studienbedingungen unter Einhaltung der Sozialstandards zu schaffen, die es allen Studierenden, Beschäftigten, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erlauben, ihre Verantwortung in Familie und Gesellschaft wahrzunehmen“, unter: <http://www.beruf-und-familie.de/index.php?c=22> (4.5.2015).

Schwierigkeiten auf, die die Verknüpfung einer wissenschaftlichen Karriere mit einer Familiengründung mit sich bringen. Andererseits werden hier Forderungen nach hochschulpolitischen Interventionen zur Erleichterungen der Verbindung Kind(er) und Universitätskarriere laut, beispielsweise in Form von flächendeckender Kinderbetreuung und der Änderung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes.¹¹

Daran anschließend werden Elternschaft und das Thema Vereinbarkeit von Kind und wissenschaftlicher Karriere vermehrt in wissenschaftsnahen bzw. hochschulpolitischen Medien diskutiert; die ‚Vereinbarkeitsfrage‘ ist immer wieder Gegenstand in Zeitschriften wie *Forschung & Lehre* und wird auf einschlägigen Wissenschaftskarriereportalen wie academics.de oder in Wissenschaftsblogs¹² verhandelt. Solche Beiträge werden in der Regel von Wissenschaftler/innen aus dem Feld der Familien- und Hochschulforschung verfasst. Zum Teil handelt es sich aber auch um Erfahrungsberichte betroffener Wissenschaftler/innen aus allen Disziplinen. Oft sind beide Bereiche ineinander verwoben, da wissenschaftliche Erhebungen mit persönlichen Erfahrungsberichten gekoppelt werden. Das Feld stellt demnach einen Komplex dar, der allzu gerne, jedoch nur unbefriedigend nach den reduktionistisch-dichotomen Kriterien wie ‚subjektiv‘/‚objektiv‘ oder ‚privat‘/‚öffentlich‘ differenziert wird und werden kann.

Die Verbindung von Elternschaft und Wissenschaft als „schwieriger Spagat“

Die Beiträge zum Thema Elternschaft und Forschung in *Forschung & Lehre* werden überwiegend von einem starken Problembewusstsein beherrscht: So beschreibt beispielsweise die Soziologin Claudia Winter im „Karriere-Praxis“-Teil der Juliausgabe 2008 der Zeitschrift eine Familiengründung und die Verbindung

11 Vgl. zum Beispiel Findeisen, Hürdenlauf; Kunadt u. a., Familienfreundlichkeit; Metz-Göckel, Karrierefaktor.

12 Vgl. beispielhaft den Beitrag der Soziologin Kerstin Dressel, Wissenschaft, unter <http://scienceblogs.de/forwomen-in-science/2008/10/15/wissenschaft-kind-und-kegel-aus-dem-leben-einer-wissenschaftlerin-und-mutter/> (4.4.2015).

von Elternschaft und Wissenschaft – insbesondere für Frauen – grundsätzlich als einen „schwierigen Spagat“. ¹³ Auf der Grundlage ihrer Beratungspraxis als Frauenreferentin im Frauenbüro der Universität Trier kommt sie zu der Einschätzung, dass gerade Mütter im Wissenschaftsbetrieb im Gegensatz zu ihren kinderlosen Kolleginnen vor allem mit einem Zeitmangel zu kämpfen hätten. Dieser resultiere aus der meist alleinigen Übernahme der Fürsorgearbeit für die Kinder und der Bewältigung des Haushalts. Winter konstatiert, dass schon allein die Umsetzung der eigenen Qualifizierungsarbeit für Frauen unter solchen Umständen äußerst problematisch sei. Eine Mutterschaft berge demnach ein erhebliches Karriererisiko, dem mit folgender Anleitung zum ‚Risikomanagement‘ entgegengewirkt werden könne. Die Autorin rät: „Beschaffen Sie sich das sogenannte Erfolgswissen“, ¹⁴ gemeint sind Kenntnisse über Fördermöglichkeiten und eine strategische Karriereplanung. Weiter betont sie: „Optimieren Sie Ihre Zeit- und Arbeitsplanung, üben Sie schnelles Umschalten von Unterbrechungen zurück auf konzentriertes Arbeiten“. ¹⁵

Die von Winter formulierten Ratschläge beinhalten neben den eingangs explizit genannten Schwierigkeiten auch einige implizit formulierte Risiken, beispielsweise im Kontext der Paarbeziehung und Rollenerwartungen: „Eine Partnerschaft, in der Vereinbarungen über die gemeinsame Phase als Eltern gut kommuniziert werden und in der die möglicherweise geschlechterspezifischen Rollenerwartungen im Vorfeld geklärt sind, ist von besonderer Bedeutung [...]“. ¹⁶ Die Verteilung der Fürsorge- und Hausarbeit wird nicht nur als konfliktträchtig, sondern auch als gebunden an Geschlechterrollen beschrieben. Abschließend betont Winter die Wichtigkeit, ‚am Ball zu bleiben‘: „Halten Sie Kontakt, seien Sie in Ihrem Fach präsent und verteidigen Sie Ihren Arbeitsplatz unbedingt auch gegen universitäre Raumnot“. ¹⁷

13 Das Titelzitat ist eine Übernahme aus dem gleichnamigen Beitrag von Winter, Spagat, 400.

14 Ebd.

15 Ebd. 401.

16 Ebd.

17 Ebd.

Eine Eltern- bzw. eine Mutterschaft wird von Winter in Bezug auf eine Hochschulkarriere auf diese Weise gleich auf mehreren Ebenen als kritisch beschrieben: Neben ganz praktischen Aspekten, wie dem Zeitverlust durch Fürsorge- und Hausarbeit, werden das Festhalten an Rollenmustern und vor allem das Fehlen von „Erfolgswissen“¹⁸ genannt sowie eine mangelnde Vernetzung bzw. Verankerung im Wissenschaftsbetrieb problematisiert. Dabei sind deutliche Genderimplikationen auszumachen: Frauen wird ein hohes Maß an Kommunikationsfähigkeit und Kompromissbereitschaft zugeschrieben, wie sich vor allem in Winters Beschreibung in Bezug auf die Gestaltung der Paarbeziehung zeigt. Gleichzeitig werden durch die Formulierungen eines Mangels an strategischer Karriereplanung und durch die Aufforderung, den Arbeitsplatz „zu verteidigen“, implizit auf vermeintlich ‚weibliche‘ Eigenschaften wie Konformität und Konfliktmeidung verwiesen. Die Risikozuschreibungen erweisen sich als stark an Geschlechterstereotype¹⁹ geknüpft und somit an Vorstellungen von Weiblichkeit.

Aber auch Männern werden in den Beiträgen geschlechtertypische Risiken zugeschrieben, wenn auch völlig andere. Beispielfhaft hierfür ist Corinna Onnens Artikel *Schneller, höher, weiter?*,²⁰ in dem die Soziologin die Risiken für Wissenschaftler, die Väter werden, beschreibt. Grundlage für den Beitrag sind empirische Erhebungen aus der Familiensoziologie, die von der Autorin zusammengefasst und kommentiert werden. Onnen konstatiert: „Männer stehen in ihrer idealen Biographie vor der Herausforderung, eine Balance zwischen betrieblicher Belastung und Privatleben samt Ausgleichsaktivitäten für das gesundheitliche Wohlbefinden zu erreichen.“²¹ Männer müssten ihre Freizeit „möglichst perfekt organisier[en]“, was „vor allem zulasten der Beziehung zwischen Vater und Kindern sowie der Part-

18 Neben dem Wissen über Fördermöglichkeiten werden von Winter Kenntnisse darüber, wer „Meinungsführer des Faches“ ist und welche Themen innerhalb der Disziplin gerade „Mainstream“ sind, genannt (Winter, Spagat, 400).

19 Geschlechterstereotype sind „kognitive Strukturen, die sozial geteiltes Wissen über die charakteristischen Merkmale von Frauen und Männern enthalten“ (Eckes, Geschlechterstereotype, 178).

20 Forschung & Lehre, April 2013.

21 Onnen, Wachstum, 282.

nerbeziehung“²² gehe. Darüber hinaus werden die unterschiedlichen Ansprüche, die im Kontext von Beruf und Familie an Männer gestellt würden, als besonders heikel identifiziert: Während Männer am Arbeitsplatz „gut strukturierte Situationen“ vorfänden, sähen sie sich „im häuslichen Milieu vielfältige[n] unberechenbare[n] und unstrukturierte[n] Ansprüche[n]“²³ gegenübergestellt.

Die Verknüpfung von Vaterschaft und Wissenschaft wird in diesem Beitrag vor allem auf privater Ebene als riskant markiert. Im Gegensatz zu Wissenschaftlerinnen mit Kind, deren Risiken vorrangig auf wissenschaftlicher bzw. karrieretechnischer Ebene verortet werden, stehen in dieser Beschreibung für Väter das ausgewogene Verhältnis von Arbeit und Freizeit sowie die Beziehung zur Partnerin und den Kindern auf dem Spiel. Besonders auffällig dabei ist, dass Fürsorgearbeit, mit den „unberechenbaren und unstrukturierten Ansprüchen“, die sie stelle, als generell problematisch für *Männer* beschrieben wird: Der (vermeintliche) Kontrast von ‚geordneter‘ Erwerbs- und ‚chaotischer‘ Familienarbeit wird betont und auf diese Weise eine Dichotomie von ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Lebensbereichen bestärkt. Gleichzeitig wird eine Verknüpfung von Risiken mit Geschlechterstereotypen wie ‚männlicher‘ Rationalität und Durchsetzungsfähigkeit (im Hinblick auf die Arbeitsplatzsituation) und fehlender ‚weiblicher‘ Fürsorge- und Multitaskingkompetenz (im Hinblick auf Haushalt und Kinderbetreuung) hergestellt. Man beachte auch die unterschiedlichen Bilder, die zur Beschreibung herangezogen werden, und deren Konnotation: Für Männer wird das der Balance – also ein aktives Gleichgewicht-Halten – gewählt, für Frauen der Spagat, also der Versuch, zwei entgegengesetzte Pole zu verbinden. Die Schwierigkeiten der Vereinbarung einer Vaterschaft mit der Arbeit als Wissenschaftler wird hingegen nicht thematisiert. Dasselbe gilt für Kämpfe um den Arbeitsplatz oder Schwierigkeiten bei der Umsetzung der eigenen Qualifizierungsarbeit. Insgesamt wird die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Wissenschaftler eher als eine Detail- denn als Grund-satzfrage dargestellt.

22 Ebd.

23 Ebd., 283.

„Weniger krank und mehr motiviert“:²⁴ Gewinne einer Elternschaft

Während die beiden dargestellten Beiträge in *Forschung & Lehre*, die durchaus repräsentativ für viele weitere sind, vorrangig die Schadensebene einer Familiengründung hervorheben, finden sich auch einige wenige Aussagen zu potenziellen Gewinnen bzw. Chancen einer Elternschaft. Beispielhaft hierfür ist ein Beitrag der Psychologin und Bildungsforscherin Inken Lind, die nicht nur auf Probleme von Eltern an deutschen Hochschulen, wie die Abwertung der wissenschaftlichen Leistung und der Ausschluss aus beruflichen Netzwerken, verweist, sondern auch auf positive Aspekte eingeht. Gerade in Bezug auf Überarbeitungssymptome und Burnout sei festzustellen, dass Eltern davon weniger betroffen seien. Auch sei bei Eltern insgesamt eine „größere [] berufliche Motivation“ und vor allem eine „größere Effizienz“²⁵ im Arbeitsstil nachzuweisen, so Lind. Aufgrund dieser Erkenntnisse aus der Arbeitsforschung plädiert die Autorin für eine Stärkung von Eltern im Wissenschaftsbetrieb, um das hohe generative Potenzial, das sie bärigen, abzuschöpfen. Auch Irene Gerlach, Leiterin des Forschungszentrums für familienbewusste Personalpolitik, konstatiert in einem Interview mit der Zeitschrift *Forschung & Lehre*, dass die Verbindung von Karriere und Familie zu mehr Motivation und wesentlich weniger Fehlzeiten unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern führe.²⁶

Ganz ähnlich, wenn auch mit weitaus persönlicherer Note beschreiben Wissenschaftlerinnen mit Kind(ern) die positiven Auswirkungen ihrer Mutterschaft auf ihre Arbeit. Exemplarisch ist der Sammelband *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, in dem vorrangig Wissenschaftlerinnen zu Wort kommen.²⁷ Nanny Wermuth, Statistikerin und Mutter von vier Kindern, resümiert

24 Das Titelzitat ist eine Übernahme aus dem gleichnamigen Interview der Zeitschrift *Forschung & Lehre* mit Gerlach, Familienbewusste Personalpolitik, 536.

25 Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 756. Siehe auch Lind, Kinder, unter: [http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/09/26/kinder-als-risiko-fur-die-hochschulkarriere-vereinbarkeit-von-hochschulkarriere-und-elternschaft-ii/\(5.1.2015\)](http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/09/26/kinder-als-risiko-fur-die-hochschulkarriere-vereinbarkeit-von-hochschulkarriere-und-elternschaft-ii/(5.1.2015)).

26 Vgl. Gerlach, Familienbewusste Personalpolitik, 537.

27 Ein Konterpart mit Beiträgen von Wissenschaftlern mit Kindern konnte nicht erhoben werden, vereinzelte Beiträge über forschende Väter sind aber in Zeitungen und Zeit-

darin auf ihre Karriere zurückblickend: „Ich denke, dass ich selbst eine große Portion Extraenergie mitbekommen habe und dass ich leicht ‚fünf gerade sein‘ lassen kann.“²⁸ Weiter heißt es hier: „Was ich im Nachhinein auch gut fand, ist, dass ich früh lernen musste, Prioritäten zu setzen und oft ‚Nein‘ zu sagen, wenn ich Einladungen oder Vorschläge für neue Arbeiten erhielt. Insgesamt würde ich sagen, dass mich die Kinder jung gehalten haben [...]“. ²⁹ In ihrem Bericht wird Familie primär als Energiequelle beschrieben und als Bedingung für die Fähigkeit, sich abgrenzen zu können. Es wird darauf hingewiesen, dass die Verknüpfung von Familie und Wissenschaft auch in Bezug auf die Gestaltungen des Forschungsalltags hilfreich sein könne, weil sie die ‚Work-Life-Balance‘ fördere und damit die Belastbarkeit der Mitarbeiter/innen langfristig erhalte. Zudem wird interessanterweise einer Mutterschaft im Kontext der Doppelrolle Mutter/Forscherin das Potenzial zugeschrieben, vermeintlich ‚weibliche‘ Eigenschaften wie eine hohe Opferbereitschaft abzulegen.

Auch die Pharmazeutin und zweifache Mutter Kerstin Krieglstein nennt im selben Band positive Effekte ihrer Mutterschaft in Bezug auf Gelassenheit und Bodenhaftung im Umfeld ihrer Arbeit als Wissenschaftlerin. Gerade im Umgang mit Kolleginnen und Kollegen konstatiert sie: „Ich glaube, dass man durch die Kombination dieser zwei Lebensräume die Chance hat, ein normaler Mensch zu bleiben und die Probleme, die den eigenen Mitarbeitern im Laufe der Zeit entstehen, vielleicht besser zu verstehen und dann auch freundlicher oder situationsgerechter zu reagieren.“³⁰ Die eigene Elternschaft wird hier nicht nur als ein wesentlicher Ausgleichsfaktor, sondern auch als zentral für die Ausbildung von Soft Skills und von Führungskompetenzen verstanden. Gleichzeitig wird Mutterschaft mit ‚weiblichen‘ Eigenschaften wie einem hohen Einfühlungsvermögen verknüpft.

schriften zu finden, vgl. exemplarisch Langhammer, Forscher.

28 Wermuth, *Forschung und Familie*, 318.

29 Wermuth, 321.

30 Krieglstein, *Kompromissbereitschaft*, 215.

Fazit

Obwohl die vorliegende Untersuchung nur exemplarischen Charakter hat, wurde deutlich, dass forschende Eltern, insbesondere Mütter (aufgrund von Gleichstellungsprozessen zukünftig wahrscheinlich auch vermehrt Väter), die Entscheidung für Kinder unter ökonomischen Gesichtspunkten bzw. unter einer Risikoperspektive treffen – oder zumindest im Nachhinein unter einer solchen reflektieren. Das analysierte Material zeigt weiter, dass innerhalb des universitären Diskurses um das Thema Familiengründung der Fokus auf den potenziellen ‚Schäden‘ liegt. Mögliche ‚Gewinne‘ einer Verknüpfung von Wissenschaft und Elternschaft werden meist nur subjektiv in Form von Erfahrungsberichten Betroffener thematisiert. Eine Ausnahme bilden Beiträge, die durch neuere Erkenntnisse der Arbeitsforschung, die aktuell das generative Potenzial von Elternschaft herausstellt, motiviert sind. In hochschulnahen Medien finden solche Aspekte insgesamt aber kaum Erwähnung, wie die Beiträge der Zeitschrift *Forschung & Lehre* zeigen, in denen ein starkes Problembewusstsein vorherrscht. Positive Aspekte einer Elternschaft werden hingegen in Selbstaussagen von Eltern in den Vordergrund gerückt.

Auffällig ist, dass die Risikobeschreibungen starke Genderimplikationen aufweisen: Die untersuchten Beiträge zeigen sehr deutlich, dass eine Familiengründung im Kontext von Hochschule und Wissenschaft als ein geschlechter-spezifisches Risiko – nicht nur auf Schadens-, sondern auch auf Gewinnebene – wahrgenommen und kommuniziert wird. Forschenden Müttern werden dabei vor allem Probleme in den Bereichen Karriereplanung und Zeitmanagement zugeschrieben und die Verortung in bzw. Distanzierung von klassischen Geschlechterrollen problematisiert. Auf diese Weise wird eine Elternschaft von Frauen einerseits als ein zentrales Karriererisiko identifiziert. Gleichzeitig wird der Diskurs um Geschlechterrollen und Gleichstellung von Männern und Frauen an Universitäten mit dem Vereinbarkeitsdiskurs um Familie und Beruf verknüpft; die ‚Vereinbarkeitsfrage‘ wird damit – weitgehend – zum ‚Frauenproblem‘ reduziert. Auf der anderen Seite wird für Väter die „ungewohnte“ familiäre Belastung als erschwerend für die Aufrechterhaltung eines Gleichgewichts von Berufs- und Privatleben formuliert; geschlechterspezifische Erwartung bzw. die Auseinandersetzung mit

der eigenen Geschlechterrolle werden dabei als weniger problematisch markiert. Eine Vaterschaft wird in diesen Darstellungen vielmehr als riskant eingestuft, weil sich Männer im Kontext von Familie und Fürsorgearbeit auf für sie vermeintlich ‚untypisches‘ Gebiet begeben. Für den Verlauf einer Hochschulkarriere wird eine Vaterschaft dagegen als eher nebensächlich dargestellt. Auf diese Weise wird nicht nur Erwerbsarbeit als selbstverständlicher Lebensmittelpunkt von Männern betont, sondern auch die Gruppe forschender Väter, die gleichberechtigt oder hauptsächlich Fürsorge- und Haushaltsarbeit übernehmen, marginalisiert.

Solche Thematisierungen – und vor allem die Problematisierungen – von Elternschaft auf der Basis einer Reproduktion von Geschlechterstereotypen bleibt nicht ohne Konsequenzen: Indem geschlechterspezifische Risiken einer Elternschaft undifferenziert dargestellt werden, repräsentieren die untersuchten Beiträge nicht nur gesellschaftlich vorherrschende Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterrollen, sondern bringen diese auch selbst hervor und tragen grundlegend zur polaren Festschreibung von sozialem Geschlecht³¹ in der Wissenschaft bei. Der Diskurs erzeugt auf diese Weise „die Wirkungen [...], die er benennt“.³²

31 Die Kategorie Gender wird im Sinne Butlers als ein Ergebnis soziokultureller Konstruktions- und Konstituierungsprozesse verstanden. „In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun [...]. Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität (*gender*) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese ‚Äußerungen‘ konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind“ (Butler, Unbehagen, 49).

32 Butler, Körper, 22.

Literatur

- BAUM, ANTONIA: Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen. Die tollste Sache der Welt ist in unserer Gesellschaft für viele ein Albtraum geworden, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.1.2014.
- BUTLER, JUDITH: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991.
- BUTLER, JUDITH: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995.
- DRESSEL, KERSTIN: Kind und Kegel. Aus dem Leben einer Wissenschaftlerin und Mutter (2008), unter: <http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/10/15/wissenschaft-kind-und-kegel-aus-dem-leben-einer-wissenschaftlerin-und-mutter/> (4.4.2015).
- ECKES, THOMAS: Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hrsg. von Ruth Becker/Beate Kortendiek, Wiesbaden 2004, 178–189.
- FINDEISEN, INA: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Wiesbaden 2011.
- FOUCAULT, MICHEL: Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1981.
- GERLACH, IRENE: Weniger krank und mehr motiviert. Familienbewusste Personalpolitik. Interview, in: Forschung & Lehre 21/7 (2014), 536 f.
- HARMANN, LISA: Burn-out. Gesundheitsrisiko Mutterschaft, in: Spiegel Online vom 3.9.2014, unter: <http://www.spiegel.de/forum/gesundheit/burnout-gesundheitsrisiko-mutterschaft-thread-143585-1.html> (10.5.2016)
- KRIEGLSTEIN, KERSTIN: Kompromissbereitschaft und Flexibilität als Voraussetzung für eine berufliche Karriere mit Kindern, in: Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen, hrsg. von Nikola Biller-Andorno u. a., Frankfurt a. M./New York 2005, 208–217.
- KUNADT, SUSANN U. A.: Familienfreundlichkeit in der Praxis. Ergebnisse aus dem Projekt „Effektiv! Für mehr Familienfreundlichkeit an deutschen Hochschulen“, Köln 2014.
- LANGHAMMER, FRANZISKA: Forscher, Facharzt und Vater, in: Die Zeit vom 29.8.2013.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektiven? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft. Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 15/11 (2008), 754–756.

- LIND, INKEN: Kinder als Risiko für die Hochschulkarriere? Vereinbarkeit von Hochschulkarriere und Elternschaft II (2008), unter: <http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/09/26/kinder-als-risiko-fur-die-hochschulkarriere-vereinbarkeit-von-hochschulkarriere-und-elternschaft-ii/> (5.1.2015).
- LUHMANN, NIKLAS: Soziologie des Risikos, Berlin, New York 1991.
- METZ-GÖCKEL, SIEGRIED: Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem, Opladen 2014.
- MECHERIL, PAUL U. A. (Hrsg.): Differenz unter Bedingungen von Differenz. Zu Spannungsverhältnissen universitärer Lehre, Wiesbaden 2013.
- Leitbild der Technischen Universität München, unter: <http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/leitbild/> (4.5.2015).
- Leitbild der Universität Tübingen, unter: <http://www.beruf-und-familie.de/index.php?c=22> (4.5.2015).
- ONNEN, CORINNA: Schneller, höher, weiter? Die Jagd nach Wachstum und die Folgen für Familien, in: Forschung & Lehre 20/4 (2013), 282 f.
- VOIGT, CLAUDIA: Die große Erschöpfung. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist in diesem Land immer noch ein Traum, in: Der Spiegel 48 (2013), 156 f.
- WERMUTH, NANNY: Forschung und Familie zusammen. Enorm viel Freude und Flexibilität, in: Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen, hrsg. von Nikola Biller-Andorno u. a., Frankfurt a. M./New York 2005, 316–322.
- WINTER, CLAUDIA: Schwieriger Spagat. Wie können Familie und Karriere in der Wissenschaft miteinander vereinbart werden?, in: Forschung & Lehre 15/6 (2008), 400 f.

Felicitas Söhner

Von der Unvereinbarkeit zur Möglichkeit – Frauen und Mütter in der Wissenschaft

Im letzten Jahrzehnt hat der Diskurs zur Frage der Vereinbarkeit von Wissenschaft als Berufsfeld und familiären Verpflichtungen wieder vermehrt an Aktualität gewonnen. Dies ist nicht zuletzt der Situation geschuldet, dass die Kinderlosigkeit unter den deutschen Wissenschaftlerinnen deutlich höher liegt als in anderen europäischen Ländern.¹ Wie aber steht es tatsächlich um die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaftskarriere? Welchen Entscheidungszwängen sind Frauen auch heute noch ausgesetzt?

Der erste Teil dieses Beitrags erinnert an das berühmte Beispiel der Maria Montessori und an die Hindernisse, die die Medizinerin, Psychiaterin und Pädagogin überwinden und die Opfer, die sie für die erfolgreiche Wissenschaftskarriere bringen musste. Der zweite Teil vergleicht die Situation von Forscherinnen vor einhundert Jahren mit der aktuellen und fragt, ob Wissenschaftlerinnen nicht auch heute noch wählen müssen.

Montessori wurde in Italien am Ende des 19. Jahrhunderts in Medizin promoviert und entwickelte später die nach ihr benannte bahnbrechende Pädagogik. Die Geburt ihres Sohnes hielt sie für Jahre geheim, da sie ihre wissenschaftliche Karriere und die damit verbundenen Zukunftshoffnungen nicht gefährden wollte, und bekannte sich erst später zu ihrem bereits jugendlichen Sohn. Ausgehend von der rekonstruierbaren Vereinbarkeitsproblematik Montessoris wird der Blick auf die heutige Situation im Wissenschaftsbetrieb gerichtet und die Gratwanderung zwischen Familie und Forschung betrachtet.

1 Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 754.

Historische Situation Maria Montessoris

Bildungsweg und beginnende Etablierung

Maria Montessori (1870–1952) begann ihre pädagogische Pionierarbeit um die Wende zum 20. Jahrhundert. Zeitgenössischer Hintergrund war das von Ellen Key ausgerufene „Jahrhundert des Kindes“, verbunden mit der Forderung, die Prügelstrafe abzuschaffen, die Würde des Kindes zu akzeptieren und ihm die ihm zustehenden Rechte zu geben. Montessori kritisierte die seinerzeit vorherrschenden Praktiken und Sichtweisen, die in Bezug auf Erziehungsmethoden und kindliche Entwicklung vorherrschten. Die vorrangigen Forderungen der Reformpädagogin lagen darin, die Individualität des Kindes zu erkennen und zu respektieren. Ihr pädagogischer Ansatz war verknüpft mit der „Vorstellung einer entbürokratisierten Schule, von freiheitlich demokratischen Lebensverhältnissen und liberalen, kindorientierten Bildungsidealen“.²

Die Entstehung jener Positionen ist eng verknüpft mit dem Lebenslauf von Montessori. Als Schülerin besuchte Montessori eine technische Oberschule für Jungen, mit dem Wunsch, Ingenieurin zu werden. Montessoris Biografen berichten von ihrem außergewöhnlichen Selbstbewusstsein.³ Nach dem Abschlussexamen wollte sie Medizin studieren; dieses Fach war im ausgehenden 19. Jahrhundert ausschließlich Männern vorbehalten. Trotzdem der Dekan ihr anfangs die Zulassung verweigerte, begann sie 1892 an der Universität Rom das Medizinstudium. Montessoris Studien wurden mit harten Auflagen belegt. So war es ihr beispielsweise nur gestattet, den Hörsaal nach den männlichen Studenten zu betreten, wodurch sie nur in den hinteren Reihen sitzen oder stehen konnte. Zudem wurde ihr das Sezieren von Leichen nicht in Gegenwart männlicher Kommilitonen erlaubt, so dass sie hierzu oft auf den späten Abend oder die Nacht ausweichen musste.⁴

2 Hedderich, Einführung Montessori-Pädagogik, 18 f.

3 Vgl. Mack, Freude Freiheit Verantwortung.

4 Vgl. Hedderich, Einführung Montessori-Pädagogik, 7 f.

1896 wurde Montessori als erste Italienerin in Medizin promoviert.⁵ Sie trat eine Stelle an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Rom an und unterhielt daneben eine Privatpraxis.

In der psychiatrischen Klinik arbeitete Montessori mit entwicklungsverzögerten und geistig behinderten Kindern. Sie war erschüttert von den Verhältnissen, in denen Kinder verwahrlost und sich selbst überlassen waren. 1898 hielt Montessori beim nationalen Pädagogenkongress in Turin eine vielbeachtete Rede, in der sie Bildungschancen für geistig behinderte Kinder und die Beseitigung der sozialen Missstände durch Schulreformen forderte. Ihr Appell an das Erziehungsministerium hatte Erfolg: Im selben Jahr eröffnete in Rom das Heilpädagogische Institut *Scuola ortofrenica*, an dem Montessori gemeinsam mit ihrem Kollegen aus der psychiatrischen Klinik, Giuseppe Montesano (1868–1961), die Leitung übernahm.

Neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit war Montessori auch gesellschaftspolitisch engagiert. Ihre öffentlichkeitswirksamen und emanzipatorischen Vorträge erregten in Italien Aufsehen. 1896 nahm sie als italienische Delegierte am Internationalen Frauenkongress in Berlin teil. Bei diesem Kongress kam ihr eine besondere, zwischen konfligierenden Lagern vermittelnde Rolle zu. In ihrer prominenten Rede setzte sie sich unter anderem mit der Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen auseinander. An ihrer Argumentation war bemerkenswert, dass sie die Schuld an der schwierigen sozialen Lage der Frauen ihrer Zeit nicht ihnen selbst zuschrieb oder mit ihrer „weiblichen Natur“ begründete. Vielmehr machte sie dafür die gesellschaftliche Struktur und Gesetzgebung verantwortlich.⁶ Ebenfalls kritisierte sie die aus der Erwerbsarbeit der Arbeiterinnen resultierende Doppelbelastung von beruflicher und familialer Arbeit: „Wie ein Mann arbeitet sie, und deshalb hören doch ihre häuslichen Pflichten nicht auf. Statt Ruhe, die der Mann

5 Maria Montessori war nicht, wie oft zu lesen ist, die erste Frau Italiens, die Medizin studierte. So hat einige Jahre zuvor die jüdisch-ukrainische Anna Kuliscioff, die im Dezember 1881 eine Tochter zur Welt brachte, gegen den Widerstand ihres Partners ein unterbrochenes Medizinstudium wieder aufgenommen – zunächst in der Schweiz – und promovierte schließlich in diesem Fach in Neapel. Kuliscioff gab 1891 ihren Arztberuf aus gesundheitlichen Gründen auf und arbeitete als Herausgeberin des sozialistischen Blattes *Critica Sociale* und gemeinsam mit ihrem Partner an der Gründung der Sozialistischen Partei Italiens (vgl. Schwegmann, Kind ihrer Zeit, 39).

6 Vgl. Schiersmann, Im Lichte Montessoris, 120 ff.

nach der Arbeit beansprucht, warten ihrer die häuslichen Obliegenheiten, oft noch mit einem Kind unter dem Herzen oder an der Brust.“⁷ Zu Montessoris zentralen Anliegen gehörte es, den vielfach postulierten Ausschluss von Weiblichkeit und Wissenschaftlichkeit wie rationalem Denken zu widerlegen. Montessori appellierte an die Frauen, in die Wissenschaft zu gehen und gemeinsam mit den Männern zu debattieren und zu forschen.⁸

Bruch in der Karriere

In der Phase der Neugründung des Heilpädagogischen Institutes kam im März 1898 Montessoris Sohn Mario⁹ zur Welt, der aus der Beziehung mit Montesano stammte. Schwangerschaft und Geburt des Kindes hielt Montessori vor der Öffentlichkeit geheim. Die jungen Eltern sollen sich zwar gegenseitig die Treue versprochen haben so wie auch niemals zu heiraten. Beider Karrieren sollten nicht durch die Existenz eines unehelichen Kindes gefährdet werden.¹⁰ Montessori zog ihren Sohn nicht selbst auf, sondern gab ihn in eine Pflegefamilie außerhalb Roms. Dort wie auch später im Internat besuchte sie ihn regelmäßig, gab sich ihm in diesen Jahren jedoch nie als seine Mutter zu erkennen. Ihrem Sohn offenbarte sich Montessori erst 1913 nach dem Tod ihrer Mutter, dann nahm sie ihn zu sich auf. Er sollte später in ihrer Arbeit eine wesentliche Rolle als Sekretär, Organisator und Vertrauter spielen, der nach ihrem Tod ihr Lebenswerk fortsetzte. Gegenüber der Öffentlichkeit gab Montessori Mario entweder als ihren Neffen oder Adoptivsohn aus.

Trotz erfolgreicher Tätigkeit am Heilpädagogischen Institut verließ Montessori 1901 das Institut und begann an der Philosophischen Fakultät der Universität Rom ein Studium der Psychologie, Anthropologie und Erziehungsphilosophie.¹¹

7 Ebd.

8 Ebd., 122 ff.

9 1898–1982.

10 Missmahl-Maurer, Neuere Untersuchungen, 27 f.

11 Vgl. zum Beispiel Findeisen, Hürdenlauf; Kunadt u. a., Familienfreundlichkeit; Metz-Göckel, Karrierefaktor.

Die Gründe für den Weggang aus einem Tätigkeitsfeld, das sehr vielversprechend war, sind nie hinreichend aufgeklärt worden.

Rezeptionsgeschichte der Montessori-Pädagogik in Italien

In den folgenden Jahren hielt Montessori als Kuratoriumsmitglied der Liga für Erziehung behinderter Kinder zahlreiche Vorträge in Italien und im Ausland über ihre ersten Forschungsversuche und -ergebnisse. Als Medizinerin richtete sie auch in der pädagogischen Arbeit durchweg die Frage nach entwicklungspsychologischen Gesetzmäßigkeiten von kindlicher Entwicklung und lebenslangem Lernen.

1904 erhielt Montessori einen Lehrauftrag für Pädagogische Anthropologie an der Universität Rom. Ihre Vorlesungen behandelten die Geschichte der anthropologischen Konzeption des kindlichen Wesens und deren Anwendung auf die Pädagogik.¹²

Im Januar 1907 eröffnete sie im Viertel San Lorenzo das erste Kinderhaus für vernachlässigte Arbeiterkinder, die *Casa dei Bambini*. Hier setzte sie grundlegende Hygienestandards und mittels einer kindgerechten räumlichen Ausstattung, des von ihr entwickelten Arbeitsmaterials und Erziehungskonzepts ihre heilpädagogische Erfahrung um. Nachfolgend eröffnete Montessori weitere Kinderhäuser in Rom, Mailand und Neapel und intensivierte ihre Öffentlichkeitsarbeit.¹³

Die Erfolge ihrer Kinderhausarbeit führten dazu, dass Montessori ihre Praxis als Ärztin aufgab und sich auf die Ausbildung von Pädagogen konzentrierte. Ab 1913 verlagerte sich ihr Fokus auf die Publikation ihres pädagogischen Konzepts über den Aufbau von Organisationsstrukturen wie auch auf das Halten von Vorträgen und Lehrgängen in Europa, Amerika und Asien.¹⁴

12 Sie hielt drei Vorlesungen in der Woche. Das Ziel dieser Vorlesungen war es, „praktische Grundlagen für eine weitreichende Reform in unsren Schulen zu legen“. Die Vorlesungen wurden später in einem Werk mit dem Titel *L'Antropologia Pedagogica* abgedruckt“ (Kramer, Leben und Werk, 121 f.).

13 Missmahl-Maurer, Neuere Untersuchungen, 27 f.

14 Vgl. Eckert, Maria und Mario, 36 f.

In der Zeit der totalitären Regime traten mehr und mehr universale Denksätze in den Vordergrund ihrer Arbeit. 1949 kehrte Montessori aus Indien zurück und führte gemeinsam mit ihrem Sohn bis zu ihrem Tod ihre Arbeit fort.

Zur Rolle der Frau zu Zeiten Montessoris

Das Leben Maria Montessoris war eingebettet in eine Gesellschaft, in der Frauen weniger als individuelle Personen lebten, sondern vielmehr in tradierten Bezugssystemen zu Eltern, Ehepartner, Familie und Kindern. Den Töchtern bürgerlicher Familien wurden kaum Anregungen und Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung gewährt. Sie wurden für die Ehe erzogen; Erwerbstätigkeit schickte sich nicht für sie.¹⁵ An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begannen einzelne bürgerliche Frauen, insbesondere im sozialen und karitativen Bereich eigene berufliche Wege zu gehen. Auch der Lehrerinnenberuf galt als standesgemäße Erwerbstätigkeit für Frauen aus dem Bürgertum.¹⁶

Weibliche Berufstätigkeit war in jener Zeit jedoch strikt auf die Phase vor der Ehe beschränkt. In Deutschland wurde das Verbot der Arbeit nach der Eheschließung erst spät aufgegeben; der Lehrerinnenzölibat wurde zwar 1919 in Art. 128 II der Weimarer Reichsverfassung abgeschafft, aber bereits 1923 aus arbeitsmarktpolitischen Gründen wieder eingeführt; erst 1951 wurde er aufgehoben.¹⁷

In Italien war die Situation vergleichbar. Daher wäre eine Eheschließung vermutlich hindernd für Montessoris wissenschaftliche Laufbahn gewesen. Die Entscheidung, ein Kind ohne Vater aufzuziehen, hätte sicher das Ende ihres Lebenswegs als Wissenschaftlerin bedeutet. In der Wahrnehmung der Öffentlichkeit galten alleinerziehende Frauen als sittliche Gefährdung der Gesellschaft und wurden entsprechend diskriminiert und geächtet.¹⁸ Junker bemerkt, dass auch noch Mitte des 20. Jahrhunderts besonders ledige Frauen in der Zeit der Schwanger-

15 Vgl. Kohler-Gehrig, *Geschichte der Frauen*, 8.

16 Vgl. Knorr/Wehling, *Frauen im Südwesten*, 239.

17 Vgl. Gerhard, *Frauen in der Geschichte*, 176 ff.

18 Buske, *Fräulein Mutter*, 56.

schaft unter erhöhtem Druck standen, die Schwangerschaft so lange wie möglich geheim zu halten.¹⁹ Mütter von unehelichen Kindern aus dem bürgerlichen Milieu wahrten außerhalb des engen familiären Kreises oft Diskretion über ihre Situation.²⁰ Damit befand sich die Wissenschaftlerin Montessori im Entscheidungszwang zwischen einem Leben als Wissenschaftlerin oder als Familienmutter.

Vorhandene Quellen von und über Montessori zeigen sie als eine nachdenkliche und empathische Frau, die gleichzeitig engagierte Streiterin gegen soziale Ungerechtigkeiten wie auch emanzipierte Medizinerin war. Neben ihren Fähigkeiten und Talenten wirkte sich mit Sicherheit auch die für ihre wissenschaftlichen Ambitionen und den Status der Elternbeziehung problematische Mutterschaft auf ihr pädagogisches Konzept sowie ihren wissenschaftlichen Werdegang aus. Überzeugt vom Wandlungspotential der Stellung der Frau äußerte Montessori: „Die [emanzipatorische] Bewegung selbst wird verschwinden, wenn es ihr gelungen ist, die Männer davon zu überzeugen, daß Frauen mit ihrem Leben mehr anfangen können und sollten, als ihnen heute gestattet ist. Am Ende wird die Frau der Zukunft sowohl die gleichen Rechte als auch gleiche Pflichten haben. Sie wird ein neues Selbstbewußtsein erlangen und ihre wahre Kraft in einer emanzipierten Mutterschaft finden.“²¹ Sie selbst sah sich vor dem Hintergrund der Geschlechter- und Gesellschaftsordnung ihrer eigenen Schichtzugehörigkeit trotz der vorgetragenen progressiven Thesen nicht in der Lage, Mutterschaft mit Wissenschaft zu vereinbaren. Montessori verzichtete auf die aktive Mutterschaft während der ersten fünfzehn Lebensjahre ihres Sohnes; eine Karriere, unmaßgeblich welcher Natur, wäre für sie als alleinerziehende Mutter eines illegitimen Kindes nicht möglich gewesen. Damit nahm sie eine klare Hierarchisierung der beiden um 1900 tatsächlich unvereinbaren Lebenswelten vor und entschied sich für die Forschung.

19 Vgl. Junker, Lage der Mütter.

20 Vgl. Beuys, Die neuen Frauen.

21 zitiert nach: Schiersmann, Im Lichte Montessoris, 122 ff.

Zeitgenössische Situation

Auch wenn sich heute sowohl die Geschlechter- wie auch Gesellschaftsordnung geändert haben, stellt sich doch die Frage, ob es den objektiven Entscheidungszwang, den Montessori erlebte, nämlich entweder Wissenschaftlerin oder Mutter zu sein, heute auf ähnliche Weise doch noch gibt.

Mehr als einhundert Jahre sind vergangen, seitdem Montessori wählen musste zwischen Mutterschaft und Forschung; vieles hat sich seitdem im Sinn der geschlechtergerechten Zugänglichkeit zu Bildung – zumindest theoretisch – verändert. Richtet man den Blick auf die gegenwärtige Situation von Frauen in der Wissenschaft in Deutschland, so zeigt sich, dass eine Vielzahl formaler Hürden inzwischen abgebaut worden sind. Im Jahr 1908/09 erhielten Frauen die Berechtigung zum Hochschulstudium. Heute liegt der Anteil weiblicher Studierender bei 47,6 Prozent (2013),²² der Anteil der weiblichen Promovierenden bei 44,2 Prozent (2013).²³ Allerdings führte die formale Gleichberechtigung in der Wissenschaft bislang nicht zu einer realen Chancengleichheit von Frauen in Bezug auf eine Wissenschaftskarriere, denn nach wie vor gilt das Bild des *bottleneck*, des Flaschenhalses: Je höher der Grad der Professionalisierung, desto weniger Frauen lassen sich nachweisen. Bereits in der Fächerwahl existieren ebenfalls nach wie vor geschlechtsspezifische Unterschiede: So variiert der Frauenanteil beim wissenschaftlichen Personal in den verschiedenen Bereichen erheblich. Während in den Disziplinen der Humanmedizin (38 Prozent), Sprach- und Kulturwissenschaften (41,4 Prozent) und Veterinärmedizin (50,3 Prozent) das Geschlechterverhältnis relativ ausgeglichen ist, sind beispielsweise die Anteile weiblicher Wissenschaftler im Bereich Mathematik/Naturwissenschaften (21,2 Prozent) und Ingenieurwissenschaften (13,2 Prozent) besonders niedrig.²⁴

Unter den Promovierenden sind die Unterschiede noch deutlicher. Besonders viele Frauen promovieren in der Humanmedizin (49,7 Prozent), den Sprach- und

22 Statistisches Bundesamt 2015, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).

23 Ebd.

24 Zahlen in Klammer = jeweiliger Frauenanteil (Lind, Kurzexpertise zum Themenfeld, 1 f.).

Kulturwissenschaften (50,5 Prozent), in der Kunstwissenschaft (60 Prozent) und in der Veterinärmedizin (77,1 Prozent). Bei den Ingenieurwissenschaften stammen lediglich 11 Prozent der Dissertationen von Frauen.²⁵

Gleichzeitig lässt sich bei den Karrieren im Wissenschaftssektor ein deutlicher geschlechtsbezogener Unterschied bemerken. Gegenwärtig sind 22 Prozent aller hauptberuflichen Professor/innenstellen an deutschen Hochschulen von weiblichem Personal besetzt. Zudem finden sich mehr Frauen in befristeten Stellen als Männer.²⁶ Die Forscherinnenpräsenz fiel 2010 im Hochschulsektor mit 32 Prozent am höchsten aus, im staatlichen Sektor lag er bei 30 Prozent, den geringsten Anteil fand man im wirtschaftlichen Sektor mit 13 Prozent.²⁷

Hinsichtlich Status und Qualifikation bestehen beim wissenschaftlichen Personal deutliche Differenzen. Während 2014 der Frauenanteil bei wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen bundesweit bei 41,4 Prozent lag, fanden sich bei den statushöchsten und bestdotierten C4/W3-Professor/innenstellen lediglich 11,3 Prozent.²⁸ Eine ähnliche Tendenz spiegeln die Genderstatistiken der Universität Frankfurt am Main wider.²⁹

Nina von Stebut stellt fest, dass im Bereich der Wissenschaft die Marginalisierung von Frauen in sozialpolitische, kulturelle und rechtliche Rahmenbedingungen eingewoben ist.³⁰ Nach kulturellem Selbstverständnis sei die Erwerbstätigkeit von Frauen ein sequenziertes Modell, in dem sich Erwerbs- und Familienphasen

25 Ebd.

26 Statistisches Bundesamt 2015, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).

27 Konsortium Bundesbericht 2013, 33.

28 Statistisches Bundesamt 2015, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).

29 Goethe Universität Frankfurt 2016, unter: <https://www.uni-frankfurt.de/41018306/statistiken>. Vgl. Tabelle „Qualifikationsstufen im Überblick“ https://www.uni-frankfurt.de/44654718/Querschnitt_Qualifikationsstufen-gesamt1.jpg (12.5.2016).

30 Stebut, Frage der Zeit, 79.

wechselseitig ausschließen und ablösen.³¹ Die Kinderbetreuungssituation insbesondere kleiner Kinder sei weithin völlig unzureichend, und Frauen könnten kaum auf institutionelle Rahmenbedingungen zurückgreifen. Gleichzeitig seien zwar Verschiebungen im Rollenverständnis junger Väter erkennbar, eine gleichberechtigte Verteilung von Verantwortlichkeiten und Pflichten von Vätern könne jedoch keineswegs angenommen werden.³² Vielmehr erscheine die Situation für Männer dahingehend weniger dramatisch, da es ihnen leichter falle, ein Lebensmodell zu wählen, in dem die Bereiche Arbeit und Familie bzw. Produktion und Reproduktion getrennt sei, und zudem die Option deutlich länger bestehe, die Entscheidung zur Familiengründung zu verschieben in eine Phase größerer materieller, beruflicher Sicherheit.³³

Wenn man den Anteil von Eltern unter den Wissenschaftler/innen betrachtet, haben nach einer Erhebung 59 Prozent der Professoren Kinder, Professorinnen hingegen nur 16 Prozent.³⁴ Aufgrund der Selbstselektivität dieser Umfrage kann man davon ausgehen, dass diese Zahlen nicht das tatsächliche Verhältnis widerspiegeln und der Anteil der Kinderlosen weit höher liegen dürfte. Weitere Erhebungen verweisen auf eine Diskrepanz zwischen Kinderwünschen und tatsächlich realisierten Kinderzahlen.³⁵ 68 Prozent aller Wissenschaftlerinnen geben hier an, Kinderlosigkeit sowie Aufschub des Kinderwunsches zugunsten ihrer wissenschaftlichen Karriere in Kauf genommen zu haben. Es zeigt sich ebenfalls, dass auch 46 Prozent der Wissenschaftler temporär oder dauerhaft auf die Realisierung ihres Kinderwunsches verzichteten.³⁶

Umfragen, die sich mit Auswirkungen von Elternschaft in der Wissenschaft beschäftigen, spiegeln, dass ungefähr ein Drittel der befragten Eltern negative berufliche Konsequenzen durch ihre Elternschaft erlebt. So berichten Mütter von einer deutlich zurückhaltenderen informellen Förderung durch Mentoren (24 Pro-

31 Franzke 2001, 68.

32 Vgl. Stebut, *Frage der Zeit*, 79.

33 Ebd., 75.

34 Vgl. Lind, *Aufgeschobene Kinderwünsche*, 754.

35 Lind, *Kurzexpertise zum Themenfeld*, 12.

36 Vgl. Lind, *Aufgeschobene Kinderwünsche*, 754.

zent) und einer Abwertung ihrer wissenschaftlichen Leistung (11 Prozent), Väter in deutlich geringerem Maße (2 Prozent sowie 7 Prozent).³⁷ Auch hinsichtlich des wissenschaftlichen Publikationsverhaltens zeichnen sich negative Effekte in Form einer geringeren Publikationsrate von Müttern (83 Prozent) und Vätern (60 Prozent) gegenüber Kinderlosen ab.³⁸ Insbesondere in der Produktivität von Beiträgen in Fachzeitschriften mit Peer-Reviews sind Mütter gegenüber Vätern und Kinderlosen deutlich im Nachteil.³⁹ Da die Publikationsproduktivität als zentraler Bewertungsmaßstab für wissenschaftliche Leistung gilt, hemmt dies die Profilierung im wissenschaftlichen System.⁴⁰ Zudem lässt sich bei Wissenschaftlerinnen eine geringere Auslandsmobilität als bei ihren männlichen Kollegen beobachten. Diesem durchaus wesentlichen Kriterium für eine erfolgreiche Karriere in der Wissenschaft entsprechen Eltern weniger als Kinderlose.⁴¹ Meuser stellt fest: „Die faktische Zuständigkeit der Frauen für das Vereinbarkeitsmanagement hat Auswirkungen auf Mobilitätsmuster.“⁴²

Im dezentralen, hierarchischen deutschen Wissenschaftssystem nehmen informelle Strukturen eine außerordentlich bedeutende Rolle für die Einbindung des wissenschaftlichen Nachwuchses und dessen Karrierechancen ein. Individuelle Handlungsoptionen sind dann besonders günstig, wenn der Einzelne in einer Organisation verankert ist. Diese bietet ihren Mitgliedern Informationen über aktuelle Forschungsentwicklungen, Möglichkeiten zum Erfahrungsaustausch bis hin zur konkreten Förderung.⁴³ Insbesondere im Vergleich zum US-amerikanischen Wissenschaftssystem steht die Nachwuchsförderung in der deutschen Wissenschaft über die gesamte Qualifizierungsphase im Zeichen einer „überdurchschnittlich langfristigen und ausgeprägten Personengebundenheit“.⁴⁴ Hier bemerken Mütter in der Wissenschaft einen deutlich erschwerten Anschluss an

37 Ebd., 754 f.

38 Vgl. Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 755 f.

39 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 285 ff.

40 Vgl. ebd., 277 f.

41 Vgl. ebd., 279 ff.

42 Meuser, Homosoziale Kooptation, 23.

43 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 278 f.

44 Allmendinger u. a., Should I stay, 37.

informelle Netzwerke (41 Prozent) im Vergleich zu Vätern (15 Prozent). Dieses Verhältnis spiegelt sich auch im Blick auf die Statusgruppe der Professor/innen wider.⁴⁵ Insbesondere in der Qualifikationsphase wissenschaftlicher Exzellenz, die eine frühe Profilierung im Wissenschaftssystem, hohe Publikationsproduktivität, außerordentliche Leistungsbereitschaft und Zeitinvestition voraussetzt, befinden sich insbesondere Eltern in der Phase der Familiengründung in einer Situation, in der sie mit einer Kumulation von Nachteilen konfrontiert werden.⁴⁶

Die fachlichen Strukturen in der Wissenschaft konfrontieren Frauen mit gegensätzlichen Anforderungen in einer sensiblen Phase individueller biografischer Entscheidungen.⁴⁷ Die Entscheidung für die Wissenschaft muss häufig zu einem Zeitpunkt getroffen werden, an dem sich auch Fragen der Familienplanung stellen.

Frauen, die ihre Karriere wegen einer Schwangerschaft unterbrechen, stehen laut Svenja Bernstein-Derichs unter besonderem Druck.⁴⁸ Häufig wirkten Unterbrechungen in den Qualifikationsphasen karrierehemmend und würden gern als mangelndes berufliches Interesse gewertet.⁴⁹ Daneben werde der intensive Einsatz in der wissenschaftlichen Qualifizierung gefordert zu einem Zeitpunkt, an dem berufliche Sicherheiten und Perspektiven kaum geboten würden; und dies in einem System, das einen Wechsel in die freie Wirtschaft mehr und mehr erschwere. Stebut bemerkt: „Mit der Qualifizierung für den wissenschaftlichen Bereich geht die De-Qualifizierung für die [anderen Beschäftigungsfelder] einher.“⁵⁰

45 Vgl. Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 755.

46 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 277 f.

47 Vgl. Stebut, Frage der Zeit, 75.

48 Vgl. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Vereinbarkeit, 31 ff.

49 Vgl. Stebut, Frage der Zeit, 75.

50 Ebd.

Vereinbarung zweier Lebensmodelle

Für Maria Montessori hätte eine Eheschließung oder das Aufziehen eines unehelichen Kindes, sogar das Bekennen zu ihrem Sohn das sofortige Ende ihrer wissenschaftlichen Karriere bedeutet. Das historisch unter Ausschluss von Frauen entstandene System der universitären Wissenschaft hatte bislang darauf gefußt, dass familiäre Aufgaben nicht von den Forschenden übernommen würden.⁵¹

Heute stehen nach wie vor die Anforderungen einer Wissenschaftskarriere und die der familiären Lebenswelt zueinander in einem eklatanten Spannungsverhältnis. Vor diesem Hintergrund lässt sich zwar nicht von einem offiziell bestehenden Entscheidungszwang sprechen, dem Wissenschaftlerinnen mit Kinderwunsch unterliegen, dennoch ergibt sich für die zeitgenössische Forscherinnengeneration durchaus die Frage, wie sich Elternschaft und Wissenschaft vereinbaren lasse, welches Maß an Belastung leistbar und vorstellbar sei und in welchen Bereichen Einschränkungen verantwortbar seien. Oftmals kann der doppelte Lebensentwurf von Frauen aufgrund ungelöster Fragen zur Betreuung, zur geschlechtsspezifischen innerfamiliären Arbeitsverteilung nicht konsistent umgesetzt werden. Für die Mehrheit der Männer stellt sich die Entscheidung Beruf oder Familie in deutlich geringerem Maße.⁵²

Zeitgenössische Daten einer Konstanzer Studie belegen, dass besonders Wissenschaftlerinnen die Entscheidung für eine wissenschaftliche Tätigkeit und zu Kindern als sich ausschließende Optionen erleben.⁵³ Damit lässt sich in jedem Fall von einem subjektiv erlebten, in einigen Situationen auch von einem objektiv bestehenden Entscheidungszwang sprechen. Zwar gehört die Erwerbstätigkeit von Müttern heute zur gesellschaftlichen Norm, doch in Anbetracht dieser Zusammenhänge ist es nicht verwunderlich, dass Frauen, die eine Kombination von Elternschaft und wissenschaftlicher Tätigkeit realisieren, neben dem Stolz über die eigenen Leistungen oft auch ein Gefühl permanenter Überlastung erleben. Daher ist es nachvollziehbar, dass manche Wissenschaftlerinnen daraus die Konsequenz

51 Vgl. Metz-Göckel, Wissenschaft als Lebensform, 192.

52 Franzke, Frauen in Wissenschaft und Technik.

53 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 279 ff.

ziehen, in ihrer Lebensplanung auf eines von beiden zu verzichten, auch um die mit der Vereinbarkeit verbundenen Zwänge, Belastungen und Verluste zu vermeiden.⁵⁴

Wenn die Entscheidung hingegen für die Vereinbarkeit von Kinder und Karriere gefällt wird, verlangt dies von den direkt – und auch so manchem indirekt – Beteiligten Flexibilität und kann sowohl für den einzelnen Wissenschaftler und die einzelne Wissenschaftlerin als auch für die universitäre Einrichtung, also für die Personen und Institutionen zu einer Herausforderung werden. Um wissenschaftliche und familiäre Arbeit miteinander zu vereinbaren, spielen der Partner oder die Partnerin und weitere Unterstützer zentrale Rollen. Die Anforderungsstruktur beider Bereiche setzt voraus, dass Elternteile in der Wissenschaft gemeinsam mit ihrem Partner/ihrer Partnerin in ihrem persönlichen Umfeld die strukturellen Bedingungen für eine individuelle Lösung schaffen.⁵⁵ Dies ist umso mehr nötig, als bei einer partnerschaftlichen Familienorganisation Mütter nach wie vor größere Anteile der familialen Aufgaben übernehmen und damit vorwiegend die letzte Verantwortung einer garantierten Kinderbetreuung tragen.⁵⁶

In jedem Falle wird von Eltern in der Wissenschaft ein hohes Maß an Organisationstalent und Flexibilität in der Koordination von beruflicher und familialer Arbeit verlangt. Bislang erleben forschende Eltern die Doppelorientierung als Additionsmodell in dem Versuch, in ihrer wissenschaftlichen Leistung kinderlosen Wissenschaftler/innen in nichts nachzustehen.⁵⁷ Dabei sind es nicht ausschließlich Wissenschaftlerinnen, die von den Schwierigkeiten einer nicht immer möglichen Vereinbarkeit betroffen sind – in Umfragen bestätigen auch die Männer negative Folgen und Probleme.⁵⁸

Gleichzeitig gibt es für Hochschulen wenig Alternativen, wenn sie mit hochqualifizierten Wissenschaftlern arbeiten und international agieren wollen. Um für zukünftige Elterngenerationen wie auch Forschungseinrichtungen familienkom-

54 Vgl. Thon/Menz, Elternschaft und Berufstätigkeit, 86 ff.

55 Vgl. Schiersmann, Im Lichte Montessoris, 120 ff.

56 Vgl. Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 285 ff.

57 Vgl. ebd. und Macha, Erfolgreiche Frauen, 215.

58 Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 755.

patible Arbeitsbedingungen zu schaffen und dabei konkurrenzfähig zu bleiben, bedarf es eines grundlegend geänderten Verständnisses, wie wissenschaftliche Ergebnisse in Vereinbarkeit mit familiären Bedürfnissen generiert und publiziert werden können. Im Interesse einer familienfreundlichen Personalpolitik würde die aktive Befürwortung von Teilzeitarbeit stehen. Weiter würde eine Erhöhung von Planungssicherheit beispielsweise durch Schaffung dauerhafter Forschungsstellen im universitären Mittelbau dem Rückzug junger Wissenschaftler/innen auf traditionelle, weil bewährte Versorgungsmodelle und damit einer konservativen Rollenverteilung entgegenwirken.⁵⁹ Ebenso unterstützend wäre die Loslösung von der Vorstellung sogenannter Normalbiografien. Dies würde die Humanisierung der Universität als Arbeitsplatz fördern und damit Wissenschaft als Lebensform unterstützen. In jedem Falle darf die Öffnung für alternative Handlungsmöglichkeiten und Arbeitsmodelle nicht nur in einer Fokussierung auf Mütter geschehen, sondern bedarf ebenso des Blickes auf die familienbezogenen Bedürfnisse von Vätern in der Wissenschaft.

59 Findeisen, Hürdenlauf zur Exzellenz, 299.

Literatur

- ALLMENDINGER, JUTTA / STEFAN FUCHS / JANINA VON STEBUT: Should I stay or should I go? Mentoring, Verankerung und Verbleib in der Wissenschaft. Empirische Ergebnisse einer Studie zu Karriereverläufen von Frauen und Männern in Instituten der Max-Planck-Gesellschaft, in: Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung, hrsg. von Julie Page/Regula Julia Lee-mann, Bern 2000, 33–49.
- BEUYS, BARBARA: Die neuen Frauen – Revolution im Kaiserreich: 1900–1914, München 2014.
- BUSKE, SIBYLLE: Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900 bis 1970, Göttingen 2013.
- FINDEISEN, INA: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen Junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Heidelberg 2011.
- FRANZKE, ASTRID: Frauen in Wissenschaft und Technik: Ergebnisse einer Fachtagung vom 20. September bis 2. Oktober 1999 am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, Münster 2001.
- GERHARD, UTE (Hrsg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997.
- GEWERKSCHAFT ERZIEHUNG UND WISSENSCHAFT: Vereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Qualifizierung. Ein Rechtsratgeber, Frankfurt a. M. 2013.
- GOETHE UNIVERSITÄT FRANKFURT: Chancengleichheit und Familie, 2016, unter: <https://www.uni-frankfurt.de/36385877/chancengleichheit> (21.3.2016).
- HEDDERICH, INGEBORG: Einführung in die Montessori-Pädagogik. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendung, München 2011.
- JUNKER, REINHOLD: Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Forschungsbericht. Teil 2: Mütter in Halbfamilien – Mütter in Vollfamilien, Köln 1967.
- KNORR, BIRGIT / ROSEMARIE WEHLING: Frauen im deutschen Südwesten, Stuttgart 1992.
- KOHLER-GERING, ELEONORA: Die Geschichte der Frauen im Recht, Ludwigsburg 2007.
- KONSORTIUM BUNDESBERICHT WISSENSCHAFTLICHER NACHWUCHS (Hrsg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013, unter: http://www.buwin.de/site/assets/files/1002/6004283_web_verlinkt.pdf (21.3.2016).

- KRAMER, RITA: Maria Montessori. Leben und Werk einer großen Frau, Frankfurt a. M. 1995.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche. Eingeschränkte Perspektiven. Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 11 (2008), 754–756.
- LIND, INKEN: Kurzexpertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung (2006), im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung, CEWS, Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung, unter: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Publikation.pdf> (1.2.2015).
- MACK, SUSANNE: Freude, Freiheit und Verantwortung. Maria Montessori und die Karriere eines pädagogischen Programms, unter: Deutschlandfunk, Zeitreisen, Sendung vom 3.1.2007. http://www.deutschlandradiokultur.de/freude-freiheit-und-verantwortung.984.de.html?dram:article_id=153350 (14.5.2016).
- METZ-GÖCKEL, SIGRID / CHRISTINA MÖLLER / NICOLE AUFERKORTE-MICHAELIS: Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten, Opladen 2009.
- MEUSER, MICHAEL: Homosoziale Kooptation – berufliche Karriere und männliche Vergemeinschaftung, in: Gender-Kongress 2014. Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren – Potenziale und Perspektiven, hrsg. vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, 20–27.
- RIEDENAUER, MARKUS / ANDREA TSCHIRF: Zeitmanagement und Selbstorganisation in der Wissenschaft: Ein selbstbestimmtes Leben in Balance, Stuttgart 2013.
- SCHIERSMANN, CHRISTIANE: Frauenleben. Im Lichte Montessoris, in: Montessori-Pädagogik und die Erziehungsprobleme der Gegenwart, hrsg. von Brigitta Fuchs/Waltraud Harth-Peter, Würzburg 1989, 116–127.
- SCHWEGMANN, MARJAN: Maria Montessori 1870–1952. Kind ihrer Zeit. Frau von Welt, Darmstadt 2002.
- STATISTISCHES BUNDESAMT: Frauenanteile in Bildung, Forschung, Kultur. Akademische Laufbahn, unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> (21.3.2016).
- VON STEBUT, NINA: Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft: Eine empirische Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft, Opladen 2003.

THON, CHRISTINE / MARGARETE MENZ (Hrsg.): Elternschaft und Berufstätigkeit an Hochschulen. Konzepte für Beratungsangebote und Unterstützungsstrukturen, Europa-Universität Flensburg 2014, unter: http://www.ph-gmuend.de/fileadmin/redakteure/ph-hauptseite/redakteure/daten/download/einrichtungen/buero_gleichstellung_familie/Thon_Menz2014.pdf (21.3.2016).

Katharina Naumann

Von der Gratwanderung zur Bergwanderung – Zum Potential einer krisenhaften Lebensform

Der aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Diskurs um die Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft legt den Fokus zumeist auf die strukturellen Defizite des Hochschulsystems, insbesondere hinsichtlich der Beschäftigungsverhältnisse und der möglichen Karrierewege. Diese werden sowohl mit Blick auf die hohe Kinderlosigkeit unter Akademiker/innen als auch mit Blick auf die bestehenden Probleme für Wissenschaftler/innen mit Kindern hinterfragt.¹ Ein wesentlicher Aspekt des Problems besteht indes in den konkurrierenden Anforderungen, die als nicht oder nur schwerlich miteinander vereinbar angesehen werden: „Wissenschaft als Lebensform und ein Leben mit kleinen Kindern passen nicht zusammen. [...] Eltern in der Wissenschaft sind rar und Kinder unsichtbar.“² Untermauert wird dieser Eindruck von der im Diskurs verwendeten Bildsprache. Anknüpfend an diese Beobachtung soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, ob diese Beschreibung nicht zu kurz greift und die positiven Seiten vernachlässigt. Denn widmet man sich Erfahrungsberichten von Wissenschaftler/innen mit Kindern, so wird, trotz aller Widrigkeiten, die es geben mag, eines klar: Kinder zu haben bedeutet eine große Bereicherung.³ Dies scheint nahezu aus dem Blick zu geraten, wenn man von einer starken Kontrastierung der beiden Lebensbereiche ausgeht. Hier soll daher der Versuch unternommen werden, diese für einen Moment aufzugeben und einen holistischen Blick auf die Situation zu werfen. Davon ausgehend soll am Beispiel der Philosophie kurz skizziert werden, inwiefern sich aktive Elternschaft nicht bloß als Hindernis verstehen lässt, sondern ganz

1 Vgl. etwa die Studie von Gründen für Kinderlosigkeit in Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche. Eine aktuelle, breitgefächerte Studie zu den vielschichtigen strukturellen Problemen findet sich bei Metz-Göckel u. a., Karrierefaktor Kind.

2 Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis, Wissenschaft als Lebensform, 13.

3 Eine Zusammenstellung von Erfahrungsberichten liefern etwa Biller-Adorno u.a., Karriere und Kind.

im Gegenteil auch positiv auf die eigene Forschung und die Forschungslandschaft auswirken kann. So gesehen könnte man, um es mit Einstein zu sagen, zu folgendem Schluss kommen: „In the middle of difficulty lies opportunity.“

Prägende Situationsbeschreibungen

Betrachtet man den aktuellen Vereinbarkeitsdiskurs, kommt man kaum umhin festzustellen, dass dieser sehr stark durch den Rekurs auf „Bilder“ geprägt ist, und zwar wenigstens in zweierlei Hinsicht: Zum einen wird die Situation von Eltern in der Wissenschaft häufig mit Hilfe von Metaphern zum Ausdruck gebracht – am gängigsten scheint dabei die Rede von einem *Spagat*, einer *Waage* oder einer *Gratwanderung* zu sein. Dabei liegt der Fokus der Metaphern auf den gegensätzlichen Anforderungen – man ist demnach nicht einfach Mutter oder Vater und zugleich Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler, sondern man steht gewissermaßen stets zwischen Elternschaft und Wissenschaft. Zum anderen ist der Diskurs inhaltlich mitunter durch die Auseinandersetzung mit tradierten, geschlechtsgebundenen Stereotypen der „guten Mutter“ und des „guten Wissenschaftlers“ befasst, welche in gewisser Hinsicht als die für das Spannungsverhältnis konstitutiven Gegensätze betrachtet werden können.⁴ Die drei genannten Metaphern können ihrerseits als verschiedene Perspektiven auf dieses Spannungsverhältnis verstanden werden.

Der Ausdruck *Spagat* scheint die Zerrissenheit zu veranschaulichen, die von Eltern verspürt wird. Er hebt die gefühlte Anstrengung hervor, den Ansprüchen beider Seiten gerecht zu werden, beides zu schaffen – denn wer beherrscht schon einen Spagat? Und selbst wenn, so stellt sich die Frage, wie lange sich dieser Spagat aushalten lässt. Es geht hier also in erster Linie um die Erwartungen und Wider-

4 Die geschlechterspezifischen Auswirkungen können im Folgenden nicht näher beleuchtet werden. Umfassende Erhebungen und Analysen unter Berücksichtigung der Geschlechterperspektive mit Blick auf die unterschiedlichen Karriereverläufe, die Beschäftigungsverhältnisse und die Kinderlosigkeit finden sich bei Metz-Göckel u. a., *Karrierefaktor Kind*.

stände, die sich auftun. Eltern sind in diesem Bild beinahe passiv dem Zerren beider Seiten ausgeliefert.

Der metaphorische Gebrauch der *Waage* gehört wohl zu den gebräuchlichsten sprachlichen Mitteln, wird es doch in der fortwährenden Diskussion um *Work-Life-Balance*⁵ in Anschlag gebracht. Das Problem besteht demnach darin, zwei Waagschalen ins Gleichgewicht auszutariieren. Dieses Bild lenkt den Blick auf die Umsetzung, auf die Frage nach dem Wie: Was muss getan werden, um die Schalen gleich schwer zu befüllen? Das Problem wird hier aus einer alltagspraktischen Perspektive dargestellt. Somit vermag es andere Aspekte hervorzuheben, etwa organisatorische Probleme oder auch das Treffen von Entscheidungen. Eltern spielen in diesem Bild demnach eine eher aktive Rolle, nämlich als diejenigen, die die Waage bedienen.

Bei der metaphorischen Verwendung von *Gratwanderung* handelt es sich sicherlich um die Metapher mit der negativsten Konnotation. Dem *Duden* zufolge steht sie für eine „Vorgehensweise, bei der schon ein kleiner Fehler großes Unheil auslösen kann“.⁶ Dieses Bild scheint eine umfassendere Perspektive abzubilden, die sowohl aktive als auch passive Elemente beinhaltet. Denn zum einen muss die Wanderung über den Grat gut geplant sein und die Umsetzung bedarf der Konzentration darauf, wie ein Fuß vor den anderen zu setzen ist, damit man zu keiner der beiden Seiten herunterfällt. Doch zum anderen kommt durch diese drohende Gefahr zugleich das Ausgeliefertsein als passives Element ins Bild. Um erfolgreich zu sein, muss man die eigene Angst überwinden; das erfordert Mut und Selbstvertrauen. In diesem Bild werden also nicht nur die zwei zuvor genannten Bilder

5 Zur Problematisierung des Konzepts der *Work-Life-Balance* am Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft vgl. Roßmanith, *Work-Life-Balance*. Die Veränderung der Arbeitsverhältnisse wie auch die Veränderungen in den Familien, Partnerschafts- und Geschlechterverhältnissen forderten ein neues Denken in Sachen *Work-Life-Balance*. Denn wenn Arbeit und Leben nicht mehr systematisch voneinander getrennt seien und Arbeit vielmehr einen Teil des Lebens darstelle, so solle man eigentlich besser von „*Life-Balance*“ reden (Roßmanith, *Work-Life-Balance*, 11).

6 *Duden* online: „Gratwanderung, die“, unter: <http://www.duden.de/node/734925/revisions/1145186/view> (30.4.2015). In ähnlicher Weise funktionieren etwa die Begriffe „Drahtseilakt“ bzw. „Balanceakt“.

in gewisser Hinsicht vereint, darüber hinaus wird noch ein weiteres Element verdeutlicht, nämlich die Bedeutung der inneren Einstellung.

Im Zentrum dieser Bilder steht stets die betroffene Person, nicht jedoch die beiden Seiten selbst, zwischen denen sie sich befindet und die sie vermitteln muss. Diese beiden Seiten lassen sich nun ihrerseits durch zwei – zugegebenermaßen nicht ganz unproblematische – Stereotype veranschaulichen: Es scheint sich ein Zwiespalt zu ergeben, soll sowohl dem Ideal des „Familienmenschen“ als auch dem des „Vollblutwissenschaftlers“ bzw. der „Vollblutwissenschaftlerin“ entsprochen werden. Eltern, und insbesondere Mütter, sollten demnach hingebungsvoll und selbstlos die eigenen Interessen unter die der Familie stellen. Statt der eigenen Interessen sollten sie stets die Interessen des Kindes bzw. der gesamten Familie im Blick haben, sich darum kümmern und für alle sorgen. Bei ungenügender Erfüllung dieser Anforderung lauert schnell der Zweifel, eine „Rabenmutter“ zu sein. Der Zuständigkeitsbereich ist das Private, welches Bindung, Stabilität, Emotionalität und Parteilichkeit erfordert. Wissenschaftler/innen sollten demgegenüber die eigene Forschung als Leidenschaft betrachten, das ganze Leben der Wissenschaft unterordnen und möglichst befreit sein von den Widrigkeiten des Privaten. Denn die Wissenschaft geht auf den ersten Blick mit entgegengesetzten Erfordernissen einher: Flexibilität, Mobilität, Rationalität und Objektivität. Der Zwiespalt scheint sich sogar noch zu erhärten, betrachtet man ihn nicht aus einer idealtypischen Perspektive heraus, sondern aus der praktisch-organisatorischen: Sowohl Elternschaft als auch Wissenschaft lassen sich als ein geschlossenes anspruchsvolles Aufgabenfeld darstellen. Wissenschaftler/innen werden so betrachtet vermehrt zu „Wissenschaftsmanager/innen“. Denn neben der Forschung gilt es einer Vielzahl anderer Aufgaben nachzukommen: Lehren, Publizieren, Nachwuchs betreuen, Gremienarbeit, Drittmittel einwerben, Förderanträge und Gutachten verfassen, Vorträge halten usw. Für die Elternschaft wäre hier pointiert ein banaler Postkartenspruch gegenüberzustellen: „Mutter zu sein bedeutet 25 Jobs in einer Person zu vereinen.“ Eltern werden so gesehen zu „Familienmanager/innen“, zuständig für Erziehung, Haushalt, Kochen, Hygiene, Krankenpflege, emotionalen Beistand, Bildung usw.⁷ Sollen nun beide Managementposten erfolgreich aus-

7 Um der Frage, welche Tätigkeiten die Elternschaft ausmachen, etwas differenzierter nachzugehen, empfiehlt sich die Lektüre von Thomä, Eltern, 83 ff. Dabei wird auch klar,

gefüllt werden, ergibt sich ein extremes Zeit- und Organisationsproblem, dann ist ein gutes „Vereinbarkeitsmanagement“ gefragt.⁸

So augenfällig die Unterschiede der beiden Bereiche sein mögen, so wird auf den zweiten Blick hingegen klar, dass die Herausforderung, beides gleichzeitig zu erfüllen, vielmehr in ihrer Ähnlichkeit wurzelt. Nicht die Unterschiede als solche stellen eine Schwierigkeit dar, sondern vielmehr erst die Tatsache, dass sowohl die Elternschaft als auch die Wissenschaft in ihrer oben skizzierten idealtypischen Ausprägung in mehrfacher Hinsicht expansionistisch sind: Beide Bereiche beanspruchen die ganze Person und können grenzenlos fordernd sein – für beide kann stets mehr getan werden und mehr Zeit sinnvoll investiert werden, beide erfordern volle Verfügbarkeit und Aufmerksamkeit, beide scheinen Priorisierung und Leidenschaft vorauszusetzen. Und nicht zuletzt sind beide konstitutiv für die eigene Identität bzw. das Selbstverständnis. Die Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft erfolgreich zu meistern lässt sich vor diesem Hintergrund durchaus als ein Identitätsproblem adressieren.⁹

dass die hier gewählte Darstellungsform der Familienmanager/innen zunächst zwar naheliegend sein mag, aber dahingehend zu kritisieren ist, dass sie mit einer Tendenz zur Projektlogik einhergeht. Elternschaft allein darauf zu reduzieren führe indes zu einem fragwürdigen Verständnis derselben (vgl. Thomä, Eltern, 24 ff.). Und ganz Ähnliches lässt sich auch mit Blick auf die Wissenschaft konstatieren.

- 8 Die Verantwortung hierfür tragen in der Regel immer noch vermehrt die Frauen. Spätestens mit der Geburt von Kindern setzen selbst in gleichberechtigten Paarkonstellationen Retraditionalisierungseffekte ein. Es sind noch immer die Frauen, die Mehrarbeit leisten und daher stärker von der Doppelbelastung betroffen sind. Vgl. Metz-Göckel/Möller/Auf-erkorte-Michaelis, Wissenschaft als Lebensform, 59 ff.
- 9 Eine Problematik, die sicherlich nicht allein für den Wissenschaftssektor zutrifft, sondern etwa beim Selbstständigen in ähnlicher Weise vorkommen dürfte. Auch hier findet sich in der Regel eine hohe Identifikation mit dem Beruf, die, wie in der Wissenschaft, mit unsicheren Beschäftigungsverhältnissen gepaart ist.

Von konkurrierenden Lebensformen zu einer integrierten Sicht

In vielen Artikeln und Studien zum Thema Kinderlosigkeit bzw. Diskriminierung von Eltern an den Hochschulen wird durchaus auch das Problem des Habitus von Wissenschaftler/innen problematisiert, der auf tradierten biografischen Standardmodellen basiert. Hier wird nicht zuletzt diskutiert, ob die „Lebensform Wissenschaft“¹⁰ Eltern ausschließt.¹¹ Was unter einer Lebensform überhaupt zu verstehen ist, wird indes in der Regel nicht ausgeführt, sondern stillschweigend vorausgesetzt. Im Folgenden soll dagegen gerade untersucht werden, ob unter Rückgriff auf den philosophischen Diskurs um das Konzept der Lebensform,¹² vielleicht auch die Möglichkeit gegeben ist, einen anderen, einen umfassenderen Blick auf die Situation von Eltern in der Wissenschaft zu erhalten. Dieses Konzept scheint es zumindest zu ermöglichen, die gegensätzliche Konzeptionalisierung der beiden Bereiche für einen Moment aufzugeben und durch den Blick auf das *eine Leben* auch die positiven Seiten und die Potentiale erfassen zu können.

Folgt man der jüngst vieldiskutierten These Rahel Jaeggis, so sind Lebensformen

„komplex strukturierte Bündel [...] sozialer Praktiken,¹³ die darauf gerichtet sind, Probleme zu lösen, die ihrerseits historisch kontextualisiert und normativ

10 Die Frage, ob Wissenschaft eine besondere Lebensform begründe, und was diese ausmache, ist keine neue und wird schon lange ganz unabhängig von der Vereinbarkeitsdebatte ausgiebig diskutiert. Einschlägig für diese Debatte sind etwa Bourdieu, *Homo oeconomicus*; Mittelstraß, *Wissenschaft als Lebensform* und Weber, *Wissenschaft als Beruf*.

11 *Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht?*, lautet gar der prägnante Titel der Studie von Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis zu Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnissen an nordrhein-westfälischen Universitäten. Weitere Diskussionen hierzu finden sich etwa bei Kraus, *Wissenschaft als Lebensform*, Metz-Göckel u. a., *Karrierefaktor Kind* und Paulitz u. a., *Work-Life-Balance*.

12 Der Begriff geht auf Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 23 zurück.

13 Genauer gesagt sind es „Zusammenhänge von Praktiken und Orientierungen und Ordnungen sozialen Verhaltens. Diese umfassen Einstellungen und habitualisiertes Verhalten mit normativem Charakter, die die kollektive Lebensführung betreffen, obwohl sie gleichzeitig nicht streng kodifiziert oder institutionell verfasst sind. Zu dieser Charakterisierung sind nunmehr die Kriterien der Sachhaltigkeit, der Dauerhaftigkeit und der Selbstständigkeit dazugekommen“ [Hervorhebungen im Original] (Jaeggi, *Kritik von Le-*

verfasst sind. [...] Zum Kriterium des Gelingens [einer Lebensform, K. N.] macht eine solche Perspektive weniger inhaltlich-substanzielle Gesichtspunkte als vielmehr formale Kriterien, die sich auf die Rationalität und das Gelingen des so beschriebenen Prozesses als ethisch-sozialem Lernprozess richten. Damit sollen [...] die mit der Debatte um Lebensformen verbundenen Konflikte als etwas sichtbar gemacht werden, das sich nicht auf das Muster von Konflikten zwischen unhintergehbaren Wertüberzeugungen [...] reduzieren lässt, und die mit Lebensformen verbundenen Praktiken als etwas, das sich nicht als unhinterfragbar ‚Letztes‘ darstellt, sondern als von Menschen gestaltete und transformierbare Lebensbedingung.“¹⁴

Nimmt man dies als Grundlage, so soll hier entgegen der gängigen Kontrastierung von Elternschaft und Wissenschaft als konkurrierenden Lebensformen der Versuch eines Perspektivwechsels unternommen werden; nämlich dass es sich hierbei um *eine* bestimmte Lebensform handelt, folgend als „Eltern in der Wissenschaft“ bezeichnet; eine Lebensform, die es schon immer gab – die Probleme der Vereinbarkeit, auf die diese gerichtet ist, sind also „historisch kontextualisiert und normativ verfasst“.¹⁵ Jedoch unterliegen diese Probleme momentan einem starken Wandel, der heterogene Lösungsstrategien und somit neue Ausformungen der Lebensform erfordert, deren Gelingen indes immer noch durch die normative Setzung der tradierten homogenen Ausprägung gefährdet ist. Letztere besteht in einem geschlechts- und arbeitsteiligen Modell: Der Wissenschaftler hat zwar Kinder, aber auch eine Frau, die ihm „den Rücken freihält“, indem sie sich um Haushalt und Kinder kümmert und somit dafür sorgt, dass er sich ganz seiner Forschung widmen kann und zugleich die Familie als Ort der Regeneration zur Verfügung hat. Die Lebensform „Eltern in der Wissenschaft“ hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt und unterliegt einer Vielzahl von neuen Herausforderungen, die maßgeblich durch die Veränderungen der Familien, der Partnerschafts- und der Geschlechterverhältnisse hervorgebracht wurden. Das geschlechts- und arbeitsteilige Modell ist nur noch eines neben anderen: Wäh-

bensformen, 89).

14 Ebd., 58.

15 Ebd.

rend Wissenschaftlerinnen früher, sofern es sie überhaupt gab, lange Zeit in der Regel schlicht keine Kinder hatten gibt es heute immer mehr Wissenschaftlerinnen, auch jene mit Kindern.¹⁶ Ebenso finden sich vermehrt Wissenschaftler, die zugleich eine aktive Vaterrolle einnehmen (wollen). Und vor allem gibt es eine steigende Anzahl von Dual Career Couples, die Kinder haben.¹⁷

Man könnte das Problem demnach auch so beschreiben, dass es sich bei „Eltern in der Wissenschaft“ um eine „Lebensform in der Krise“ handelt, die unter den gegebenen Umständen Schwierigkeiten hat, alle Probleme zu lösen, auf die sie gerichtet ist. Denn dem von Jaeggi so genannten ethisch-sozialen Lernprozess steht die Trägheit sozialer Praktiken gegenüber,¹⁸ die diesen Prozess erschwert. Diese Perspektive auf die Situation von Eltern in der Wissenschaft scheint nun einerseits dazu in der Lage zu sein, das eingangs herausgearbeitete Spannungsverhältnis theoretisch erklären zu können, ohne andererseits auf einem konzeptionellen Dualismus der beiden Lebensbereiche zu beharren. Somit scheint diese Perspektive besser dafür gerüstet zu sein, auch die positiven Seiten gleichermaßen herauszustellen, die Spezifika zu sehen, die unter der reinen Problemperspektive verloren gehen, und eine Möglichkeit der Orientierung und Identifikation zu bieten.

Von Kindern lernen

Im Transformationsprozess (und vielleicht auch zu dessen Befeuerung) lassen sich durchaus große Potentiale der „Eltern in der Wissenschaft“ für die Wissenschaft ausmachen – und dies dürfte insbesondere auf jene zutreffen, die eben zugleich auch aktive Eltern sind; und das wenigstens in zweierlei Hinsicht: näm-

16 Metz-Göckel u. a., Karrierefaktor Kind, 23 ff.

17 Vgl. Roßmanith, Work-Life-Balance, 9 ff.

18 Lebensformen sind nach Jaeggi, Lebensformen, 119 ff., zugleich gegeben und gemacht, sie sind dem handelnden Individuum in mehrfacher Hinsicht „nicht uneingeschränkt verfügbar, sondern setzen seinen Handlungen und seinen Aktivitäten ein ‚träges‘ oder beharrendes Moment entgegen“ (ebd., 119).

lich methodisch und inhaltlich – sofern sich dies überhaupt scharf trennen lässt –, wie im Folgenden am Beispiel philosophischer Forschung kurz skizziert werden soll. Instruktiv ist in dieser Hinsicht ein Kommentar von Dieter Thomä in seinem *Nachwort nach zehn Jahren* zur Neuauflage seiner Monographie *Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform*, in dem er das Arbeiten an diesem Buch reflektiert:

„Das Buch ‚Eltern‘ zu schreiben war für mich auch deshalb eine beglückende Arbeit, weil ich damit mein erhebliches Mißtrauen, daß die Philosophie zur Flucht vor dem alltäglichen Leben anstifte, zerstreuen konnte. Zu meiner Überraschung gewann ich den Eindruck, daß es sinnvoll und ergiebig sei, die großen philosophischen Fragen nach Glück, Freiheit, Handeln, Liebe usw. auf Freud und Leid (m)eines kleinen Lebens zu beziehen. Und ich begann mich darüber zu wundern oder gar zu ärgern, daß die Elternschaft, in der ich ein eminent philosophisches Phänomen [...] zu erblicken meinte, von den Philosophen bislang schmählich vernachlässigt wurde.“¹⁹

Was nun die in diesem Zitat geforderte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema betrifft, muss man sagen, dass sich im philosophischen Diskurs seit 1992, als Thomäs Buch zuerst erschien, tatsächlich einiges bewegt hat: Kindheit, Elternschaft und familiäre Beziehungen haben sich mittlerweile durchaus als respektable Forschungsthemen etabliert.²⁰ Diese Entwicklung ist sicherlich nicht

19 Thomä, *Eltern*, 184.

20 Wenn Fragen nach der Kindheit vormals höchstens Thema der Philosophie der Erziehungswissenschaft und der Didaktik der Philosophie waren, lässt sich heute von der Philosophie der Kindheit als einem eigenständigen Forschungsfeld reden. Für einen Überblick vgl. Mathews/Mullin, *Philosophy of Childhood*, wo dieses Feld wie folgt skizziert wird: „The philosophy of childhood takes up philosophically interesting questions about childhood, changing conceptions over time about childhood and attitudes toward children; theories of cognitive and moral development; children's interests and children's rights, the goods of childhood; children and autonomy; the moral status of children and the place of children in society.“ Ferner kamen in den letzten Jahren vermehrt verwandte Fragen in den Fokus der Forschung: etwa nach Pflichten, Rechten und Verantwortung von Eltern. Einschlägig hierfür ist im deutschsprachigen Raum das Forschungsprojekt *Gründe der Parteilichkeit: Zur Ethik der Familienbeziehungen*, welches von 2011 bis 2014 an der Uni Bern durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Siehe dazu auch den Band von Betzler/Bleisch, *Familiäre Pflichten*.

allein durch das Vordringen von Eltern zu erklären, sondern unterliegt ebenso anderen Faktoren wie etwa neuen technischen Entwicklungen, zum Beispiel im Bereich der (Reproduktions)Medizin und in politischen Diskursen, etwa über Kinderrechte. Am Beispiel Thomäs zeigt sich jedoch, welches Potential Eltern vor ihrem persönlichen Erfahrungshorizont mit in die Forschung bringen und welche Fragen im Umkehrschluss ohne ihr Insistieren vielleicht auch wieder aus dem Blick geraten würden. Dazu ist es eigentlich nicht einmal unbedingt notwendig, dass Eltern selbst diese Themen vorbringen oder erforschen. Damit solche Themen Relevanz erfahren, ist es zunächst wichtig, dass Eltern, Kinder, Familien und ihre Belange sichtbar werden und nicht als reine „Privatsache“ betrachtet werden.²¹ Obzwar die Trennung des Privaten vom Öffentlichen eine wichtige Schutzfunktion haben mag, so birgt sie eben zugleich die Gefahr des Bedeutungsverlusts der Rollen, die man in dieser Sphäre innehat.²²

Der methodische Einfluss der Erfahrung von Elternschaft auf die einzelnen Wissenschaftler/innen ist vielleicht nahezu unausweichlich – wenn auch nicht unbedingt ein bewusster –, nach außen bislang aber kaum sichtbar. Es scheinen mir insbesondere drei Aspekte zu sein, die es hier hervorzuheben gilt: das Staunen, die Neugier und das Versunkensein. Für Platon war das *Staunen* bzw. die Verwunderung der Anfang aller Philosophie.²³ Kinder staunen über vieles, das Erwachsene (mittlerweile) als selbstverständlich hinnehmen, und sie geben jede Menge Anlass, mit ihnen, aber auch über sie zu staunen. Sie lassen ihre Eltern im besten Fall daran teilhaben, die Welt wieder mit neuen Augen zu sehen. Das äußert sich auch in ihrer *Neugier*, im ständigen Fragen und den Antworten, die sie ihren Eltern bisweilen abnötigen. Dabei stellen Kinder auf ihre Art mitunter grundlegende philosophische Fragen. Man denke hier etwa an die klassischen kantischen Fragen: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Und was

21 Die Universitäten, als Bildungsträger und als öffentliche Institutionen, sollten sich gerade auch vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Orientierungsfunktion hierfür mitverantwortlich zeigen.

22 Oder um es in den Worten der zweiten Frauenbewegung vorzubringen: „Das Private ist politisch.“

23 Platon, *Theaitetos*, 155d.

ist der Mensch?“²⁴ Schließlich sind Kinder Meister darin, ganz und gar in einer Sache zu *versinken*, ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, und sie geben einem die Chance, sich mitreißen zu lassen.²⁵ Kinder können somit gar zu Lehrmeistern ihrer Eltern werden. Mit ihnen die Welt zu erleben, verhindert den Rückzug in den „Elfenbeinturm“. Kinder machen es ihren Eltern unmöglich, sich dem Leben zu entziehen. Und wenn Philosophie sich mit den Fragen des Lebens beschäftigt, so sollte sie das Leben eben nicht aus dem Blick verlieren.²⁶

Ein neuer Ausblick?

Knüpft man nun an die eingangs erläuterten Metaphern an, so lässt sich abschließend fragen, welches Bild dieser Perspektivwechsel erfordert. Wie lässt sich ein Bild entwerfen, das die eben ausgeführten positiven Impulse der Elternschaft für den Blick auf die eigene Forschung gleichermaßen integriert und somit vielleicht auch eine Orientierungsfunktion haben könnte? Nun könnte man einerseits versuchen, die Metaphern ebenso wie zuvor die Situation selbst aus einer anderen Perspektive zu betrachten und positive Aspekte auszumachen. Man könnte sich fragen, ob man diesen Bildern nicht auch etwas Positives abgewinnen kann. Die Beschreibung der Situation als *Gratwanderung* scheint sich hierfür anzubieten. Wenn man auf einem Gebirgsgrat steht, hat man nämlich auch einen ungemein guten Aus- und Rundblick, und wenn man die Anstrengung und die drohende Gefahr für einen Augenblick vergisst, lässt sich diese Situation durchaus genießen. Und es könnte dann gerade dieses positive Erlebnis sein, das es Wert ist, den Mut aufzubringen und mit viel Selbstvertrauen weiter auf dem Grat zu gehen. Eine um diesen Aspekt ergänzte Interpretation des Bildes scheint dann tatsächlich eine recht adäquate Beschreibung der Situation zu sein, in der sich Eltern in der Wissenschaft heutzutage befinden. Doch als Orientierung sollte man erwägen, ein neues, wenn auch daran angelehntes Bild zu entwerfen, nämlich das einer *Berg-*

24 Kant, Logik, AA IX 25.

25 Vgl. den Beitrag von Endter und Krentel in diesem Band.

26 Dazu vgl. auch Thomä, Eltern, 102 ff.

wanderung. Diese beinhaltet sowohl gute Vorbereitung als auch Kontemplation, sowohl das Wandern im Tal als auch den schönen Ausblick vom Gipfel, enorme Anstrengung und zugleich Vergnügen und oftmals sicherlich auch das Wandern auf einem „Grat“ – etwas, das sowohl die Wissenschaft als auch die Elternschaft allein schon mit sich bringen dürften.²⁷ Es geht zwar langsamer voran als auf ebener Strecke, aber dafür gibt es auch mehr zu erleben – und das gilt insbesondere für eine Bergwanderung, die mit der ganzen Familie unternommen wird.

Trotz dieser Wendung in Hinblick auf das mögliche Potential der Elternschaft und des Appells, dieses mehr zu betonen – gerade im Hinblick darauf, jungen Wissenschaftler/innen Mut zu machen, sich beides zuzutrauen –, muss diesem am Ende doch noch ein kritisches Wort anbeigestellt werden, nämlich mit Blick auf die Fragestellung selbst, insbesondere bezüglich ihrer möglichen Wirkung auf den hochschulpolitischen Diskurs. Stellt man die Frage nach dem Potential der Elternschaft für die Wissenschaft, so beinhaltet diese gewissermaßen bereits den Primat der Wissenschaft und birgt daher eine Instrumentalisierungsgefahr. Wenn neben dem altbekannten Verweis auf das regenerative Potential der Familie²⁸ nun auch noch das generative Potential – sei es mit Blick auf die Forschung selbst oder auch auf die administrativen Tätigkeiten – ins Feld geführt wird, scheint der Wert des Familienlebens immer umfassender in Hinblick auf seinen Nutzen für ein „Leben für die Wissenschaft“ definierbar zu werden. Gerade auch im Sinne der in diesem Beitrag vorgeschlagenen integrierten Perspektive muss es aber möglich sein, der Familie ebenso wie der Wissenschaft unbedingten Wert beizumessen. Es muss möglich sein, Familienaufgaben wahrzunehmen, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen, indem der Dienst der Familie für die Wissenschaftler/innen in die Waagschale geworfen wird.²⁹ Denn wenn Familienfreundlichkeit an Hochschulen tatsächlich nur instrumenteller Wert mit Blick auf den Nutzen für die Wissenschaft

27 Thomä, Eltern, 199 charakterisiert Elternschaft als „subtile, fragile, riskante Lebensform“; eine Beobachtung, welche sich zweifelsohne auch auf die Wissenschaft übertragen lässt.

28 Hochschild, *Male Careers*, 50, spricht diesbezüglich von der Familie als „the university's welfare agency“.

29 Ein Problem, das man im Übrigen auch andersherum beobachten kann: Mütter rechtfertigen ihre Berufstätigkeit gerne damit, dass diese sie zufrieden mache und sie dadurch bessere Mütter sein könnten.

zugeschrieben wird, wird sich an der Situation der „Eltern in der Wissenschaft“ nur mühsam etwas verändern lassen. Vielmehr bedarf es der Anerkennung und Integration diversifizierter Lebensmodelle, um der nach wie vor normierenden Kraft biografischer Standardmodelle und der daraus resultierenden strukturellen Diskriminierung entgegenzutreten. Denn im Kern geht es hier um ein Gerechtigkeitsproblem und entsprechend sollte diesem auch begegnet werden.³⁰

30 Ein Problem, welches bereits aus der Gleichstellungspolitik bekannt ist. So konstatieren etwa Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis, *Lebensform*, 22: „Nicht das Gerechtigkeitsargument, sondern das Ressourcenargument öffnet Wissenschaftlerinnen die Türen. [...] diese rationale Argumentation [...] [ist] ‚rücksichtslos‘ und auf jeden Fall verkürzt, weil sie die Bedürfnisse von Frauen und Eltern und langfristig auch der Gesellschaft ignoriert.“

Literatur

- BETZLER, MONIKA / BARBARA BLEISCH (Hrsg.): Familiäre Pflichten, Frankfurt a. M. 2015.
- BILLER-ADORNO, NIKOLA U. A. (Hrsg.): Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen, Frankfurt a. M. 2005.
- BOURDIEU, PIERRE: Homo oeconomicus, Frankfurt a. M. 1984.
- HAFFNER, YVONNE / BEATE KRAIS / RAGNA SCHÜMANN: Moderne Arbeitswelten, beruflicher Erfolg und private Lebensverhältnisse, in: Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern, hrsg. von Yvonne Haffner/Beate Kraiss, Frankfurt a. M./New York 2008, 7–18.
- HOCHSCHILD, ARLIE RUSSELL: Inside the Clockwork of Male Careers, in: Women and the Power of Change, hrsg. von Florence Howe, New York 1975, 47–80.
- JAEGGI, RAHEL: Kritik von Lebensformen, Frankfurt a. M. 2014.
- KANT, IMMANUEL: Logik, in: Kants Werke, Akademie Textausgabe, Bd. IX, Berlin 1968.
- KRAIS, BEATE: Wissenschaft als Lebensform. Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren, in: Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern, hrsg. von Yvonne Haffner/Beate Kraiss, Frankfurt a. M./New York 2008, 177–211.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektiven? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 11 (2008), 754–756.
- MATTHEWS, GARETH / AMY MULLIN: The Philosophy of Childhood, in: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, hrsg. von Edward N. Zalta (2015), unter: [http://plato.stanford.edu/archives/spr2015/entries/childhood/\(30.4.2015\)](http://plato.stanford.edu/archives/spr2015/entries/childhood/(30.4.2015)).
- METZ-GÖCKEL, SIGRID / CHRISTINA MÖLLER / NICOLE AUFERKORTE-MICHAELIS: Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten, Opladen/Farmington Hills 2009.
- METZ-GÖCKEL, SIGRID U. A.: Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem, Opladen u. a. 2014.
- MITTELSTRASS, JÜRGEN: Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität, Frankfurt a. M. 1982.

- PAULITZ, TANJA U. A.: Work-Life-Balance in der Wissenschaft. Schwerpunktprogramm WLB-KFU. Bericht des qualitativen Teilprojekts, Graz, unter: http://static.uni-graz.at/fileadmin/Koordination-Gender/Allgemeines/PaulitzGoisaufZapusek-Kink2014_WLB_KFU_Endbericht_final.pdf (30.4.2015).
- PLATON: Theaitetos, in: Werke in acht Bänden, Band 6, Darmstadt 1990.
- ROSSMANITH, BIRGIT: Work-Life-Balance im gesellschaftlichen Wandel, in: Work-Life-Balance und Familiengerechtigkeit – Beispiel Hochschule, hrsg. von Birgit Roßmanith/Horst Backes, Saarbrücken 2008, 3–9.
- THOMÄ, DIETER: Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform, München 2002.
- WEBER, MAX: Wissenschaft als Beruf (1919), in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1985, 582–613.
- WITTGENSTEIN, LUDWIG: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M. 2003.

Sylvia Jaworski

Mythos Chancengleichheit für Elternpaare? Elternschaft und gemeinsame wissenschaftliche Profilbildung

„Akademische Karriere und trautes Familienglück besitzen bekanntlich keine besondere Affinität.“¹ So beginnt der Artikel *Wollen Sie soziologische Modelle nur von 9 bis 12 Uhr entwickeln? Das gibt es nicht* der unabhängigen Studentenzeitung *Gezetera* der Universität Basel.² Der damalige Rektor der Universität Basel Antonio Loprieno attestierte in diesem Artikel dem universitären Betrieb eine gewisse Unbeholfenheit mit Jobsharingmodellen für Akademikerpaare mit Elternverpflichtungen. Er betonte aber gleichzeitig die Unvereinbarkeit wissenschaftlicher Exzellenz mit Teilzeitstellen, was nach Veröffentlichung des Artikels in mehrfacher Hinsicht für großen Aufruhr sorgte. Zum einen sprach Loprieno denjenigen Personen wissenschaftliche Exzellenz ab, die ihrer Forschung in Teilzeitanstellung nachgingen – dabei ist die Teilzeitbeschäftigung zu 50 Prozent oder 65 Prozent die überwiegend vorherrschende Anstellungsoption für Nachwuchsforschende. Zum anderen zweifelte Loprieno mit seinen Ausführungen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie an, was hinsichtlich des prägenden Vorbildcharakters der Institution Universität und der angestrebten universitären Gleichstellungsprogramme eine verheerende Aussagekraft besaß.³

In einer Pilotstudie der Stelle für Chancengleichheit der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH Zürich) gemeinsam mit dem Competen-

1 Schopfer/Schürmann, *Wollen Sie soziologische Modelle nur von 9 bis 12 Uhr entwickeln?*, 12.

2 Herbstausgabe 2011.

3 Der Begriff „Eltern“ muss selbstverständlich alle Geschlechterkonstellationen berücksichtigen. Da im Folgenden allerdings der Blick vor allem auf die weitreichenden Auswirkungen auf traditionell geprägte Elternrollen gerichtet wird, die vornehmlich über sozial konstruierte und zugeschriebene Mütter- und Väterbilder generiert wurden und werden, wird damit bedauerlicherweise in diesem Beitrag die heteronormative Beschreibungsweise ein weiteres Mal bedient.

ce Center for Diversity and Inclusion der Universität St. Gallen (HSG) wurden im Zeitraum von April bis Juni 2015 (Post)Doktorandinnen und ihre Vorgesetzten zu unterschiedlichen Aspekten der Vereinbarkeit von Beruf und Familie befragt.⁴ Ausgehend von den Aussagen der Befragten kommt die Pilotstudie zu dem Ergebnis, dass die Vereinbarkeit einer wissenschaftlichen Karriere mit Elternpflichten wohl erst nach der Erlangung einer Professur als „wirklich möglich“ erachtet werde.⁵ Auch wenn sich die dargestellten Positionen Loprienos und der Politstudie an manchen Punkten unterscheiden, beschreiben beide eine generelle Unvereinbarkeit von Karriere und Elternschaft.

Viele Einschränkungen, die ein Kind für die Ausübung eines Berufs mit sich bringt, unterscheiden sich im akademischen Bereich nicht sonderlich von denen in anderen Berufsfeldern. Der Besuch von Abendveranstaltungen oder Wochenendkonferenzen ist keine Seltenheit und im Vergleich zu den Verpflichtungen Angestellter im außeruniversitären Bereich keine Ausnahme. Eigenschaften wie hohe Leistungsbereitschaft, größte Flexibilität und Selbstausbeutung werden selbstverständlich nicht nur an der Universität erwartet. Die vielfach kritisierte mangelnde unbefristete Festanstellung im akademischen Mittelbau ist zudem mittlerweile zunehmend auch ein gängiges Phänomen in anderen Berufsfeldern.

Aber gerade die Wissenschaft, vornehmlich die Geistes- und Sozialwissenschaften, so könnte angenommen werden, beherbergt mit ihren (je nach Lehrstuhl oder Institut) nicht ganz so starr festgelegten Arbeitszeiten und der etwas freier gestaltbaren vorlesungsfreien Zeit eine gewisse Flexibilität, die auf den ersten Blick als Grundvoraussetzung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie dienen sollte. Gemeint sind damit Möglichkeiten des Home-Office, Gleitzeitmodelle etc. Auf den zweiten Blick sind es aber weniger die alltäglichen Termine, die einer vorausschauenden Planung und Koordination bedürfen. Es sind tatsächlich die großen Fragen nach Forschungsaufenthalten, Stellenbewerbungen beispielsweise im Ausland, nach einer langfristig möglichen, in den Medien vielfach diskutierten

4 Van Dellen/Dietsche/van Herck/Sander, Vereinbarkeit von (Post)Doktorat und Familie. PDF abrufbar unter: http://www.equal.ethz.ch/gender_monitoring/vereinbarkeitsstudie (11.3.2016).

5 Ebd., 10.

Vereinbarkeit von Karriere und Familie, die manchmal geradezu unlösbar erscheinen. Es ist oft die Frage: Wie können beide Elternteile (wissenschaftliche) Karriere machen und trotzdem eine Familie bleiben? Dieser Leitfrage möchte dieser Beitrag nachgehen. Ziel ist es, den zeitgenössischen Diskurs zu Elternschaft und Beruf zu umreißen und Problemfelder zu benennen; davon abgeleitet wird in einem zweiten Schritt auf struktureller Ebene der Blick genau auf jene mangelnde Förderung von Elternpaaren im Universitätsbetrieb geschärft.

Elternschaft ist heutzutage eine Differenzkategorie. Die Wahrnehmung und der Umgang mit Elternschaft im Beruf ist geprägt von der modernen Kinderfrage: „Wenn man ein Kind bekommt, ist man gewissermaßen selbst schuld. Man kann sich heute dafür oder dagegen entscheiden. Man hat zumindest offiziell die Wahl“;⁶ so formuliert es die Journalistin Antonia Baum bewusst überspitzt und provokativ in einem Feuilletonartikel der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Jedoch werden Elternschaft und die damit verbundenen beruflichen Nachteile nach wie vor weitgehend im Horizont der Frauengleichstellung thematisiert und sind somit eng verknüpft mit Genderfragen, konstruierten Mütter- wie Väterbildern und vor allem sozialen Rollenaufteilungen. Die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Anne-Marie Slaughter hat 2012 mit ihrem Artikel *Why Women Still Can't Have It All* für Furore gesorgt.⁷ Slaughter ist der Ansicht, dass ein Umdenken hinsichtlich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie stattfinden müsse, und plädiert in ihrem Artikel vor allem für eine Aufwertung jener Betreuungsaufgaben im gesellschaftlichen Bewusstsein, die bisher meist von Frauen übernommen wurden. Ihre teilweise auch kritisierten Beobachtungen stellen keinesfalls einen Rückschritt in präfeministische Zeiten dar. Slaughter spricht sich nicht etwa für eine „Rückkehr an den Herd“ aus, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Vielmehr versucht sie den Blick für die Wahrnehmung familiärer Aufgaben und Pflichten als vermeintlich minderwertige Arbeit zu schärfen und fragt nach Möglichkeiten,

6 Baum, Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen, unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/beruf-und-familie-man-muss-wahnsinnig-sein-heute-ein-kind-zu-kriegen-12737513-p2.html> (3.3.2016).

7 Slaughter, Why Women Still Can't have it all, unter: [http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2012/07/why-women-still-cant-have-it-all/309020/\(4.3.2016\)](http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2012/07/why-women-still-cant-have-it-all/309020/(4.3.2016)).

Familie und Karriere gleichermaßen leben zu können. Ein Jahr später präzisiert Slaughter ihre Beobachtungen und Annahmen in ihrem TED-Talk *Can We All „Have It All“?* und betont bei der Frage nach Gleichstellung und Vereinbarkeit von Beruf und Familie die Notwendigkeit, dabei Frauen und Männer miteinzubeziehen:

„I still think we should do everything we possibly can to achieve that goal. But that’s only half of real equality. I suggest that real equality, full equality does not mean valuing women on male terms. It means creating a much wider range of equally respected choices for women *and* for men. And to get there we have to change our workplaces, our policies, and our culture.“⁸

Slaughter verweist in ihrem Vortrag auf die Vergeschlechtlichung des Diskurses in den Gleichstellungsdebatten. Sie kritisiert die Tatsache, dass Frauen in der Regel anhand männlicher Werte und Normen bewertet würden. Das heißt auch: Wer Karriere machen möchte, müsse nach bisherigen vorherrschenden Regeln und Normen spielen, die von Männern ohne Kinder aufgestellt worden seien und für ebendiese Zielgruppe aufrechterhalten würden. Es solle sich im beruflichen Bereich möglichst nichts ändern, vielmehr würden, wie es Slaughter vielfach aufzeigt, die familiären Verpflichtungen weiterhin möglichst unauffällig im Hintergrund gehalten.⁹ Diese Bewertung von Erwerbs- und Familienarbeit müsse sich für die Umsetzung der Gleichstellung von Mann und Frau, von Familie und Karriere grundlegend ändern.

Auch in der Wissenschaft lässt sich dieses Phänomen beobachten: Es gilt, der Frau – trotz oder neben elterlicher Betreuungspflichten – den Weg in die nach wie vor meist männlich normierte Berufslandschaft zu ermöglichen. Bei der Betrachtung des „Problems“ Elternschaft im universitären Bereich wird ebenfalls offensichtlich, dass *parenthood and research* deshalb gegenwärtig meist nur den Teil

8 Slaughter, *Can We All „Have It All“?* [Hervorhebung S. J.], unter: https://www.ted.com/talks/anne_marie_slaughter_can_we_all_have_it_all (4.3.2016).

9 Slaughter, *Why Women Still Can't Have It All*.

forschender Mütter fokussiert. Es steht außer Frage, dass Frauen und dezidiert Mütter in der Wissenschaft gefördert werden *müssen*. Um allerdings langfristig die Vereinbarkeit von Familie und akademischer Karriere gewährleisten zu können, reicht es nicht nur, finanzielle Förderung für Frauen in der Forschung anzubieten. Es muss auch ein grundlegendes Umdenken in Hinblick auf die Förderung forschender Elternpaare stattfinden. Dies beinhaltet unter anderem ebenfalls ein Umdenken hinsichtlich der Karriereplanung und Anstellungsbedingungen forschender Väter. Es kann nicht sein, dass im 21. Jahrhundert die Frage nach Vereinbarkeit und Beruf weitgehend auf den Schultern der Frauen lastet, auf deren Rücken ausgetragen wird und prinzipiell an sie gebunden bleibt.

Doch wie sieht es im akademischen Bereich aus? Es bietet sich der Versuch einer Bestandsaufnahme an.¹⁰ Kommen wir zurück zur zuvor erwähnten Studie der ETH Zürich und der HSG. Während ein Großteil der Befragten zwar von der generell positiven Resonanz auf die verkündete Schwangerschaft seitens der Vorgesetzten berichtet, gibt es vielfach auch Kritik: „Dennoch bleibt die Erwartungshaltung seitens der vorgesetzten Personen gleich hoch und am liebsten wird eine unveränderte Leistung gesehen.“¹¹ Diese unveränderte Leistung wird auch bei Erkrankung des Kindes erwartet, „was zu grossen Belastungen führen kann“.¹² Wer in der Wissenschaft vorankommen möchte, muss so verfügbar und einsetzbar sein, wie es bisher meist männliche Mitarbeiter und Professoren mit traditionellen Familienstrukturen vorgelebt und vorgegeben haben.

Aber nicht nur die erwartete vollumfängliche Einsetzbarkeit, sondern auch die befristeten Verträge und Mobilität werden als Hindernisse für die Vereinbarkeit von Familie und universitärer Karriere angeführt. So verweist die besagte Studie auf die befristeten Verträge mit geringer Vertragsdauer, die zu „hohe[r] finanzielle[r] Unsicherheit“ führten,¹³ ebenso wie auf die fast schon unmögliche Umsetzbarkeit gemeinsamer Forschungsaufenthalte im Ausland:

10 Es werden in diesem Beitrag vornehmlich Beispiele aus der Schweizer Hochschul- und Stipendienlandschaft angeführt.

11 Van Dellen/Dietsche/van Herck/Sander, Vereinbarkeit von (Post-)Doktorat und Familie, 7.

12 Ebd., 15.

13 Ebd., 12.

„Ein wichtiges Thema ist die örtliche Mobilität während der Post-Doc-Phase. Diese zeigt sich besonders herausfordernd, wenn sich der Partner ebenfalls in der Post-Doc-Phase befindet. Für beide Elternteile karriererelevante Post-Doc-Stellen an derselben Destination finden zu können, wird als sehr schwierig beurteilt. Oftmals stellen Auslandsaufenthalte die Familien vor schwierige Fragen der Kinderbetreuung, da das private Netzwerk entfällt und das Einkommen in dieser Phase noch eingeschränkt ist. Das ist mitunter einer der möglichen Gründe, weshalb Frauen immer wieder dazu tendieren, eine Arbeitsstelle in der Privatwirtschaft zu suchen. Allerdings wirft dies dann öfters die Frage nach der Überqualifizierung auf.“¹⁴

Diese Hürden führen unter anderem dazu, dass Frauen in der Wissenschaft untervertreten sind. So verkündet die Medienmitteilung des Bundesamts für Statistik der Schweizerischen Eidgenossenschaft im März 2016, dass für das Jahr 2015 der „Frauenanteil [in der Schweiz] in der öffentlichen und privaten Forschung meist unter dem europäischen Durchschnitt“ liege, auch wenn sich dieser in der Wissenschaft allmählich steigere.¹⁵ Dies verwundert nicht, haben die genannten Kritikpunkte alle eines gemeinsam: Sie verweisen implizit auf ein Arbeitsmodell, bei dem *ein* Elternteil Karriere macht, der andere allerdings weitgehend den Betreuungsaufgaben nachkommt und sich den beruflichen Rahmendbedingungen des „Karrierepartners“ flexibel anpassen kann. Trotz notwendiger und wichtiger Förderungsprogramme, die auf Frauen ausgerichtet sind, wurde bisher nicht das Bewusstsein geschärft, Beschäftigungs- und Karrieremodelle jenseits bisheriger, traditioneller Arbeitsstrukturen zu denken. Das etablierte Gefüge von „Beruf und Karriere“ kann aufgrund der vielfältigen gesellschaftlichen Veränderungen in der heutigen Zeit nicht mehr so funktionieren, wie wir es von unseren Großeltern oder gar von unseren Eltern kennen. Wenn alles so bleibt, wie es ist, sieht die Zukunft düster aus: Ohne ein verändertes Denken möglicher, ja vielfältiger Karrierewege,

14 Ebd., 11.

15 Bundesamt für Statistik, Medienmitteilung vom 14.3.2016, 1, unter: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/01/new/nip_detail.html?gnplID=2016-589 (16.3.2016).

die Frauen wie Männer, Mütter wie Väter beschreiten können, wird die „erträumte“ Gleichstellung nicht erfolgen und ein reines Lippenbekenntnis bleiben.

Der Beitrag versucht im angekündigten zweiten Schritt, Grenzen und Möglichkeiten forschender Mütter *und* Väter neu zu denken, aktuelle Stipendien- und Beschäftigungsmodelle kritisch zu hinterfragen, um neue produktive Möglichkeiten für die Vereinbarkeit von Forschung und Familie zu thematisieren und zur weiteren Diskussion zu stellen. Der folgende Teil ist deshalb in die zu betrachtenden Stipendienmöglichkeiten entsprechend der akademischen Qualifikationsstufen des wissenschaftlichen Nachwuchses gegliedert, da dieser Lebensabschnitt mit der biografischen Phase der Reproduktion zusammenfällt. Als weiterer Stolperstein werden Auslandsaufenthalte für forschende Elternpaare thematisiert. Im Anschluss folgt eine kurze und kritische Betrachtung möglicher Arbeitsmodelle für Assistenz- und Juniorprofessuren, die auch die Frage nach Förderung von Dual Career Couples berührt. Die zur Anschauung herangezogenen Beispiele entstammen alle Schweizer Stipendienprogrammen und Beschäftigungsmodellen.¹⁶

16 Was Programme der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes (DAAD) anbelangt, so wurde der Versuch unternommen, äquivalente Stipendienprogramme zu ermitteln. Wie es gemäß einer eingehenden Untersuchung der auf den Internetpräsenzen beider Institutionen aufgeführten Stipendienprogramme zu erschließen ist, gibt es keine vergleichbaren Förderungsmodelle, die sich dezidiert an forschende Mütter oder Väter richten. Es werden laut der Webpräsenzen allerdings individuelle Lösungen im Falle einer Elternschaft für die Elternzeit angeboten. Fraglich ist hierbei, welche Arbeitsmodelle für forschende Eltern im Anschluss angeboten werden. Auf eine Nachfrage diesbezüglich per E-Mail an die DFG erhielt die Autorin die Antwort, dass es keine Förderprogramme der DFG gebe, die sich ausschließlich an Wissenschaftlerinnen wende, „[d]ie DFG fördert die Chancengleichheit von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen vielmehr dadurch, dass in sämtliche Programme entsprechende Maßnahmen zur Förderung der Chancengleichheit integriert sind“. Zum Beispiel bestehe in bestimmten Verbundprojekten die Möglichkeit, „pauschale zweckgebundene Mittel für Gleichstellungsmaßnahmen zu beantragen. Die hieraus finanzierten Maßnahmen sollen auch dazu beitragen, den Arbeitsplatz ‚Wissenschaft‘ familienfreundlicher zu gestalten“, so heißt es in der Antwort-E-Mail. Zudem gebe es die Option, in Verbundprojekten Gelder für die Anstellung von Personal für Routinearbeiten zu beantragen, was einer Doppelbelastung entgegenwirken solle.

Doktorat

Die zuvor erwähnte ETH-Studie verweist auf die Ansicht der Befragten, Schwangerschaft, Geburt und Elternschaft seien in der Doktoratsphase umsetzbarer als im Postdoktorat.¹⁷ Der Blick auf das Stipendienangebot auf doktoraler Ebene begünstigt den Eindruck, dass von einer Elternschaft in diesem Stadium nur bedingt ausgegangen wird. Obwohl es zahlreiche und unterschiedliche Stipendienmodelle gibt, richten sich kaum welche an Doktorand/innen mit Kindern. Eine Ausnahme ist das sogenannte Marie-Heim-Vögtlin-Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), ein Pendant der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG). Mit diesem Stipendium fördert der SNF

„Doktorandinnen und Postdoktorandinnen in der Schweiz, die ihre Forschungstätigkeit aufgrund ihrer familiären Situation unterbrechen oder reduzieren mussten. MHV [Marie-Heim-Vögtlin-Stipendium] ermöglicht die Verbesserung des wissenschaftlichen Profils und eine längerfristige Fortsetzung der wissenschaftlichen Karriere mit einem eigenen Forschungsprojekt. Ein Beitrag umfasst das Salär für maximal zwei Jahre und kann zusätzlich einen Teil der Forschungskosten sowie der Kinderbetreuungskosten abdecken. Eine Teilzeitbeschäftigung ist möglich.“¹⁸

Diese Förderungsmöglichkeit ist zunächst sehr begrüßenswert. Als (Wieder-)Einstieg ist sie eine hervorragende Option. Auch die (anteilige) Übernahme externer Kinderbetreuungskosten ist von großem, nicht zu verachtendem Nutzen. Aus dem Blick geraten hierbei allerdings Doktorandinnen, die bereits mit einem (außerhalb des SNF finanzierten) Stipendium – sagen wir für zwei bis vier Jahre – einen Großteil der Doktorarbeit verfassen konnten, aber aufgrund der Elternschaft

17 Van Dellen/Dietsche/van Herck/Sander, Vereinbarkeit von (Post-)Doktorat und Familie, 10.

18 Webseite des Schweizerischen Nationalfonds, Marie-Heim-Vögtlin, unter: <http://www.snf.ch/de/foerderung/karrieren/mhv-beitraege/Seiten/default.aspx#Dokumente> (3.3.2016).

zum Abschließen des Doktors noch eine Abschlussfinanzierung benötigen. Hierfür scheint dieses Stipendium aufgrund der auferlegten Bewerbungskriterien ungeeignet. Es gibt zwar beim SNF generell die Möglichkeit, im Rahmen eines anderen durch den SNF geförderten Stipendienmodells eine Verlängerung der Förderungsdauer bis zu einem Jahr aufgrund von Elternschaft zu beantragen. Dennoch gibt es ansonsten kein Äquivalent für Abschlussfinanzierungen von Doktorarbeiten, die explizit wegen der zeitaufwendigen Elternschaft nicht fristgerecht im Rahmen der ursprünglichen Förderungszeit fertiggestellt werden konnten. Und es gibt diese schon gar nicht für Väter auf Doktoratsstufe. Es ist mittlerweile keine Ausnahme, dass auch forschende Männer sich an der Betreuung der Kinder beteiligen (wollen) und sich (gerade auf Doktoratsstufe) die anfallenden familiären Fixkosten mit der Partnerin teilen. Kommen promovierende Väter am Ende ihres Promotionsvorhabens in einen Förderungsengpass, suchen sie gegebenenfalls Anstellungen außerhalb der Universität, um sich und die eigene Familie weiter (mit) zu finanzieren. Dies erschwert und verzögert wiederum die Fertigstellung der wissenschaftlichen Arbeit aufgrund des Mehraufwands in dieser wichtigen Phase noch weiter.¹⁹ Diese Doppelbelastung von außeruniversitärer Erwerbstätigkeit und zeitintensiver Fertigstellung der Qualifikationsarbeit wirkt sich im weiteren Sinne auch auf die Partnerin aus. So kann diese – ganz gleich, ob im universitären Umfeld tätig oder nicht – ebenfalls (noch) eingeschränkt(er) ihrer beruflichen Tätigkeit nachgehen. Mit einem Förderprogramm für promovierende Elternteile – Frauen wie auch Männer – kann dieser finanzielle Engpass vermieden werden. Außerdem begünstigt die Weiterförderung forschender Väter durch die Fortsetzung der Familienarbeit auch die Arbeitstätigkeit und Karriere der Partnerin. Sicherlich kann hier der Einwand angeführt werden, dass forschende Mütter im Bewerbungsverfahren für entsprechende Stipendien erneut Konkurrenz der bereits überrepräsentierten Männer bekämen. Entsprechende Quoten müssten für die Wahrung einer Chancengleichheit ausgearbeitet werden. Aber dieser Wahrung wissenschaftlicher Exzellenz und der angestrebten Gleichstellung würde eine Abschlussfinanzierung für promovierende Väter – oder sagen wir: *Eltern* im Allgemeinen – sicherlich zugutekommen. Demzufolge muss nicht

19 Diese Beobachtungen speisen sich aus Erfahrungen im näheren beruflichen Umfeld der Autorin.

nur die Förderung forschender Mütter weiterhin aufmerksam bedacht und verfolgt werden, sondern auch diejenige der Väter.

Postdoktorat

Im Postdoktorat wird die Möglichkeit, Kinder zu bekommen oder zu haben, offensichtlich im Design der Förderinstrumente bedacht. Mit dem *Entlastungsbeitrag* 120 % des SNF gibt es für Postdoktorand/innen die Möglichkeit, die eigene Stelle zu reduzieren – bei gleichbleibendem Gehalt und zuzüglich der Kosten für die externe Kinderbetreuung. Hinsichtlich der Bewerbungsaufgaben heisst es wie folgt:

- Die Gesuchsstellenden sind im Rahmen eines vom SNF unterstützten Forschungsprojektes zu mindestens 80% angestellt, streben eine akademische Karriere an und leisten den Hauptanteil (ab 50%) der Betreuung ihrer Kinder vor deren obligatorischen Schulpflicht (inkl. obligatorischer Kindergarten);

- Die Gesuchsstellenden planen, im Falle einer Reduktion des Arbeitspensums, nach Ablauf der Entlastungsmassnahme wieder mindestens 80% zu arbeiten.²⁰

Die Bewerbungskriterien sind also eindeutig eingegrenzt: Es muss ein vom SNF finanziertes Forschungsprojekt vorliegen; gleichzeitig muss sich der oder die Antragsteller/in zu mehr als 50 Prozent um die Betreuung des Nachwuchses kümmern, was wenig Spielraum für andere flexible Teilzeitmodelle (z.B. 60 Prozent Arbeitspensum und 40 Prozent Kinderbetreuung) lässt.

20 Webseite des Schweizer Nationalfonds, Entlastungsbeiträge 120 %, unter: <http://www.snf.ch/de/foerderung/ergaenzende-massnahmen/entlastungsbeitraege-120-prozent/Seiten/default.aspx> (4.3.2016).

Zudem kann man diese Förderung nur mit Kindern unter vier Jahren nutzen. In der Schweiz kommen Kinder im Alter von vier Jahren in den Kindergarten und sind (in den meisten Kantonen) ab diesem Moment schulpflichtig. Der Aufwand für die Betreuung der eigenen Kinder reduziert sich allerdings nach dem Eintritt in den Kindergarten nur bedingt. Dennoch gibt es keine weiteren Programme, die unabhängig vom frühen Einschulungsalter die Vereinbarkeit von Familie und Beruf fördern. Außerdem gibt es keine weiteren Maßnahmen, die solch ein im Ansatz vielversprechendes Modell für forschende Elternpaare ohne existierendes SNF-Projekt finanzieren.

Gerade der *Entlastungsbeitrag 120%* zeigt, dass Problemkonstellationen bei der Vereinbarkeit von Familie und Karriere wahrgenommen und auch benannt werden; nach Lösungsansätzen, die die Betreuungsaufgaben von Müttern und Vätern mitbedenken, wird gesucht. Der erste Schritt in die richtige Richtung ist also offensichtlich getan. Ausbaufähig ist dieses Programm aber weiterhin.

Auslandsaufenthalte

Eine wohlgeplante wissenschaftliche Karriere beinhaltet auch – nach Möglichkeit – längere Forschungs- und Lehraufenthalte im Ausland. Solange die Kinder noch nicht schulpflichtig sind, klingt solch ein Vorhaben geradezu verlockend. Der SNF bietet auch hierfür ganz ausgezeichnete Programme an: vom sogenannten *Doc.Mobility*²¹ über den *Early Postdoc.Mobility*²² bis hin zum *Advanced Postdoc.Mobility*²³ scheinen dies Stipendienprogramme unbegrenzter Möglichkeiten zu sein. Man kann von sechs Monaten bis zu (je nach Programm) drei Jahren ins Ausland

21 Webseite des Schweizerischen Nationalfonds, Doc.Mobility, unter: <http://www.snf.ch/de/foerderung/karrieren/doc-mobility/Seiten/default.aspx> (4.3.2016).

22 Webseite des Schweizerischen Nationalfonds, Early Postdoc.Mobility, unter: <http://www.snf.ch/de/foerderung/karrieren/early-postdoc-mobility/Seiten/default.aspx#Dokumente> (4.3.2016).

23 Webseite des Schweizerischen Nationalfonds, Advanced Postdoc.Mobility, unter: <http://www.snf.ch/de/foerderung/karrieren/advanced-postdoc-mobility/Seiten/default.aspx> (4.3.2016).

gehen. Vor allem das *Advanced Post-Doc.Mobility* scheint viele Hürden mitbedacht zu haben, so kann zusätzlich zum *Advanced-Postdoc.Mobility*-Stipendium „ein Beitrag für eine Forschungsperiode nach der Rückkehr in die Schweiz beantragt werden“.²⁴

Obwohl alle drei Programme die Möglichkeit einer Elternschaft in Erwägung ziehen, wird doch deutlich, dass der viermonatige Mutterschaftsurlaub in allen drei Programmen generell zugesichert, bei Vätern aber nur „auf begründetes Gesuch hin“ genehmigt wird.²⁵ Zudem scheint das Programm nicht darauf ausgerichtet zu sein, und das ist das Überraschende, dass der oder die Partner/in ebenfalls in der Wissenschaft tätig sein könnte. Ganz im Gegenteil: Zahlungssätze werden erhöht, begleitet der oder die *nicht erwerbstätige* Lebenspartner/in „während mindestens sechs Monaten“ den oder die Beitragsempfänger/in.²⁶ Auch hier zeigt sich: Es wird von einem Berufsmodell ausgegangen, bei dem ein Partner oder eine Partnerin erwerbstätig ist. Das Beibehalten dieser traditionellen Struktur wird mit einem höheren Zahlungssatz sogar noch begünstigt.²⁷ Das Problem ist damit aber nicht gelöst und könnte einer angestrebten Gleichstellung nicht ferner sein.

Wenn also der oder die Partner/in den Wunsch äußert, sich für solch ein Auslandsstipendium zu bewerben, wird die kurz eintretende Euphorie ob dieses Vorhabens sogleich zerschmettert. Ohne die erschwerten Umsetzungsbedingungen solch eines Vorhabens jener Eltern mindern zu wollen, die nicht beide im universitären Bereich tätig sind, müssen an dieser Stelle dennoch Elternpaare fokussiert werden, die beide akademische Karriereziele verfolgen. Denn was soll

24 Ebd.

25 Webseite des Schweizerischen Nationalfonds, Reglement über die Gewährung von Mobilitätsstipendien, *Advanced Postdocs.Mobility*, 8, unter: http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/stip_reglement_advanced_postdoc_mobility_d.pdf (9.3.2016).

26 Webseite des Schweizerischen Nationalfonds, „Reglement über die Gewährung von Mobilitätsstipendien („Doc.Mobility“), 4. Derselbe Wortlaut ist aber auch im Reglement für die Programme *Early Postdoc.Mobility* und *Advanced Postdoc.Mobility* aufgeführt, unter: http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/stip_reglement_doc_mobility_d.pdf (9.3.2016).

27 Ähnliches lässt sich auch für die Förderung von Auslandsaufenthalten der DFG feststellen, die laut Antwort-E-Mail auf die Anfrage der Autorin ähnliche Finanzierungsunterstützung anbietet wie der SNF.

der jeweils andere Elternteil in der Zeit im Ausland tun, ohne Anbindung an eine Universität, ohne selbst Teil solch eines Programms zu sein, um auf diese Weise die eigene Karriere vorantreiben zu können? Eine Bewerbung für die Mobility-Stipendien gemeinsam als Elternpaar ist nicht möglich. Die Chancen, dass beide mit unabhängigen Bewerbungen das Stipendium im selben Zeitrahmen an derselben ausländischen Hochschuleinrichtung zugesprochen bekommen und so beide ihre Qualifikationsmöglichkeiten erweitern können, verlaufen – wie es auch die ETH-Studie formuliert hat – gegen null. Anstatt nur die traditionelle Partnerschafts- oder Familienstruktur finanziell zu begünstigen, wäre ein flexibleres Stipendienmodell für Elternpaare begrüßenswert. Denn die Möglichkeit, gemeinsam als Elternpaar Forschungsaufenthalte im Ausland planen zu können, würde – und das liegt auf der Hand – die Vereinbarkeit von Karriere und Familie im akademischen Bereich ungemein fördern und zur angestrebten wissenschaftlichen Exzellenz und Profilbildung beider Partner beitragen.

Assistenz-/Juniorprofessur

Auf der Stufe von Assistenz- und Juniorprofessuren stellt sich neben alternativen Arbeitsmodellen wie beispielsweise Jobsharing vor allem auch die Frage nach Förderung sogenannter Dual Career Couples.²⁸ Auch wenn deren Förderung in Europa gewissermaßen noch in den Kinderschuhen steckt, sind Schweizer Universitäten wie unter anderem die ETH Zürich, die Universität Basel oder die Universität Bern zunehmend darum bemüht, über sogenannte Dual Career Services dem oder der Partner/in eines oder einer Neuestellten bei der Suche nach einer adäquaten Anstellungsmöglichkeit behilflich zu sein.²⁹ Allerdings

28 Es gibt zahlreiche Untersuchungen zum komplexen Thema des Dual Career. Vgl. hierzu beispielsweise Gramespacher et al., Dual Career Couples oder Rusconi/Solga, Gemeinsame Karriere machen.

29 Vgl. hierzu die Internetpräsenzen der jeweiligen Universität. ETH Zürich, unter: <http://www.facultyaffairs.ethz.ch/dualcareer> (6.4.2016); Universität Basel, unter: <https://www.unibas.ch/de/Universitaet/Administration-Services/Vizekanzlerat-Bildung/International-Office/Welcome-Center/Dual-Career.html> (6.4.2016); Universität Bern, unter: <http://>

richtet sich diese unterstützende Maßnahme meist nur an den oder die Partner/in von neuberufenen Professor/innen. So ist diese Unterstützung an erster Stelle als Rekrutierungsmaßnahme und dann erst an zweiter Stelle als Maßnahme zur Förderung einer Gleichstellung zu verstehen.³⁰ In diesem Zusammenhang muss allerdings festgestellt werden, dass sich die Unterbringung des oder der Partner/in in der Privatwirtschaft wohl als umsetzbarer gestaltet als deren Anstellung im universitären Bereich, geschweige denn auf professoraler Ebene. Im Vergleich zu den USA, wo es neben deren Anstellung in der regionalen Privatwirtschaft auch das Modell des Dual Hiring gibt, also der „gezielten Doppelanstellung beider PartnerInnen an derselben Hochschule“, ³¹ lässt sich das Dual Hiring im europäischen Raum womöglich aufgrund der stark divergierenden universitären Struktur nur langsam umsetzen.

Trotz vieler Kooperationen mit der Privatwirtschaft und mit anderen auch außerschweizerischen Universitäten über unterschiedliche Netzwerke – wie beispielsweise das Dual Career-Netzwerk der Eucor-Universitäten oder das International Dual Career Network (IDCN) – gibt es in der Schweiz bezeichnenderweise nur wenige Universitäten, die ihre Dual-Career-Unterstützung auch auf Postdocbene anbieten; eine der wenigen Ausnahmen ist beispielsweise die Universität Bern.³² Wichtig wäre aber eben vor allem eine Förderung des Dual-Career-Pro-

www.unibe.ch/forschung/beratung/welcome_center/familie_undzwnj_partnerschaft/dual_career___berufliche_orientierung/index_ger.html (6.4.2016). Vgl. ebenfalls: Evaluation Bundesprogramm Chancengleichheit von Frau und Mann an den Universitäten. 3. Phase 2008–2011, Schlussbericht. PDF abrufbar auf der Webseite der Universität Basel, Dual Career, unter: <https://www.unibas.ch/de/Universitaet/Administration-Services/Vizerektorat-Bildung/International-Office/Welcome-Center/Dual-Career.html> (1.4.2016).

30 Es gibt leider keine Erhebungen der einzelnen Universitäten, wie viele Double Career Couples angestellt sind, ob eher infolge einer Berufung eines Mannes für die Partnerin eine Stelle gesucht wird oder umgekehrt, und wie viele wissenschaftliche Paare an den Universitäten angestellt werden. Einen Einblick gibt lediglich die zuvor genannte Evaluation Bundesprogramm Chancengleichheit von Frau und Mann an den Universitäten, die allerdings auf Onlinebefragungen basiert und damit keine repräsentative Datenerhebung gewährleisten kann.

31 Funk, Dual Career Couples, 133.

32 Vgl. die Webseite der Universität Bern, Dual Career/Berufliche Orientierung unter: http://www.unibe.ch/forschung/beratung/welcome_center/familie_undzwnj_partnerschaft/dual_career___berufliche_orientierung/index_ger.html (13.5.2016)

gramms für Nachwuchsforschende auf Postdoczebene, um eine gemeinsame wissenschaftliche Profilierung beider Partner zu gewährleisten.

Eine weitere vieldiskutierte Möglichkeit sind Jobsharingmodelle. Ihnen haftet wiederum der Vorwurf an, dass Führungsaufgaben nicht in Teilzeit bewältigt werden könnten. Zudem bestehe die Gefahr einer erneuten Ausgrenzung von Frauen auf Teilzeitstellen. Nichtsdestotrotz stellt sich an diesem Punkt die Frage, ob und wie Jobsharing für gewisse Lebensphasen ein für die Vereinbarkeit von Karriere und Familie erfolgreiches Konzept darstellen könnte und wie dieses sich langfristig gestalten ließe. Gerade auch hinsichtlich der intellektuellen Forschungsarbeit muss dieses Modell eingehend durchdacht und diskutiert werden. So scheint die Aufteilung administrativer Führungsaufgaben einer Assistenz- oder Juniorprofessur von Vorteil, solange bestenfalls auch Zeit für die eigene Forschung bleibt.

In diesem Sinne begrüßt die Soziologin Jutta Allmendinger in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* das Jobsharingmodell. Was sie aber als eigentliche Möglichkeit einer gesicherten Gleichstellung erachtet, ist die grundsätzliche Einführung einer 32-Stunden-Woche, die genügend Zeit für Betreuungsaufgaben – seien es die für Kinder oder Angehörige – lässt. Diesen Aufgaben können dann Männer wie Frauen in gleichem Maße nachkommen: „Familiengerechte niedrige Arbeitszeiten für Männer und Frauen, die sich dann über einen längeren Lebensabschnitt erstrecken, ermöglichen daher auch Frauen viel eher eine Karriere, als das heute der Fall ist.“³³ Teil von Allmendingers Konzept ist die Verschiebung des Renteneintrittsalters. Es soll also langfristig gesehen nicht weniger gearbeitet, sondern das gleiche Pensum über einen längeren Zeitraum verteilt werden. Auch dieses Modell basiert auf der Annahme, dass die gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungen der Familienmodelle und Arbeitsstrukturen nicht mehr mit dem etablierten Vereinbarkeitsvorstellungen von Beruf und Karriere zu beantworten seien. Frauen wie Männer wollen die Wahl haben dürfen, Familie und eine beruflich vielversprechende Laufbahn einschlagen zu können. „Genau

33 Allmendinger/von Bullion/Mayer, Teilzeit wird normal werden, unter: <http://www.sueddeutsche.de/karriere/soziologin-jutta-allmendinger-man-arbeitet-jede-woche-etwas-weniger-dann-bleibt-auch-platz-fuer-andere-dinge-im-leben-1.2785976-2> (12.3.2016).

deshalb brauchen wir ja dringend eine neue Arbeitspolitik. Vollzeit für alle kann nicht die Antwort sein.“³⁴

Ein weiteres Modell, das ebenfalls zunehmend in den Medien diskutiert wird, ist das vorübergehende Arbeitspensum von Elternteilen zu 80 Prozent bei gleichzeitiger Weiterführung der Anstellung von 100 Prozent.³⁵ Diesen beiden Ansätzen ist das Umdenken gemein, sich von einer scheinbar unauflösbar gedachten Verschränkung von hundertprozentiger Anstellung und Karriere zu verabschieden und neue Karriere- wie auch Arbeitsmodelle zu generieren.

Es ist offensichtlich, dass es eines richtungsweisenden Umbruchs, einer Neuorientierung bedarf, soll die Gleichstellung von Mann und Frau, – in der Elternarbeit *und* im Hochschulsystem – tatsächlich umgesetzt werden. Dass der Blick auf die damit verknüpfte Vereinbarkeit von Beruf und Familie zunehmend geschärft wird, ist nicht zu leugnen. Dies beweisen neben manchen Stipendienprogrammen auch zahlreiche entstehende Plattformen und universitäre Anlaufstellen für Akademikerpaare mit Kindern.³⁶ Während sich aber privatwirtschaftliche Unternehmen wie auch Universitäten und Stiftungen die Förderung von Frauen auf die Fahnen schreiben, vergessen sie oft einen elementaren Aspekt: Die Betreuung eines Kindes ist nicht nur Frauensache, sie ist *Elternsache*. Und dazu gehören bekanntlich zwei – ganz gleich, in welcher Geschlechterkonstellation oder Organisationsform.

Es gilt nicht nur, Frauen, ob mit Mutterpflicht oder ohne, zu fördern. Dies ist zweifellos unabdingbar und in einer weiterhin stark männerdominierten Arbeitswelt nach wie vor Grund- und Ausgangslage aller weiteren Überlegungen und

34 Ebd.

35 Vgl. beispielweise Baum, Man muss wahnsinnig sein oder Garsoffky/ Sembach, Die Alles-ist-möglich-Lüge.

36 Vgl. hierzu beispielsweise die Webseite für Gleichstellung an der ETH Zürich, unter: <http://www.equal.ethz.ch/news/index> (15.3.2016); die Webseite des Dachverbandes der Schweizer Männer- und Väterorganisation, unter: <http://www.maenner.ch> (15.3.2016); oder die Webseite der Schweizerischen Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten, unter: <http://www.equality.ch/cgi-bin/internetal.pl?d&a=p1310101&Skat=S24150> (15.3.2016).

Debatten um Gleichstellung und Chancengleichheit. Ohne an den notwendigen Förderinstrumenten für Frauen und Mütter Kritik üben zu wollen, fördern und zementieren sie aber die Ansicht, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf weiterhin „Frauensache“ sei. Dabei sollte sie Elternsache sein; und an diesem Punkt fängt Gleichstellung an.

Mit der Geburt des Kindes verändert sich der Arbeitsalltag. Da aber eine erfolgreiche Karriere weiterhin an die Vollzeitanstellung zu 100 Prozent gekoppelt ist, wie es auch Loprienos Aussage zu Beginn dieses Beitrags zeigt, muss ein Umdenken stattfinden, das langfristig unter anderem Teilzeitmodelle (im besten Fall zu 80 Prozent) für forschende Väter und Mütter als selbstverständlich erachtet und unterstützt.³⁷ Es müssen flexible Modelle angeboten werden, die es auch Vätern ermöglichen, ihre Arbeit mit den familiären Pflichten zu vereinbaren. Nur mit einem zweiten Elternteil, das den zeitintensiven Betreuungspflichten gleichermaßen nachkommt, wird die forschende Mutter entlastet. Nur so kann auch sie sich ihrer Karriere widmen.

An diesem Punkt müssen finanzielle Förderinstrumente ansetzen. Es braucht dringend eine Erweiterung der Förderungsmöglichkeiten für Eltern, damit die Gleichstellung von Frau und Mann im universitären Bereich gelingen kann. Zwar wird es an der Universität nicht immer der Fall sein, dass beide Elternteile die akademische Laufbahn einschlagen; dennoch sind wissenschaftliche Dual Career Couples mittlerweile keine Ausnahme mehr. Dass es dieser Förderung vor allem auf Postdoczebene bedarf, also während eines Lebensabschnitts, in dem Karrieren aufgegleist und Familien gegründet werden, ist offensichtlich. Denn bis zur erträumten Professur ist es bekanntlich ein steiniger Weg, gepflastert von befristeten Teilzeitverträgen, mit unterschiedlichen Wohn- und Arbeitsorten und Vertragsanstellungen, die nicht immer synchron getaktet sind.

37 Der Frage nach der Gerechtigkeit gegenüber kinderlosen Arbeitnehmer/innen sowie mögliche Arbeitsmodelle werden verstärkt diskutiert, wie beispielsweise innerhalb des Weiterbildungskurses für Führungskräfte zum Thema „Mit Fairness zum Erfolg. Das Gleichstellungsgesetz im Arbeitsalltag“, organisiert von der Stelle für Gleichstellung von Mann und Frau der Kantone Basel-Stadt, Basel-Land und Bern (22. und 26. April 2016). Im Rahmen dieser Weiterbildung werden auch Fragen geklärt, ob Angestellte mit Kinderpflichten anders behandelt werden dürfen oder gar müssen und wie die damit verbundenen gesetzlichen Richtlinien anzuwenden sind.

Die Arbeitswelt im Allgemeinen sowie der akademische Bereich im Speziellen haben sich aufgrund gesellschaftlicher Umbrüche und Dynamiken weitgehend verändert. Um auf diese gesellschaftlichen Änderungen angemessen reagieren zu können, ist es dringlich, nun auch im akademischen Bereich neue Lösungswege zu beschreiten. Nur auf diese Weise können Gleichstellung und Karrierewege für Männer und Frauen garantiert werden. Andernfalls wird Chancengleichheit für Elternpaare weiterhin ein Mythos bleiben.

Literatur

- ALLMENDINGER, JUTTA: Teilzeit wird normal werden. Interview mit Constanze von Bullion/Verena Mayer, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.12.2015, unter: <http://www.sueddeutsche.de/karriere/soziologin-jutta-allmendinger-man-arbeitet-jede-woche-etwas-weniger-dann-bleibt-auch-platz-fuer-andere-dinge-im-leben-1.2785976-2> (12.3.2016).
- BAUM, ANTONIA: Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.1.2014, unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/beruf-und-familie-man-muss-wahnsinnig-sein-heute-ein-kind-zu-kriegen-12737513-p2.html> (3.3.2016).
- FUNK, JULIKA: Dual Career Couples, Diversity und Internationalisierung an Hochschulen, in: Dual Career Couples an Hochschulen. Zwischen Wissenschaft, Praxis und Politik, hrsg. von Elke Gramespacher/Julika Funk/Iris Rothäusler, Opladen/Darmington Hills 2010, 127–138.
- GARSOFFKY, SUSANNE / BRITTA SEMBACH: Die alles ist möglich-Lüge. Wieso Familie und Beruf nicht zu vereinbaren sind, München 2014.
- GRAMESPACHER, ELKE ET AL. (Hrsg.): Dual Career Couples an Hochschulen, Opladen 2010.
- RUSCONI, ALESSANDRA / HEIKE SOLGA (Hrsg.): Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften, Opladen 2011.
- SCHOPFER, SVEN / JAN SCHÜRMANN: Wollen Sie soziologische Modelle nur von 9 bis 12 Uhr entwickeln? Das gibt es nicht, in: Gezetera 3 (2011), 12–15.
- Schweizer Eidgenossenschaft, Eidgenössisches Departement des Inneren EDI, Evaluation Bundeprogramm Chancengleichheit von Frau und Mann an den Universitäten, 3. Phase 2008–2011, Schlussbericht. Im Auftrag der Programmleitung des Bundeprogramms Chancengleichheit Dr. Philipp Dubach, Iris Graf, Heidi Stutz, Dr. Lucien Gardiol, unter: <https://www.unibas.ch/de/Universitaet/Administration-Services/Vizerektorat-Bildung/International-Office/Welcome-Center/Dual-Career.html> (12.5.16).
- SLAUGHTER, ANNE-MARIE: Why Women Still Can't Have It All, in: The Atlantic 2012, unter: <http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2012/07/why-women-still-cant-have-it-all/309020/> (4.3.2016).
- SLAUGHTER, ANNE-MARIE: Can We All „Have It All“?, TED-Talk, 2013, unter: https://www.ted.com/talks/anne_marie_slaughter_can_we_all_have_it_all (4.3.2016).

VAN DELLEN, BIANCA / REGULA DIETSCHKE / ANNELIES VAN HERCK / GUDRUN SANDER:
Vereinbarkeit von (Post)Doktorat und Familie. Pilotstudie im Auftrag der ETH Zürich.
Abschlussstudie, 2015, unter: http://www.equal.ethz.ch/gender_monitoring/vereinbarkeitsstudie (11.3.2016).

Teil II: Methodeninspirationen

Cordula Endter und Friedolin Krentel

Kollaboratives Forschen mit Kindern – Ein Experiment!?

Einleitung

Was benötigt man eigentlich, um zu forschen? Eine interessante Fragestellung? Gewillte Betreuer_innen? Einen funktionierenden Laptop? Aktuelle Bücher? Ein waches forschendes Selbst? Sicherlich all das, wir sind jedoch der Ansicht, dass noch weit mehr Akteure im und am Forschungs- und Schreibprozess beteiligt sind, die im offiziellen wissenschaftlichen Diskurs jedoch weitestgehend unsichtbar bleiben bzw. durch die Trennung von Arbeit und Privatem unsichtbar gehalten werden. Dazu zählen vor allem auch Partner_innen und/oder Kinder, die den Forschungsprozess aktiv wie auch passiv begleiten, mitgestalten oder ihn möglicherweise überhaupt erst hervorbringen.

In unserem Beitrag möchten wir daher für eine Forschung argumentieren, die die Blackbox familiärer Beteiligung im und am Forschungsprozess öffnet und Elternschaft entgegen des im akademischen Diskurs üblicherweise mitschwingenden Untertons nicht allein als Benachteiligung, sondern vielmehr als wertvolle – und damit besonders förderungswürdige! – Ressource für die Forschung versteht. Anknüpfend an die in jüngerer Zeit vor allem in ethnografisch ausgerichteten Forschungsprojekten zunehmend wichtiger werdender Konzepte kollaborativer Wissenschaftspraxis wollen wir damit experimentieren, diese Ideen auf die Forschung in und mit Elternschaft auszuweiten. Aus unserer Sicht bietet es sich gerade für Praxisformate wie die sich *sui generis* als reflexive und erkundende Wissenschaft verstehende Ethnografie an, die eigene Forschung in einen Zusammenhang mit kindlichem (Er)Forschen zu bringen. Ihr spezieller Fokus auf Alltagsphänomene stellt Forschende vor das Problem, diese jenseits gängiger Erklärungsmodelle überhaupt wahrnehmen und deuten zu können. Dementsprechend gelten forschende „Offenheit“, die Fähigkeit, „sich wundern zu können“ und „sich vom Feld überraschen zu lassen“ als durchaus voraussetzungsvolle Ideale ethnografischer

Forschung. Ausgehend von der Überlegung, dass viele vermeintliche Selbstverständlichkeiten des Alltags im Laufe der Sozialisation erlernt werden, ermöglicht gerade die kindliche Perspektive gepaart mit ihrer Neugier oftmals einen neuen Blick auf alltägliche Phänomene. Somit kann, wie in unserem Beitrag exemplarisch gezeigt werden soll, die elterliche Erfahrung im Umgang mit den eigenen Kindern und deren Fragen und Deutungen als eine produktive Befremdungsstrategie und damit der Bereicherung der Forschung dienen.

Gleichzeitig erscheint vor diesem Hintergrund ein offensives Umgehen mit Elternschaft im Wissenschaftskontext mehr als gerechtfertigt und sollte in dem für die Lebenswirklichkeit forschender Eltern nach wie vor leider überwiegend „blinden“ akademischen Bewusstsein (und der Praxis!) einen entsprechenden Stellenwert erhalten.

Unsichtbare Kollaboration unsichtbarer Akteure

Wissenschaftlich-forschendes Arbeiten ist traditionell von zwei Positionen geprägt: Es gibt den oder die Forschende, manchmal auch als Gruppe, und den oder die zu Beforschenden, manchmal ebenfalls eine Gruppe, manchmal aber auch ein Ding, eine Idee, eine Struktur oder einen Diskurs. Neben diesen scheinbar klar abzugrenzenden Positionen gibt es eine Reihe von Akteuren, die ebenso auf die wissenschaftliche Arbeit als auch auf die Wissenschaftlichkeit der Arbeit einwirken: beispielsweise die Fragestellung und das methodische Werkzeug, aber auch Forschungsinfrastrukturen und Feldzugänge und nicht zuletzt Gutachter_innen, Auftraggeber_innen oder Forschungskolleg_innen. Diese unterschiedlichen Akteure, die abhängig von Situation und Relevanz wirkmächtig werden, gehören ebenso zum traditionellen Kanon wissenschaftlich-forschenden Arbeitens wie Forschende und Beforschte. Aus einer Netzwerkperspektive heraus, wie beispielsweise der Actor Network Theory (ANT),¹ lässt sich argumentieren, dass die Akteure erstens im Moment ihres Handelns sichtbar und zweitens durch dieses

1 Vgl. Latour, Reassembling the Social.

Handeln selbst wirkmächtig werden. Das heißt, wissenschaftliches Arbeiten, verstanden als soziale Praxis eines heterogenen Netzwerks, hängt stark von der dynamisch wandelbaren Beziehungsqualität bzw. Interaktionsfähigkeit der beteiligten Elemente ab.

Aber haben wir wirklich alle Akteure erfasst? Wir möchten im Folgenden einen Blick vorschlagen, der das Netzwerk „wissenschaftliches Arbeiten“ in seiner Sichtbarkeits/Unsichtbarkeits-Relation überprüft. Unsere Argumentation ist dabei von der Vermutung motiviert, dass in diesem Netzwerk noch andere Akteure wirken, die aber häufig unsichtbar bleiben bzw. bleiben müssen. Sichtbarkeit – und damit meinen wir soziales Handeln, das systemische Wertschätzung und Anerkennung erfährt – beinhaltet damit eine politische Dimension, die die Platzierung von Akteuren, die soziale Anerkennung ihres Handelns und ihre Fähigkeit, neue Beziehungen aufzubauen bzw. weitere Akteure zu integrieren, zum Diskussionsgegenstand macht. Dem Ansatz der ANT folgend, möchten wir diese Asymmetrien aufdecken, indem wir weitere Akteure des Netzwerks sichtbar machen und eine andere Praxis des Zusammenarbeitens vorschlagen.

Gegenwärtiges, wissenschaftliches Arbeiten lässt sich als eine entgrenzte, subjektivierte Arbeitspraxis beschreiben, in der Flexibilität und Mobilität ebenso uneingeschränkt von den Arbeitnehmer_innen eingefordert werden wie die Akzeptanz unsicherer Arbeitsverhältnisse. Dies gilt insbesondere für die zumeist jungen wissenschaftlichen Akteur_innen in der von befristeten, projektbezogenen, diskontinuierlichen Arbeitsverhältnissen gekennzeichneten Qualifikationsphase. Um diesen Anforderungen und Erwartungen gerecht zu werden und damit einen Zugang zu den etablierten Personen im System im Sinne Norbert Elias' zu haben, werden diese Anforderungen durch verschiedene unsichtbare Akteure aufgefangen, kompensiert, ermöglicht.² Diese, Familie und Freunde, bilden ein unsichtbares Unterstützungsnetzwerk, in dem wissenschaftliches Arbeiten mit Kindern durch Partner_innen, Eltern, Freunde, aber auch Kinder ermöglicht wird, indem sie Unterstützungen leisten, die erstens informell sind, das heißt unentgeltlich und nicht sozial- oder rentenversichert, und zweitens im Netzwerk unsichtbar bleiben. Dazu zählen wir unter anderem die Betreuung der Kinder während der Arbeits-

2 vgl. Elias/Scoton/Schröter, Etablierte und Aussenseiter.

zeit, aber auch während Dienstreisen, Tagungen, Vorträgen oder Überstunden. Im System Wissenschaft werden diese unsichtbaren Akteure zumeist erst dann sichtbar, wenn das formelle (Kindergarten, Schule, Hort) und/oder das informelle (Partner_in, Freunde, Großeltern) Unterstützungsnetzwerk versagt und dadurch die innerhalb des Systems vorgesehenen – und sichtbaren! – Partizipationsweisen (Vorträge, Lehre, Publikationen, Drittmittelinwerbung, Gremienarbeit etc.) gestört werden. Die praktische Realisierung der institutionell propagierten und umgesetzten Konzepte zur Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft bleibt meist weiterhin auf die informelle Arbeit von Familienmitgliedern und Freunden angewiesen, die jedoch in Ermangelung offizieller Anerkennung für die lebenspraktische Verwobenheit der wissenschaftlichen Arbeit mit sozialen Verpflichtungen und Aushandlungen häufig unsichtbar bleiben.³

Darüber hinaus geht es uns aber nicht primär um die Vereinbarkeit von Kinderbetreuung mit Forschungs- und Arbeitsaufgaben. Wir möchten hier auch die Diskussion der Arbeit und die damit verbundene Unterstützung bei der Entwicklung der eigenen Fragestellung, des methodischen Vorgehens oder der Literaturauswahl als Gegenstand informeller Unterstützungsarbeit durch Freunde und Familie thematisieren.⁴ Dazu zählen wir aber auch das Lektorieren der Arbeit und das Recherchieren weiterer Themen, Literatur oder arbeitstechnischer Anknüpfungspunkte (Jobs). Und nicht zuletzt ist hier unserer Ansicht nach die von den unsichtbaren Akteur_innen teilweise über einen langen Zeitraum geleistete psycho-

3 Wir sind uns an dieser Stelle über die Vielzahl der Arbeitsverhältnisse bewusst, die durch eine ähnliche, wenn nicht sogar gleiche Sichtbar/Unsichtbarkeits-Relation geprägt sind und von dieser hegemonial bestimmt werden. So ist es gerade die Vielzahl dieser Arbeitsformen, die es uns hier nicht möglich macht, auf eben diese einzugehen. Aus diesem Grund wählen wir den uns vertrautesten, weil alltäglichsten Kontext beispielhaft aus, um dessen Ungleichheit produzierenden Interaktionen zwischen sichtbaren und unsichtbaren Akteuren in der „Blackbox“ wissenschaftliches Arbeiten aufzuzeigen. Wir wissen um die damit verbundene Begrenztheit unserer Aussage, sind aber gleichzeitig davon überzeugt, dass eine mikroanalytische Perspektive nur so möglich ist. Unser exemplarischer Zugriff ist als Auftakt gedacht.

4 Auch hier sind wir uns darüber bewusst, dass solche Unterstützungsleistungen nicht allein Eltern zukommen, sondern ganz im Gegenteil kennzeichnend für eine jegliche Form von Wissensarbeit sind. Umso mehr gilt es, deren Unsichtbarkeit deutlich zu machen, was wir hier am Beispiel von Elternschaft versuchen.

emotionale Entlastung an zentraler Stelle anzuführen, die jedoch in den dominierenden Diskursen viel zu selten thematisiert wird.⁵ Dabei kann gerade diese Unterstützungsarbeit für das informelle Netzwerk zu einer großen Herausforderung, wenn nicht sogar Belastung werden und die Grenzen informeller Arbeit überschreiten.

Die Unsichtbarmachung informeller Akteur_innen erfolgt dabei sowohl auf struktureller Ebene wie zum Beispiel in den DFG-Richtlinien zur Chancengleichheit⁶ als auch auf subjektiver Ebene in der eigenen Arbeit. Im Folgenden legen wir unseren Schwerpunkt jedoch nicht auf diese Praktiken der institutionalisierten Unsichtbarmachung, sondern konzentrieren uns auf die Frage, inwieweit eigene disziplinäre Methoden für ein Öffnen der Blackbox produktiv gemacht werden können.⁷

Als Ethnologe bzw. Europäische Ethnologin sind wir vertraut mit einem reflexiven Umgang der eigenen Position, sowohl während des Forschungsprozesses (im Feld) als auch während der Analyse und Verschriftlichung der Forschung (über das Feld). Gerade diese Reflexion kennzeichnet ethnografisches Arbeiten, das sich als ein Oszillieren zwischen dem Vertrautmachen des Fremden und dem

5 Wir kommen weiter unten noch auf Schreibstrategien des Sichtbarmachens zu sprechen, möchten aber an dieser Stelle schon darauf hinweisen, dass wir die konventionelle Danksagung nicht als Sichtbarmachungsstrategien anerkennen, sondern als formalisierten Akt, um zum einen den wissenschaftlich und gesellschaftlich anerkannten und etablierten Unterstützer_innen wie Doktorvätern und -müttern zu danken und zum anderen die Danksagung an Freunde, Partnern_innen und Familie diskursiv zu beschränken. Das heißt, bereits die Wortwahl, die Platzierung und die Zeichenzahl der Danksagung stellt eine Hierarchie dar und begrenzt die Sichtbarkeit der beteiligten Akteure in der Arbeit selbst.

6 DFG-Richtlinien zur Chancengleichheit, unter http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/chancengleichheit/index.html (29.5.2015).

7 Neben der Notwendigkeit einer weiter fortschreitenden institutionalisierten Sichtbarmachung sehen wir auch die Notwendigkeit, Familien- oder Pflegearbeit, Ferienzeiten oder andere informelle Arbeit in Zeitplänen bei Evaluationen oder Begutachtungen, aber auch in Gesprächen mit den Betreuer_innen sichtbar zu machen. Dabei plädieren wir für eine andere Kultur, welche bereits in den Strukturen eine solche Offenheit gegenüber familiär gebundener Arbeit anlegt und es den handelnden Akteur_innen leichter macht, ihre Situation zu benennen.

Befremden des Vertrauten beschreiben lässt.⁸ Dazu stehen den Ethnolog_innen vor allem reflexive Schreibpraktiken zur Verfügung, die sich in Feldtagebüchern, Notizen, Skizzen oder Protokollen materialisieren. Die ethnografische Praxis, eigene Vorannahmen in Frage zu stellen, das allzu Vertraute neugierig zu hinterfragen und scheinbar Alltägliches durch reflexive Beobachtung zu rekonstruieren, erscheint uns vielversprechend zu sein, um auch der Sichtbarkeits/Unsichtbarkeits-Relation wissenschaftlichen Arbeitens mit Kindern näherzukommen. Unser Ziel ist im Folgenden, anhand des methodischen Vorgehens zur „Befremdung der eigenen Kultur“⁹ auszuloten, inwieweit ethnografische Befremdungsstrategien das Sichtbarmachen der im Akteurnetzwerk wissenschaftliches Arbeiten mit Kindern wirkenden Akteure befördern können.

Ethnografische Praktiken des Sichtbarmachens

Qualitative Forschung, zumal wenn sie ethnografisch angelegt ist, verfolgt den Anspruch, alltägliche Lebenswelten von „innen heraus“ verstehend zu beschreiben.¹⁰ Indem sie sich gerade auf einen spezifischen Ausschnitt von sozialer Wirklichkeit konzentriert und diesen mikroanalytisch, beispielsweise mittels Feldforschung, untersucht, kann soziales Handeln, das Stiften von Sinn und die Entstehung von Symbolen und Ordnungen im alltäglichen Handeln verschiedener Akteure nachgezeichnet und analysiert werden. Auf diese Weise ist es möglich, „zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) bei[zu]tragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam [zu] machen“.¹¹ Ein solches ethnografisches Vorgehen wird von verschiedenen methodologischen Voraussetzungen getragen, die sich fortwährend mit der Frage auseinandersetzen, wie das Alltägliche sichtbar gemacht werden kann.

8 vgl. Dwelling/Prus, Einführung, 60–70.

9 Amann/Hirschauer, Befremdung der eigenen Kultur.

10 Vgl. Flick u. a., Was ist qualitative Forschung?, 14.

11 Ebd.

Die „Befremdung der eigenen Kultur“¹² stellt eine solche Strategie dar, um das allzu Vertraute zum befragungswürdigen Gegenstand zu machen. In der Literatur werden dazu verschiedene Techniken genannt, von denen wir hier einige kurz anreißen wollen.¹³ Harald Garfinkel entwickelt im Zuge seiner Ethnomethodologie ein methodisches Vorgehen, das er als „Krisenexperiment“¹⁴ bezeichnet. Garfinkel will das implizite, verkörperte Alltagswissen, oder wie Michael Polanyi es bezeichnet, das „tacit knowledge“¹⁵ untersuchen. Dabei liegt die methodische Herausforderung gerade in der Alltäglichkeit und Nichtexplizierbarkeit dieses Wissens: Wir können etwas, aber wir können nicht mehr sagen, warum wir es können und wie wir gelernt haben, es zu können. Hier setzt Garfinkel mit seinen Krisenexperimenten an, um die sinnhafte Normalität durch Fehlverhalten zu stören. Diese Störungen im Vollzug von Routinen erzeugen krisenhafte Momente, durch die die mit den Routinen verbundenen Erwartungen, Regeln und das nicht einfach explizierbare Praxiswissen zu Tage treten.

Aus einer Elternperspektive, so könnte man meinen, kommt einem ein solcher Zugang beinahe banal vor. Stellt nicht der Alltag, überhaupt die tägliche Auseinandersetzung von Kindern mit ihrer Lebenswelt oftmals eine permanente Störung unserer eingeschliffenen alltäglichen Abläufe dar? Und fordern uns Kinder nicht bei jeder Entdeckung heraus, das nicht Explizierbare explizierbar zu machen? Stören sie damit nicht unsere Gewohnheit, unser unhinterfragtes Vertrautsein mit Dingen, die wir in ihrer Verfasstheit häufig nicht mehr hinterfragen (können)? Dabei ist eine solche Störungsperspektive nicht nur produktiv für forschende Eltern, sozusagen als tägliches Training im Schärfen der eigenen Beobachtungsfähigkeit, in der Sensibilisierung für die Konstruktionen von Wirklichkeit oder in der Dekonstruktion von Sozialisation, sondern auch eine Möglichkeit, Kinder selbst zu Forschenden werden zu lassen. Denn, so unsere Vermutung, der kindliche Blick ist ein Blick, welcher störanfällig ist, der sich nicht zufrieden gibt mit sozialen Konventionen, Ordnungen und Vereinfachungen. Hier können beide Seiten für- und

12 Vgl. Amann/Hirschauer, *Befremdung*, 2.

13 In den folgenden Ausführungen beziehen wir uns maßgeblich auf Dellwing/Prus, *Einführung* und ergänzend auf Breidenstein u. a., *Ethnografie*.

14 Vgl. Garfinkel, *Ethnomethodology*, 35–75.

15 Vgl. Polanyi, *Implizites Wissen*. Hier ist das ganze Buch gemeint.

miteinander produktiv werden. Störungen kann dann mit forschender Neugier begegnet und die eigene Kultur befremdet werden.

Neben dem produktiven Potential von Störungen nutzt ethnografische Forschung jedoch auch noch weitere Methoden, um das Selbstverständliche und Unsichtbare der eigenen Kultur auf neue Weise sichtbar und befragbar zu machen. Diese funktionieren vor allem auf Basis von Perspektivwechseln: etwa wenn sich Ethnolog_innen bei der Erforschung von alltagskulturellen Phänomenen explizit für die Sichtweisen von „Außenseiter_innen“, „Fremden“ in ihrem Feld interessieren, deren Beobachtungen und Interpretationen dabei helfen können, sich als Forscher_in von den gelernten Denkgewohnheiten zu distanzieren.¹⁶ Zudem bieten auch Mikro- bzw. Makroperspektiven durch Herein- bzw. Herauszoomen das heuristische Potential, Normalität absichtlich in einer ungewöhnlichen Weise aufzulösen; etwa wenn die Konversationsanalyse sowie die Videografie durch technische Aufzeichnungen realzeitliche Abläufe sozialer Interaktion entschleunigen und einer mikroskopischen Analyse unterziehbar machen,¹⁷ oder wenn in großangelegten quantitativen Untersuchungen die Alltäglichkeit eines Phänomens „im großen Stil“ erhoben und mit globalen Zusammenhängen und Trends in Verbindung gebracht werden, die im Situativ-Lokalen so nicht wahrgenommen werden. Als weitere Möglichkeit weist Robert Schmidt auf das heuristische Potential des „explorativen Vergleichens“ hin.¹⁸ Hierbei werden die interessierenden Phänomene jeweils vor dem Hintergrund anderer und zum Teil auf den ersten Blick völlig unterschiedlicher Phänomene untersucht. Beispielsweise vergleicht Schmidt die Praxis des Boxens mit der Praxis des Programmierens. Diese bilden jeweils eine Art Kontrastfolie für das andere Feld, wodurch es Schmidt gelingt, die geistigen Aspekte des Boxens sowie die Körperlichkeit des Programmierens herauszuarbeiten. Des Weiteren ist auch noch auf die Bedeutung von Metaphern für die Alltagsforschung hinzuweisen, wie sie zum Beispiel im Zusammenhang der Goffman'schen Theatermetaphorik berühmt geworden ist.¹⁹ Goffman schlägt vor,

16 Breidenstein u. a., *Ethnografie*, 29.

17 vgl. ebd., 30.

18 Vgl. Schmidt, *Soziologie der Praktiken*, 99–129.

19 Vgl. Goffman, *Wir alle spielen Theater*.

den Alltag als Bühne zu betrachten und ihn aus dieser Perspektive heraus in seiner alltäglichen Dramaturgie zu beobachten, wodurch die Normalität des Alltags als in ständiger Hervorbringung begriffenes Phänomen analysierbar wird.²⁰ Auch hier findet durch die begriffliche Neusortierung eine Perspektivenverschiebung statt, die dazu beitragen kann, sich den interessierenden Phänomen auf neue Weise zu nähern.

Neben diesen Befremdungstechniken möchten wir hier auf ein zweites Konzept näher eingehen, das konstitutiv für ethnografische Beobachtungen ist: das Konzept der Serendipity. Der Stadtanthropologe Rolf Lindner definiert Serendipity als die Entdeckung „von etwas [...], nach dem gar nicht gesucht wurde“.²¹ Lindner zeigt, wie das Konzept des gefundenen Zufalls nicht nur Einzug in die Populärkultur hält, sondern auch zu einer erkenntnisgenerierenden Methode avanciert.²² Neben Konflikten, Katastrophen, Unfällen sind es gerade Zufälle, Wendungen und Überraschungen, die den Blick auf das scheinbar Alltägliche lenken und es im Augenblick der zufälligen Verwunderung als etwas Nichtalltägliches erkennen lassen. Serendipity ist dabei aber nicht nur der Zufall in methodologisch aufgewerteter Form, sondern selbst eine Praxis des Sichtbarmachens, oder wie Fine und Deegan schreiben: „serendipity consists in how we transform our fortune into substantive discovery“.²³

Zusammenfassend geht es also darum, wie wir aus einem Zufall eine tatsächliche wissenschaftliche Entdeckung machen, und hier kommen die methodischen Baukästen und methodologischen Reflexionen ins Spiel. Dass etwas die Forschenden zufällig auf die richtige Spur bringt, lässt sich zumeist nur rückblickend rekonstruieren. Dementsprechend hat der Begriff wohl auch eine ganz eigene Blackbox, in der all jene Entdeckungen landen, die zu Beginn erfolgversprechend anmuteten und dann doch eher zu einem Irrweg, einer weiteren forschenden Schleife oder einer thematischen Sackgasse wurden. Rolf Lindner zeigt, wie versucht wird, dem

20 Vgl. Sacks, *On Doing Being Ordinary*.

21 Lindner, *Entdeckung*, 5.

22 Vgl. ebd. Zu einer ähnlich rekonstruierenden Darstellung und methodischen Anwendung des Konzepts siehe Bude, *Serendipity-Pattern*.

23 Deagan/Fine, *Principles*, 434.

Zufall in seiner Zufälligkeit beizukommen.²⁴ Er verweist dabei vor allem auf Beispiele der Stadtforschung, etwa das ungesteuerte Erkunden von Städten im Stile eines „Sich-treiben-Lassens“, wie es in den 1950er und 1960er vor allem von Vertreter_innen der *Situationistischen Internationale*²⁵ unter dem Stichwort *dérive* propagiert und praktiziert wurde und in vielen Aspekten der von Robert Park vorge schlagenen Idee des *nosing around* ähnelt.²⁶

Wie aber öffnet der Zufall die Blackbox der unsichtbar gemachten familiär-partnerschaftlichen Unterstützer_innen wissenschaftlichen Arbeitens? Und wie tragen methodologische Praktiken der Befremdung dazu bei, diese Akteure sichtbar zu machen? Zum einen liefern beide Konzepte methodische Zugänge, die das eigene Arbeiten in familiär-partnerschaftlichen Netzwerken sichtbar machen und zugleich die eigene wissenschaftliche Erkenntnisarbeit als eine Gemeinschaftsarbeit erkennen lassen. Zum anderen geben sie aber auch die Möglichkeit, die eigene Verwobenheit in familiär-partnerschaftliche Zusammenhänge methodisch zu nutzen und sich vom Zufall in so manche Sandkiste oder manches Elterngespräch ziehen zu lassen oder von so mancher Frage eines Kindes zur Befremdung des schon zu sehr Gewohnten treiben zu lassen. Dieses „generative Potential“ forschender Elternschaft wird nun im folgenden Kapitel ausgelotet.

Elternschaft als wissenschaftliches Potential?

In Anknüpfung an diese disziplinär-methodologischen Überlegungen stellt sich für uns die Frage, welches „generative Potential“ – um das Tagungsmotto aufzugreifen – Elternschaft für die wissenschaftliche Arbeit haben kann. Dazu erlauben wir uns zunächst einmal zu fragen: Was haben forschende Eltern, was

24 Vgl. Lindner, Serendipity, 8.

25 Künstler- und Politgruppe, welche sich um Guy Debord in den 1950er Jahren in Frankreich gründete und in den 1970er Jahren auflöste. Ziel ihrer zahlreichen Aktionen und Performances war die Kritik am kapitalistischen System und die Verknüpfung von Kunst und Politik. Siehe auch <http://www.si-revue.de/situationistische-internationale> (12.5.2016).

26 Vgl. Lindner, Entdeckung der Stadtkultur, 115 ff.

andere Wissenschaftler_innen nicht haben? Die kürzeste und hier ausdrücklich nicht despektierlich gegenüber Nichteltern gemeinte Antwort darauf wäre: Kinder! Eine solch kurze Antwort hilft uns jedoch – in der Wissenschaft wenig überraschend – nicht weiter. Deswegen wollen wir uns in unserem Beitrag um eine ausführlichere Antwort bemühen. Diese könnte lauten: Forschende Eltern haben Kinder und damit tagtäglich Kontakt zu ihrer Weise, sich die Welt durch Spielen, Ausprobieren, Erleben, Nachahmen, Sich-Vertiefen, Sich-Wundern, Fragen-Stellen usw. zu erleben, beobachten, erschließen und anzueignen. Doch inwiefern verbirgt sich hierin ein auch wissenschaftlich relevantes Potential und wie lässt sich dieses nutzen?

Um diese für uns zentrale Frage zu beantworten, lohnt ein kursorischer Blick in die Ansätze der sogenannten neueren Kindheitsforschung, die sich von Skandinavien ausgehend seit den 1990er Jahren sowohl international²⁷ wie auch in Deutschland²⁸ konstituiert und sich dabei in unterschiedlichem Maß von den bisherigen entwicklungspsychologischen, pädagogischen und sozialisationstheoretischen Ansätzen abgegrenzt hat. Sie versteht sich dabei nach Günter Mey als „eine Forschungsrichtung, die explizit nach ‚der Perspektive der Kinder‘ fragt und deren erklärtes Ziel es ist, *nicht nur über* Kinder zu forschen“²⁹. Damit wirft sie der bisherigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kindern vor, Kinder zumeist als noch nicht fertige Erwachsene zu betrachten, die in die Erwachsenenwelt hineinsozialisiert würden. Aus dieser wissenschaftlichen Haltung heraus sei aus Sicht der neueren Kindheitsforschung ein asymmetrisches Verhältnis der Forschung gegenüber Kindern entstanden, das den Blick auf das eigenlogische Handeln und Denken von Kindern verstelle, und Kinder in den Studien somit nicht selbst als soziale Akteure in Erscheinung treten könnten. Dagegen betrachtet die neuere Kindheitsforschung Kinder gerade nicht nur als zukünftige Erwachsene, sondern erkennt sie als Mitglieder der Gesellschaft an, in der sie als soziale Akteure eine *aktive* Rolle in ihrer Entwicklung und Sozialisation spielen.

27 Vgl. Corsaro, *Sociology of Childhood* und James u. a., *Theorizing Childhood*.

28 Vgl. Grunert/Krüger, *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* und Honig, *Entwurf einer Theorie der Kindheit* und Honig u. a., *Aus der Perspektive von Kindern*.

29 Mey, *Zugänge zur kindlichen Perspektive*, 4, Hevorh. Verf.

Methodologisch erfordert ein solcher Paradigmenwechsel eine symmetrische Offenheit und Sensibilität gegenüber kindlichen Perspektiven, Logiken und Praktiken, ihren Lebenssituationen und spezifischen Kinderkulturen. Werden diese zwar durch die forschende erwachsene Person interpretiert, so besteht die analytische Herausforderung, sie in ihrem Tun und in ihren Erklärungen ernst zu nehmen und beides als für sie sinnstiftend anzuerkennen:

„Der Versuch, die Kultur der Kinder aus ihrer Perspektive zu verstehen, kann nur teilweise gelingen. Es kann sich nur um Annäherungen handeln. Alle Interpretationen sind Deutungen von Erwachsenen. Eine entscheidende Bedingung für das Gelingen der Einnahme dieser Perspektive ist die Offenheit gegenüber dem Handeln der Kinder. Sie sind ernst zu nehmen. Was sie tun und sagen, muss als für sie sinnvoll unterstellt werden. Es mag darüber hinaus helfen, sich an die eigene Kindheit zu erinnern. Es hilft aber auch, sich die Kontingenz der Weltsicht der modernen europäischen Kulturen durch den Vergleich mit anderen Kulturen oder anderen Zeiten zu vergegenwärtigen. Das Wissen um die Pluralität von Sichtweisen und Problemlösungsmöglichkeiten kann die Sensibilität für die Kinderkultur erhöhen.“³⁰

In den Ausführungen von Scholz zeigt sich noch einmal die Notwendigkeit, einer auf Verstehen abzielenden qualitativen Sozialforschung mit einer prinzipiellen Offenheit für alternative Deutungsmuster und dem Bewusstsein für eine Pluralität von Sichtweisen und Problemlösungsmöglichkeiten zu begegnen, um dem oben bereits diskutierten methodologischen Problem beizukommen.

Doch was lernen wir aus dieser Forderung, die Kinder und ihre Sichtweisen und Praktiken ernst nimmt, für die Frage, inwiefern die eigenen Kinder auch für die wissenschaftliche Arbeit forschender Eltern produktiv sein können? Wir sind im Anschluss an die neue Kindheitsforschung der Ansicht, dass sich Wissenschaftler_innen über ihre Kinder zusätzliche bzw. andere Forschungszugänge eröffnen können. Darunter verstehen wir jedoch nicht nur die Forschung über die eigenen Kinder – also die eigenen Kinder als Untersuchungsobjekte zu betrachten, wie es

30 Scholz, Von der Erforschung der eigenen Kinder, 6.

beispielsweise Piaget praktiziert hat.³¹ Vielmehr geht es uns vor allem um das wissenschaftlich relevante Potential einer Forschung *mit* den eigenen Kindern – also ihnen selbst die Rolle von aktiven Akteuren im Forschungsprozess zuzugestehen.

Dies betrifft zum einen die insbesondere für ethnografische Forschungen wichtige (*forschungs*)*praktische* Frage, wie man als Wissenschaftler_in Zugang zu dem jeweiligen Feld bekommt und welche Rollen man in diesem einnimmt oder auch zugeschrieben bekommt.³² Je nach Kontext können sich über die eigenen Kinder bestimmte Kontakte und Zugänge erschließen, die anderen Forscher_innen tendenziell verborgen bleiben oder zumindest schwieriger zu erschließen sind. Ein dazu passendes Beispiel liefert eine Göttinger Ethnologin, die im Rahmen ihrer Feldforschung als Wissenschaftlerin mit ihrem kleinen Sohn Anfang der 2000er Jahre in einer ländlichen Region Nordsumatras lebte. Über ihren Sohn und ihre vor Ort wahrnehmbare Mutterrolle entwickelte sich ein vertrauensvoller Kontakt zu den dortigen Frauen und deren Kindern. Dieser ermöglichte der Ethnologin wiederum den Zugang zu lokalen Frauengruppen, die sich als enorm wichtig für ihre Fragestellung zu Körper, Schönheit und Geschlecht herausstellten.³³

Neben dieser forschungspraktischen Bedeutung von Elternschaft lassen sich vor dem Hintergrund der weiter oben vorgestellten Konzepte qualitativer Forschung jedoch auch weitere Bereiche ausmachen, in denen die eigenen Kinder die wissenschaftliche Arbeit bereichern können. Wie zu Anfang dieses Kapitels geschildert, erleben forschende Eltern über ihre Kinder oftmals tagtäglich eine spezifische Art und Weise, sich mit der Welt auseinanderzusetzen und zu erklären. Obwohl – oder gerade weil – wir aus „Erwachsenensicht“ diese kindlichen Erklärungen und Sichtweisen schnell als „naiv“ oder „falsch“ abtun bzw. wir dazu neigen, diese vor dem Hintergrund unseres Wissens und unserer Erfahrungen zu korrigieren, wollen wir an dieser Stelle die latente Produktivität dieser kindlichen Perspektiven für die Wissenschaft betonen.

31 Vgl. dazu auch den Beitrag von Heßdörfer in diesem Band.

32 Für die Spezifik und Praxis des ethnografischen Feldzugangs vgl. Dellwing/Prus, Einführung, 91–112.

33 Vgl. Klenke, *Consuming Beauty*.

Wir sind der Ansicht, dass sich in den kindlichen Wahrnehmungen und Deutungen ein *heuristisches* Potential verbirgt, das uns als Wissenschaftler_innen im Sinne der für die qualitative Alltagsforschung bedeutsamen Befremdungstechniken dabei helfen kann, das uns Selbstverständliche und Bekannte mit anderen Augen zu betrachten. Als Erwachsene haben wir im Prozess unserer eigenen Sozialisation und Enkulturation auf spezifische Weise Erklärungsmodelle erlernt, die es uns ermöglichen, in der Welt (der Erwachsenen) zurechtzukommen. Diese etablierten und in der Alltagspraxis auch vielfach bewährten Deutungsmuster verstellen oder erschweren jedoch den neugierigen und offen fragenden Blick auf wohlbekannte Phänomene. Hier kann das Einnehmen oder Nachahmen einer kindlichen Perspektive – zum Beispiel im Stile eines Gedankenexperiments „was wäre wenn“ – dabei helfen, uns neu für das Wesen von Phänomenen zu sensibilisieren, die uns als Erwachsene selbstverständlich erscheinen. Diese Vorgehensweise erinnert an die oben ausgeführte Bedeutung einer methodischen Befremdung für die ethnografische Untersuchung der eigenen Kultur. Hierzu werden, wie oben ausgeführt, verschiedene heuristische Techniken eingesetzt – etwa Perspektiven jenseits des Mainstreams aufgegriffen, explorative Vergleiche von auf den ersten Blick nicht zueinander passenden Phänomenen angestellt sowie verschiedene Metaphern durchgespielt –, um sich den untersuchten Wirklichkeiten auf kreative Weise nähern zu können. Das wissenschaftliche Ziel, eine analytisch anschlussfähige wie auch empirisch angemessene und dichte Beschreibung zu erarbeiten, setzt eine mittels Befremdung hergestellte Sensibilität voraus, über die das vermeintlich Selbstverständliche überhaupt erst wieder erklärungsbedürftig und interessant wird und darüber von uns als Wissenschaftler_innen auf neue Weise gedacht, analysiert und sichtbar gemacht werden kann.

Die wissenschaftliche und auch gesellschaftliche Relevanz und Produktivität einer solchen Herangehensweise zeigt sich darin, dass hierüber neue bzw. unkonventionelle Anschlüsse oder Lösungswege vorgeschlagen werden können. Das zeigt sich zum Beispiel in Harald Welzers Buch *Selbst Denken. Eine Anleitung zum Widerstand*³⁴ in dem er seiner kritischen Gesellschaftsanalyse zur „expansiven Moderne“ das programmatische Kulturmodell einer „reduktiven Moderne“

34 Vgl. Welzer, Selbst denken.

gegenüberstellt. Letzteres sei ihm zufolge durch die heutige omnipräsente Selbstverständlichkeit der Kategorie „Wachstum“ – Welzer spricht sogar von ihrer „zivilreligiösen Qualität“³⁵ – für viele Erwachsene nur schwer vorstellbar, für ein Kind dagegen eine potentielle Lösung des Problems der Ressourcenübernutzung:

„Wenn man einem, sagen wir, neunjährigen Kind erklären würde, dass die Erde den Ressourcen hunger der Weltbevölkerung nicht stillen kann, und es nach einer Lösung fragen würde, könnte es zum Beispiel sagen: ‚Erfindet etwas, das die Menschen kleiner macht, dann reicht die Menge der Ressourcen, die die Erde bietet, für alle.‘ Ein Erwachsener dagegen würde sagen: ‚Wir müssen wachsen! Ohne Wachstum haben wir keine wirtschaftlichen Möglichkeiten, die Umweltprobleme zu bewältigen!‘“³⁶

In diesen imaginierten Antworten wird der oben angesprochene Punkt deutlich. Als Erwachsene sind wir oftmals so sehr in bestimmten Deutungsmustern und Logiken verhaftet, sodass es uns tendenziell schwerer fällt, unkonventionelle Sichtweisen zu entwickeln. Denn auch wenn der in Welzers Beispiel genannte kindliche Vorschlag zum „Schrumpfen des Menschen“ biologisch natürlich nicht umzusetzen ist, so kann diese Vorstellung als Metapher dienen, von der ausgehend weitergedacht und gehandelt werden kann. So etwas Ähnliches scheint gegenwärtig zum Beispiel in den transdisziplinären Diskursen und Initiativen zu den Notwendigkeiten und Möglichkeiten sozial-ökologischer Transformationen und den Übergang in eine „Postwachstumsgesellschaft“ zu passieren.³⁷

Aber auch jenseits solch großer Fragen lässt sich die kindliche „Neuentdeckung“ der Welt als wertvolle Bereicherung für die wissenschaftliche Arbeit vor-

35 Ebd., 58.

36 Ebd.

37 Einen gesammelten Einblick in Ziele, Hintergründe und die vielschichtigen Themenfelder der Postwachstumsdebatte findet sich u. a. bei Seidl/Zahrnt, Postwachstumsgesellschaft. Aktuelle Entwicklungen lassen sich über das Degrowth-Webportal verfolgen, das aus der Vierten Internationalen Degrowth-Konferenz für ökologische Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit (2.–6. September 2014 in Leipzig) hervorgegangen ist, unter [http://www.degrowth.de/de/\(30.4.2015\)](http://www.degrowth.de/de/(30.4.2015)).

stellen. Zu nennen ist hier nicht zuletzt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit *Materialität* als einem Forschungsfeld, das im Zuge des sogenannten *material turn* seit einiger Zeit vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine Renaissance erfährt. Fragen der Materialität sind jedoch auch außerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen von großer Bedeutung – Eltern ahnen es vermutlich bereits –, denn bereits in den frühkindlichen Entwicklungsphasen spielt das Erforschen von Materialität eine herausragende Rolle. Wäre es dann nicht denkbar, dass wir durch das Beobachten von (eigenen) Kindern im Umgang mit der materiellen Welt auch etwas für unsere wissenschaftliche Arbeit lernen könnten?

Ohne hier abschließend und erschöpfend resümieren zu können, möchten wir nun kurz eine Situation schildern, die uns zum Nachdenken und Weiterdenken anregen kann:

Ich fahre Anfang Dezember mit dem Zug nach Berlin. Während der Fahrt beobachte ich die Interaktion zwischen einer jungen Frau und einem Kleinkind (schätzungsweise neun Monate alt). Das Kind krabbelt im Gang auf die Frau zu, die sich ihm mit einem Lächeln zuwendet und sich zu ihm herabbeugt. Die junge Frau zeigt dem Kind ihr Smartphone und gibt es ihm sogar in die Hände. Das Kleinkind nimmt es in die Hände, schaut es sich an, betastet ausgiebig die Oberflächen und dreht es dabei in seinen Händen immer wieder herum. Dann gibt es das Smartphone der Frau zurück, wobei dessen Rückseite nach oben zeigt. Die Frau wiederum gibt das Smartphone dem vor ihr im Gang sitzenden Kind zurück, wobei sie das Display dem Kind zuwendet. Sie wiederholt mehrmals das Wort „push“. Dann führt sie die Finger des Kindes zum Knopf unterhalb des Displays und drückt mit den Kinderfingern darauf. Das Bild auf dem Display ändert sich – es erscheint ein Portraitfoto einer jungen Frau (möglicherweise ihr eigenes?). Das Kind hält das Smartphone mittlerweile wieder alleine in den Händen, dreht es wieder herum und hält es der Frau mit der Rückseite nach oben entgegen. Diese nimmt es an und dreht es wieder mit dem Display nach oben, gibt es dem Kind zurück und sagt erneut „push“ (eigene Beobachtungsnotiz, 8. Dezember 2014).

Im Sinne der Argumentation unseres Beitrags lässt sich diese kurze Episode vielleicht so interpretieren, dass wir als Erwachsene neben der Materialität eines Gegenstands vor allem immer auch dessen Funktionalitäten im Blick haben: Die

Frau versucht das Kind auf diese Funktionsweise hinzuweisen, indem sie auf Basis ihrer gewohnten Nutzung des Smartphones den durch den Knopfdruck ausgelösten Effekt – das sich ändernde Bild – als für das Kind interessantes Ereignis antizipiert und mehrfach vorführt. Das Kind dagegen zeigt offensichtlich mehr Interesse an der im abwechselnden Übergeben des Smartphones hervorgebrachten interaktiven Spielsituation. Das Smartphone spielt für das Kind dabei eher aufgrund seiner haptisch erfahrbaren Form und materiellen Beschaffenheit seiner Oberflächen sowie als Tauschobjekt zur Aufrechterhaltung/Erneuerung der Spielsituation und der Beziehung zu der Frau eine Rolle. Der Bildschirm und die per Knopfdruck auszulösende Funktion, sich wechselnde Fotos anzeigen zu lassen, lösen dagegen kein beobachtbares Interesse seitens des Kindes aus.

Aus dieser Interpretation schließt sich für die wissenschaftliche Erforschung materieller Kultur die Frage an, inwiefern es uns Erwachsenen überhaupt gelingt, uns der Materialität von Dingen analytisch so anzunähern, dass die mit dem Ding durch gesellschaftliche und praktische Konventionen geprägten Funktionalitäten und Bedeutungsschemata als potentielle Verzerrungen vorerst ausgeblendet werden. Hier könnte die sorgfältige Beobachtung von Kindern bei ihrem Erforschen und Aneignen der Welt dazu beitragen, eine entsprechende Sensibilität zu schärfen und diese für die eigene wissenschaftliche Analyse produktiv zu machen.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich anhand der genannten Beispiele argumentieren, dass die Berücksichtigung kindlicher Perspektiven und Verhaltensweisen als eine Art Korrektiv für zum Teil unbewusste gesellschaftliche, aber auch wissenschaftliche Normierungen angesprochen werden können. Ein weiteres klassisches Beispiel wäre Hans Christian Andersens Märchen *Des Kaisers neue Kleider*,³⁸ in dem erst die von den gesellschaftlichen Konventionen der erwachsenen Untertanen unbeeindruckte Frage eines Kindes, warum der Mann denn keine Kleider an habe,

38 Vgl. Andersen, *Des Kaisers neue Kleider*.

die Betrügerei der beiden Schneider entlarven kann. „Kindermund tut Wahrheit kund“, wie ein altes Sprichwort es formuliert.

Auch wenn es mittlerweile in vielen wissenschaftlichen Disziplinen anerkannt ist, dass es sich bei „Wahrheit“ um eine relationale Kategorie handelt, so korrespondiert die oben geschilderte heuristische Nutzung des kindlichen Blicks mit der phänomenologischen wie auch praxeologischen Haltung, die Erforschung von Phänomenen *vor* konventionellen und oftmals auch unbewussten Kategorisierungen anzusetzen bzw. diese (kritisch) zu *reflektieren*.³⁹

So gesehen birgt die Auseinandersetzung bzw. das Experimentieren mit kindlichen Perspektiven letztendlich auch ein *erkenntnistheoretisches* Potential; in dem Sinn, dass es uns ermöglicht, die eigene „wissenschaftliche“ Betrachtung und Umgangsweise mit der Welt vor dem Hintergrund ihrer Differenz zu den Deutungsmustern unserer Kinder zu reflektieren. Wie sich am Beispiel der „Metaloge“⁴⁰ Gregory Batesons mit seiner Tochter Catherine zeigt, ergeben sich solche Reflexionen häufig über eine direkte Interaktion mit Kindern – etwa im Gespräch über ein Problem oder der beobachtenden Teilnahme an einer Spielsituation.⁴¹ Aus dem bewussten Nachdenken über diese Situationen und die Fragen und Antworten können sich dann neue und zuvor ungeahnte Verbindungen und Assoziationsketten entwickeln.

Eine solche Wissenschaftspraxis zeigt sich offen für das Ausprobieren und Spielen mit Perspektiven, ahmt diese vielleicht nach, deutet sie um und ähnelt damit in gewisser Weise und bis zu einem gewissen Punkt auch der kindlichen Praxis von Weltaneignung. Eine solche Wissenschaftspraxis bleibt dabei jedoch durch das reflexive Nachvollziehen des eigenen Vorgehens und die Bezugnahme auf analytische und theoretische Konzepte wissenschaftlich anschlussfähig.⁴² Diese

39 Vgl. Knecht, *Ethnografische Praxis* und Knecht, *Writing Culture*.

40 Metaloge sind Gespräche über problematische Themen, bei denen „die Teilnehmer nicht nur das Problem diskutieren [sollten], sondern die Struktur des Gesprächs als ganzes sollte auch für eben dieses Thema relevant sein“. Vgl. Bateson, *Ökologie des Geistes*, 31.

41 Vgl. ebd., 28–96.

42 Für den Zusammenhang zwischen der offenen Herangehensweise, kreativen Darstellungsformen und der theoretischen Anschlussfähigkeit vgl. u.a. Wehr, *Alltagszeiten der Kinder*.

Praxis könnte somit auch als eine Art Vorbild für eine prinzipiell offene, neugierige und „spielerische“ *Methodologie* dienen, um Bekanntes und Alltägliches bewusster erfahren, vielfältiger befragen und kreativer beschreiben zu können. Der Einbezug kindlicher Perspektiven wäre somit ein potentieller Beitrag zu der unter anderem von John Law in *After Method*⁴³ geforderten Subversion methodologischer Singularitätspostulate, nach der die häufig vorgefundene Unordentlichkeit von Welt nur mittels einer kreativen und multiperspektivisch-offenen Wissenschaftspraxis erfasst werden kann.⁴⁴

Als methodologische Voraussetzung stellt sich die Frage, wie die oben genannten Potentiale geweckt oder stimuliert werden können. Unsere intuitive Antwort hierauf wäre bis auf weiteres, eine ausgewogenere Beziehung zwischen Eltern und Kindern in der Forschung herzustellen; das heißt, im Anschluss an die Forderung der „neueren Kindheitsforschung“, die Kinder in ihrem Handeln und Denken ernst zu nehmen sowie sich um eine Sensibilität und Offenheit gegenüber ihren Deutungen zu bemühen. Dies ist eine Forderung, die wir Eltern gegenüber vermutlich nicht unbedingt zu formulieren brauchen, die aber aus unserer Sicht insbesondere im wissenschaftlichen Diskurs mehr Aufmerksamkeit bekommen sollte; vor allem da – wie eingangs erwähnt – Wissenschaft und Familie/Elternschaft nach wie vor zumeist als zwei voneinander getrennte (bzw. auch abzutrennende) Bereiche des Lebens betrachtet werden, die aber in der Lebenswirklichkeit vieler forschender Eltern mal mehr, mal weniger stark miteinander *verwoben* sind. Die Asymmetrie liegt in diesem Sinne nicht zwischen Eltern und Kindern, sondern im wissenschaftlichen Zugang und in der forschenden Praxis.

Abschließend erscheint es uns auf Basis der in diesem Beitrag angestellten Überlegungen plausibel, dass Elternschaft und der mit ihr verbundene tagtägliche Umgang mit Kindern auch für die forschenden Tätigkeiten produktiv sein kann und es vielleicht vielfach – bewusst oder unbewusst – auch bereits sind. Vor dem

43 Vgl. Law, *After Method*.

44 Eine Position, die im Übrigen auch an den von Uwe Schneidewind und Mandy Singer-Brodowski als Desiderat postulierten „Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem“ im Sinne einer „transformativen Wissenschaft“ anschlussfähig wäre, in denen „Inseln der Heterodoxie“ und die „Lust, Dinge anders zu denken“, explizit eingefordert werden (Schneidewind/Singer-Brodowski, *Transformative Wissenschaft*, 100 ff.).

Hintergrund einer solchen produktiven Umdeutung von Elternschaft innerhalb der Wissenschaftskultur erscheint uns die Kritik an gegenwärtigen strukturellen Rahmenbedingungen und die Einforderung familienfreundlichen Umsteuerns umso berechtigter zu sein. Die hier von uns skizzierte Reformulierung von forschender Elternschaft kann als eine konstruktive Ergänzung der bislang zumeist defizitär/prekär ausgerichteten Debatte um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf dienen und verleiht damit der Kritik am Status quo und den Forderungen nach Verbesserungen nur umso mehr Nachdruck.

Allerdings steht eine systematische Untersuchung der in unserem Beitrag formulierten Potentiale noch aus, wäre aber im Sinne der Sichtbarmachung von Elternschaft (wissenschaftlich wie auch politisch) sicherlich ein wichtiger nächster Schritt. Entsprechend widmen wir uns im nun folgenden letzten Kapitel einem Ausblick auf die Frage, wie ein solcher Schritt aussehen könnte.

Und was nun? Eine Einladung als Ausblick!

Die in unserem Beitrag angestellten Überlegungen zum wissenschaftlichen Potential von Elternschaft sind in ihrem jetzigen Stadium sicherlich mit einem idealistischen Impetus behaftet, der nicht zuletzt auch mit dem Ziel zusammenhängt, von der wissenschaftlichen Community in unserer Eigenschaft als forschende Eltern wahrgenommen und anerkannt zu werden. Wir sehen in einer solch idealistischen Färbung jedoch keineswegs einen grundlegenden Widerspruch zur Wissenschaftlichkeit unserer Überlegungen – denn hat die wissenschaftliche Begeisterung für ein spezifisches Themengebiet nicht immer auch einen idealistischen Charakter? Nichtsdestotrotz – gerade auch im Hinblick auf eine größere wissenschaftliche Argumentationskraft der hier entfalteten Perspektive – erscheint uns eine weitere systematische Auseinandersetzung mit der Lebenswirklichkeit forschender Eltern wünschenswert. Konkret ließen sich hier zum Beispiel folgende drei Schritte anschließen:

Als erster Ansatzpunkt bietet es sich an, konkrete Situationen zu dokumentieren und darauf hin zu untersuchen, wie die eigene Elternschaft für die wissen-

schaftliche Arbeit produktiv oder unproduktiv geworden ist oder wie sich durch die Kinder bestimmte Ideen entwickelt haben usw. Die Umsetzung könnte im Rahmen eines informellen Netzwerks geschehen, das – ähnlich wie auf der Tagung vorgemacht – dem Austausch und der reflexiv-analytischen Diskussion unserer quasi autoethnografischen Erfahrungen als forschende Eltern bzw. familiäre Forscher_innen dient. Die gesammelten persönlichen Situationsbeobachtungen und Erfahrungsberichte sowie die sich daran im Netzwerk anschließenden (und ebenfalls zu dokumentierenden) Diskussionen stellen das kollaborativ erzeugte autoethnografische Ausgangsmaterial dar, mittels dem die Überlegungen zu den generativen Potentialen von Elternschaft für die Wissenschaft auf systematisch-analytische Beine gestellt und über Publikationen, Vorträge usw. in die Kultur und das System Wissenschaft hinein kommuniziert werden können.⁴⁵

Eine weitere Möglichkeit, die von uns aufgestellte Thesen zur Produktivität kindlicher Perspektiven zu überprüfen, besteht darin, das Forschen *mit* Kindern praktisch zu erproben. Denkbar wäre etwa die Initiierung kleiner explorativer Forschungsprojekte im Rahmen der eigenen Familie oder bei Veranstaltungen und Workshops wie der „Kinder-Uni“ oder der „Langen Nacht der Wissenschaften“ und ähnlichen Formaten. Wichtig wäre es dabei, sich darum zu bemühen, dass die kindlichen Deutungsmuster und Erklärungsversuche ernst genommen werden und währenddessen selbstreflexiv darauf zu achten, was auch wir erwachsenen Wissenschaftler_innen dabei lernen können. Für die wissenschaftliche Weiterverarbeitung ist dabei auf eine angemessene Dokumentation des Prozesses zu achten.⁴⁶

Drittens wären auch Wege zu finden, mittels derer die zu Beginn unseres Beitrags diskutierte Teilhabe unsichtbarer Akteure an unserer eigenen Arbeit auch im Schreiben sichtbar gemacht werden kann – sei es in Feldnotizen, Forschungstagebüchern oder auch in wissenschaftlichen Texten. Einige Inspirationen hierzu fin-

45 Eine ausgezeichnete Darstellung zur Planung, Organisation und methodischen Durchführung bis hin zur Publikation kollaborativ-autoethnografischer Studien findet sich bei Chang u. a., *Collaborative Autoethnography*.

46 Anregungen finden sich in Publikationen und pädagogisch-didaktischen Konzepten und Projekten wie z. B. zum Thema „Philosophieren mit Kindern“ (vgl. Siegmund, *Philosophieren mit Kindern*).

den sich zum Beispiel in den bereits genannten Metalogen von Gregory Bateson⁴⁷ sowie in – wenn auch auf eine andere Perspektive der Sichtbarmachung abzielenden – Annemarie Mols Studie *The Body Multiple*.

Im Sinne einer programmatischen Umsetzung dieser (absichtlich un abgeschlossenen) Ideensammlung möchten wir dazu anregen, ein dezentrales Netzwerk zu gründen, in dem die soeben genannten Aktivitäten zusammengeführt werden und für die systematische Untersuchung des generativen Potentials forschender Elternschaft herangezogen werden können. Dies könnte online zunächst im Format eines nichtöffentlichen Blogs umgesetzt werden, in dem der vorgeschlagene Austausch von Erfahrungsberichten, Beobachtungen, Experimenten und Schreibpraktiken ablaufen kann. Aus diesem Austausch und den gesammelten Materialien heraus kann sich dann eine vertiefende Analyse entwickeln. Anknüpfend an eine solche kollaborative Arbeitsweise möchten wir alle Interessierten herzlich dazu einladen, sich an einem *Autoethnografischen Kollektiv forschender Eltern* (AKfE) zu beteiligen und dieses tatkräftig mit zu gestalten!⁴⁸

47 Vgl. Bateson, Ökologie des Geistes.

48 Kontakt unter cordula.endter@uni-hamburg.de und friedolin.krentel@gcsc.uni-giessen.de.

Literatur

- AMANN, KLAUS / STEFAN HIRSCHAUER: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, hrsg. von Stefan Hirschauer / Klaus Amann, Frankfurt a. M. 1997, 7–52.
- ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: Des Kaisers neue Kleider. Illustriert von Vitali Konstantinov, Berlin 2013.
- BARBER, ELINOR G. / ROBERT KING MERTON: The Travels and Adventures of Serendipity: A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science, Princeton 2004.
- BATESON, GREGORY: Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1988.
- BREIDENSTEIN, GEORG / STEFAN HIRSCHAUER / HERBERT KALTHOFF / BORIS NIESWAND: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Konstanz 2013.
- BUDE, HEINZ: Das „Serendipity-Pattern“. Eine Erläuterung am Beispiel des Exklusionsbegriffs, in: Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, hrsg. von Herbert Kalthoff / Stefan Hirschauer / Gesa Lindemann, Frankfurt a. M. 2008, 260-279.
- CHANG, HEEWON / KATHY-ANN C. HERNANDEZ / FAITH WAMBURA NGUNJIRI: Collaborative Autoethnography, Walnut Creek 2013.
- CORSARO, WILLIAM A.: The Sociology of Childhood, Thousand Oaks 1997.
- DEEGAN, JAMES G. / GARY A. FINE: Three Principles of Serendip. Insight, Chance, and Discovery in Qualitative Research, in: Qualitative Studies in Education 9 / 4 (1996), 434-447.
- DELLWING, MICHAEL / ROBERT PRUS: Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst, Wiesbaden 2012.
- ELIAS, NORBERT / JOHN L. SCOTON / MICHAEL SCHRÖTER: Etablierte und Außenseiter, Frankfurt a. M. 1990.
- FLICK, UWE / ERNST VON KARDORFF / INES STEINKE: Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick, in: Qualitative Forschung. Ein Handbuch, hrsg. von Ernst von Kardorff / Ines Steinke / Uwe Flick, 8. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2010, 13–29.
- GARFINKEL, HAROLD: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs 1967.
- GOFFMAN, ERVING: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969.

- GRUNERT, CATHLEEN / HEINZ-HERMANN KRÜGER: Handbuch Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002.
- HONIG, MICHAEL-SEBASTIAN: Entwurf einer Theorie der Kindheit, Frankfurt a. M. 1999.
- HONIG, MICHAEL-SEBASTIAN / ANDREAS LANGE / HANS R. LEU (Hrsg.): Aus der Perspektive von Kindern? Zur Methodologie der Kindheitsforschung, Weinheim 1999.
- JAMES, ALLISON / CHRIS JENKS / ALAN PROUT: Theorizing Childhood, Cambridge 1998.
- KLENKE, KARIN: Consuming Beauty. Körper, Schönheit und Geschlecht in Tana Karo, Nord-Sumatra, in: Göttinger Beiträge zur Ethnologie 5 (2011), unter: http://www.uni-verlag.uni-goettingen.de/bitstream/handle/3/isbn-978-3-941875-88-3/GBES_klenke.pdf?sequence=1 (27.12.2015).
- KNECHT, MICH: Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts, Medizin- und Technikanthropologie, in: Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung, hrsg. von Stefan Beck / Jörg Niewöhner / Estrid Sørensen, Bielefeld 2012, 245–274.
- KNECHT, MICH: Nach Writing Culture, mit Actor-Network. Ethnografie / Praxeografie in der Wissenschafts, Medizin- und Technikforschung, in: Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, hrsg. von Sabine Hess / Johannes Moser / Maria Schwertl, Berlin 2013, 79–106.
- LATOUR, BRUNO: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford 2005.
- LAW, JOHN: After Method. Mess in Social Science Research, London 2004.
- LINDNER, ROLF: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt a. M. 1990.
- LINDNER, ROLF: Serendipity und andere Merkwürdigkeiten, in: Vokus 22 / 1 (2012), 5–12.
- MEY, GÜNTER: Zugänge zur kindlichen Perspektive. Methoden der Kindheitsforschung, in: TU Berlin Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, Forschungsbericht 1 (2003).
- MOL, ANNEMARIE: The Body Multiple. Ontology in Medical Practice, Durham 2002.
- POLANYI, MICHAEL: Implizites Wissen, Frankfurt a. M. 1985.
- SACKS, HARVEY: On Doing Being Ordinary, in: Structures of Social Action. Studies in Conversation Analysis, hrsg. von Maxwell Atkinson / John Heritage, Cambridge 1984, 413–429.
- SCHMIDT, ROBERT: Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin 2012.

- SCHNEIDEWIND, UWE / MANDY SINGER-BRODOWSKI (Hrsg.): Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem, 2. Aufl., Weimar 2014.
- SCHOLZ, GEROLD: Von der Erforschung der eigenen Kinder zur Neuen Kindheitsforschung. Frankfurt 2000, unter: <http://grundschulforschung.de/GSA/Eigene.pdf> (26.1.2015).
- SEIDL, IRMI / ANGELIKA ZAHRNT: Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg 2010.
- SIEGMUND, MICHAEL: Philosophieren mit Kindern. Ein Handbuch. Spielend leicht die Welt entdecken mit zahlreichen Spielen, Themen und Ideen, Norderstedt 2011.
- WEHR, LAURA: Alltagszeiten der Kinder. Die Zeitpraxis von Kindern im Kontext generationaler Ordnung, Weinheim 2009.
- WELZER, HARALD: Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 2014.

Christian Stadelmaier

Kinder in Waffen.

Jugendliche Krieger in der Zeit vom 4. bis 8. Jahrhundert

Einleitung

„Die Gewaltsamkeit, der kriegerische Charakter der Merowingerzeit, kann auf keinen Fall übersehen werden“, hat der Schweizer Historiker Jean-Pierre Bodmer bereits 1957 konstatiert.¹ „Wenn auch Kriegertum nur einen Teilaspekt der merowingischen Epoche darstellt, so ist es doch weitgehend repräsentativ“, so Bodmer resümierend.² Ausgehend von der zitierten Arbeit Bodmers zum merowingerzeitlichen Krieger verweist der Archäologe Heiko Steuer in einem Aufsatz zu den Alamannen während der Merowingerzeit von 2010 auf den kriegerischen Charakter der frühmittelalterlichen Gesellschaft, den die räumlich ausgedehnte Sitte der Waffenbeigabe in Gräbern deutlich mache.³ „Die gesamte Gesellschaft war kriegerisch ausgerichtet“, so Steuer weiter, und selbst Kinder sollen „im Kampf geübt“ gewesen sein.⁴ Diese These generiert er am Beispiel eines auf um 600 zu datierenden Grabfonds aus Lauchheim: Ein Junge zwischen sechs und acht Jahren wurde mit Lanze, Sax, Spatha und Schild begraben.⁵ Diese Deutung der Waffenbeigabe in Gräbern aus gegenwärtiger Perspektive nicht erwachsener Individuen ist in der Archäologie keineswegs Konsens. „So dürften Waffen in ‚Übergröße‘ [...], die von dem jeweils bestatteten Jungen nicht gehandhabt werden konnten, auf dessen (zukünftige) soziale Bedeutung für seine Familie verweisen“, konstatiert Sebastian

1 Bodmer, Krieger, 67.

2 Ebd., 137.

3 Steuer, Alamannen, 77. Der Begriff ‚Krieger‘ wird in vorliegender Studie in Anlehnung an die Ausführungen von Kortüm, Kriege, 121 ff. verwendet.

4 Steuer, Alamannen, 78.

5 Steuer, Alamannen, 78. Sax: einschneidiges Kurzschwert; Spatha: zweischneidiges Langschwert.

Brather gerade auch auf der Basis des Lauchheimer Fundes.⁶ In ihrer Dissertation, die sich explizit Kindern in der merowingerzeitlichen Alemannia und dabei dezidiert den Waffenbeigaben widmet,⁷ formuliert die Archäologin Brigitte Lohrke dementsprechend differenzierte, kontextabhängige Deutungsmöglichkeiten der Waffenbeigabe in Gräbern Nichterwachsener: Durch die systematische Untersuchung der Verhältnisse in der merowingerzeitlichen Alemannia kann Lohrke aufzeigen, dass Jungen zwischen zwei und vierzehn Jahren in Auswahl mit Axt, Pfeil und Bogen und Sax bestattet wurden.⁸ Bei Waffen, die der Größe der Bestatteten entsprechend in verkleinerter kindgerechter Form im Grab beigegeben wurden, schließt Lohrke die Möglichkeit der „praktischen Nutzung“ der Waffen zu Spiel- und Übungszwecken nicht aus und kann sich daneben „auch eine symbolische Bedeutung“ vorstellen, wobei sie hervorhebt, dass „für die meisten Kinder der Umgang mit Pfeil und Bogen sowie einem großen Messer/Kindersax durchaus üblich“ war.⁹ Bei den jüngsten Bestatteten geht Lohrke von einer „symbolische[n] Bedeutung“ der Waffenbeigabe aus.¹⁰ Daneben sei auch bei diesen „ein spielerischer Umgang“ mit diesen Waffen denkbar.¹¹ Im Falle, dass es sich bei kleinen Waffen nicht nur um die Ausstattung für das Jenseits gehandelt habe, könnten diese „Hinweise auf die Imitation von Waffen oder die Intention der Eltern“ sein.¹² Beigaben von Waffen in Normalgröße sowie in kindgerechter Form könnten als ein Nachweis der „Zugehörigkeit zur Oberschicht“ gedeutet werden.¹³ Normalgroße Waffen-

6 Brather, *Interpretationen*, 407 f. (Hervorhebung i. O.). Diese symbolische Bedeutung der Beigabe für Kinder nicht handhabbarer Waffen wird auch im Falle anderer Untersuchungsräume hervorgehoben. Siehe diesbezüglich bspw. Staecker, *Geschlecht*, 485 und ferner 488; Klápště, *Frühzeit*, 534. Für den mitteldeutschen Raum kommt Jan Bemann aufgrund des Umstandes, dass Kindern und Jugendlichen nur „Äxte und/oder Pfeilspitzen“ beigegeben wurden, insgesamt zu dem Schluss, dass „Waffen [...] demnach nicht zwangsläufig den Kriegerstatus des Bestatteten [markieren]“: Bemann, *Anmerkungen*, 263.

7 Lohrke, *Kinder*, hier in Bezug auf die Waffenbeigaben besonders 42 f., 98–107.

8 Ebd., 171.

9 Ebd., 105.

10 Ebd.

11 Ebd. (Zitat) und ferner 137 f.

12 Ebd., 137.

13 Ebd., 107.

beigaben deutet Lohrke als symbolische Beigaben,¹⁴ mit denen vermutlich „eine größere Repräsentativität erreicht“ worden sei.¹⁵ Für den böhmischen Raum werden kleine Waffen und solche in Normalgröße insgesamt als „Symbol der gesellschaftlichen Stellung, zu der die Knaben in den Augen der Hinterbliebenen vorbestimmt waren“, gedeutet.¹⁶ Heinrich Härke kommt in Bezug auf die Waffenfunde in Kindergräbern des angelsächsischen Bereichs (5. bis 7. Jahrhundert) insgesamt zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Lohrke.¹⁷ Hier wäre es interessant, einen entsprechenden Vergleich anzustellen. Solveig Möllenberg bestätigt in ihrer Dissertation von 2011 auf der Basis von Funden des 6. Jahrhunderts die Wahrscheinlichkeit eines ausgeprägten und unmittelbaren Kontakts zwischen Kontinentaleuropa, hier vor allem dem süddeutschen Raum, und England.¹⁸

Frühestens mit vierzehn Jahren und signifikant zwischen sechzehn und achtzehn Jahren erfolgte in der Alemannia nach Lohrke eine Waffenausstattung in Gräbern Jugendlicher, die mit der der erwachsenen Männer identisch ist, wobei hier dann dementsprechend die Ausstattung mit der *Spatha* gängig war.¹⁹ Sie bringt dies mit der „Integration in die Welt der erwachsenen Männer“ in Zusammenhang.²⁰ Ab diesem Alter seien die Bestatteten demnach körperlich gesehen „waffenfähig“ gewesen und frühestens mit vierzehn Jahren konnte eine „volle gesellschaftliche Zugehörigkeit und der Status eines Kriegers [...] erreicht werden“.²¹ Die umfangreiche Waffenausstattung im Grab eines Vierzehn- bis Siebzehnjährigen in Niederstotzingen, eine Verletzung an seinem Schädel und ein Schild, der repariert worden war, sind nach Lohrke ein Indiz dafür, dass die Person die Waffen praktisch nutzte.²² In der Regel wird dem entgegengesetzt den Waffenbeigaben bei

14 Ebd., 172.

15 Ebd., 107.

16 Klápště, *Frühzeit*, 534.

17 Härke, *Waffengräber*, 194 f.

18 Möllenberg, *Tradition*, 169 f.

19 Lohrke, *Kinder*, 171, 173 und ferner 105, 137.

20 Lohrke, *Kinder*, 173 (Zitat), 133.

21 Ebd., 173 (Hervorhebung i. O.).

22 Ebd., 159.

Juvenilen ebenfalls ein symbolischer Charakter zugeschrieben.²³ Steuers und in relativierter Form auch Lohrkes Ansätze sind mutig, da sie durchaus eine gewisse Realitätsbezogenheit in der Waffenbeigabensitte sehen: Das Niederstotzinger Beispiel sollte dazu anregen, die Deutungsmöglichkeiten auch in die besonders von Steuer herausgestellte Interpretationsrichtung in Bezug auf die juvenilen Individuen, die mit Waffen bestattet wurden, weiterhin zu prüfen und die Frage zu stellen, ob in einzelnen Fällen nicht auch verschiedene Bedeutungen der Waffenbeigabe koexistierten, wofür die dargestellten Interpretationsvarianten der Waffenbeigaben in Gräbern Nichterwachsener durchaus sprechen.²⁴ Wie deutlich geworden ist, können Waffenbeigaben keinesfalls einfach mit tatsächlichem Kriegerum und kämpferischen Aktivitäten der Bestatteten in Zusammenhang gebracht werden.²⁵ Ob der Befund der schriftlichen Quellen dabei helfen kann, differenzierende Ansätze weiterzuentwickeln, muss weiter diskutiert werden.²⁶

In der historischen Forschung resp. aus den Schriftquellen wurden bisher nur wenige Beispiele zur Beteiligung nichterwachsener Personen aus den *gentes* an kämpferischen Aktionen oder Krieg bis zur Karolingerzeit beigebracht: Eugen Ewig führt in seinem Aufsatz *Studien zur merowingischen Dynastie* von 1974 einige Beispiele aus dem Zeitraum von 584 bis 604 für die Feldzugsteilnahme von bzw. Heeresleitung durch Personen aus dem Merowingerhaus im Alter zwischen etwa sieben und vierzehn Jahren auf.²⁷ Er sieht deshalb keinen Konnex zwischen dem in der *Lex Salica* festgehaltenen Mündigkeitsalter und der Übernahme militärischer Leitungsfunktionen: „Die Leitung des Heeres“, so Ewig, „gehörte zu den vornehmsten Pflichten des Königs – auch wenn dieser minorenn [unmündig] war.“²⁸ Dieses Beispiel zeigt ganz klar, dass es bei fehlender Differenzierung methodisch problematisch ist, in den Angaben der normativen *Leges* ein Abbild realer Zustände zu sehen. In den frühmittelalterlichen *Leges* wird zwischen Mündigkeit

23 Siehe bspw. Halsall, *Warfare*, 50 f.; Staecker, *Geschlecht*, 491, 499.

24 Siehe dazu bspw. auch Halsall, *Warfare*, 167; Theuws/Alkemade, *Kind*, 458.

25 Explizit dazu bspw. Bemmman, *Anmerkungen*, 263; Härke, *Waffengräber*, 225.

26 Beispiele für den Einbezug der schriftlichen Quellen: Härke, *Waffengräber*, 54 f.; Lohrke, *Kinder*, 106 f., 137.

27 Ewig, *Studien*, 24 f. Vgl. Lohrke, *Kinder*, 137 mit ebd., Anm. 872.

28 Ewig, *Studien*, 25.

und Unmündigkeit unterschieden. Eine Jugendzeit erscheint nicht. Die Unmündigkeit der Jungen endete gemäß den *Leges* im Alter von zwölf, fünfzehn oder spätestens achtzehn Jahren.²⁹ Mit der Mündigkeit konnte bei männlichen Individuen die Wehrfähigkeit einhergehen, die mit dem zwölften Lebensjahr erreicht sein konnte.³⁰ Diese Feststellungen sind durch das von Ewig Vorgebrachte in Bezug auf Herrscherfamilien nicht haltbar und insgesamt weiter zu überprüfen. Folgende Beispiele lassen sich mit dem Befund der *Leges* und damit verbundenen Ansätzen besser in Beziehung setzen und liefern weitere Anhaltspunkte zur Frage der Beteiligung Nichterwachsener an gewalttätigen Auseinandersetzungen: Die Söhne Karls des Großen mussten, sobald sie in das entsprechende Alter gekommen waren, mit Waffenübungen beginnen.³¹ Die bei Ludwig dem Frommen mit dreizehn Jahren erfolgte Schwertumgürtung kennzeichnete dann den Anfang der Integration in die Kriegergesellschaft.³² Die praktische Teilnahme an Feldzügen folgte umgehend: Der dreizehnjährige Junge wurde von seinem Vater mit auf den Awarenfeldzug genommen, musste jedoch bald nach Aquitanien zurückkehren und dort ein Heer ausheben, um seinem Bruder Pippin in Italien beizustehen.³³ Ein Beispiel aus dem angelsächsischen Bereich ist der heilige Guthlac, der als Fünfzehnjähriger eine Kriegerkarriere aufnahm.³⁴ Für diesen Raum wird des Weiteren das Beispiel des heiligen Wilfrid aufgeführt, der mit vierzehn Jahren Waffen erhielt.³⁵ Aufgrund der Beispiele Guthlac und Wilfrid kommt Guy Halsall zum Schluss, dass „[h]agiographic sources make it clear that fourteen or fifteen was the age at which a young male was expected to embark upon a military career“.³⁶ Ferner ist noch zu

29 Lohrke, *Kinder*, 28, 169. Siehe dazu auch Kreutzer, Art. „Kinder“, 532; Lingelbach, Art. „Mannbarkeit“, 213.

30 Lohrke, *Kinder*, 27 f., 169.

31 Dette, *Kinder*, 21. Vgl. dazu auch Le Jan, *Giving*, 283.

32 Dette, *Kinder*, 17. Vgl. Lohrke, *Kinder*, 137. Ludwig der Fromme setzte seinen Sohn Karl den Kahlen mit fünfzehn Jahren in Waffen: Le Jan, *Giving*, 285.

33 Dette, *Kinder*, 18.

34 Crawford, *Childhood*, 159 f.; Halsall, *Warfare*, 31, 136. Dazu auch: Härke, *Waffengräber*, 55; Evans, *Lords*, 119.

35 Crawford, *Childhood*, 159; Evans, *Lords*, 119. Dazu auch: Härke, *Waffengräber*, 55.

36 Halsall, *Warfare*, 58 (Zitat) mit 250, Anm. 98 und ergänzend 57. Als weiteres Beispiel eines vermutlich jugendlichen Kriegers im angelsächsischen Bereich kann noch der Heilige

erwähnen, dass der Begriff *puer* in den Quellen zum merowingergezeitlichen Gallien nach Halsall auch jugendliche Krieger bezeichnet haben kann.³⁷ Äußerst umstritten ist die Deutung der bei Prokopios erwähnten Sklaven der Heruler als Beleg für junge Krieger in dieser *gens* und der damit zusammen hängenden Frage der Initiation dieser Personen zu vollwertigen Kriegern.³⁸

Die aufgeführten Beispiele sind durch ihre raumzeitliche Heterogenität nur schwer vergleichbar. Zudem sind sie aufgrund ihrer geringen Quantität und inhaltlichen Begrenzungen kaum repräsentativ. Die Kontroversen bezüglich der Deutung des letztgenannten Beispiels warnen vor vorschnellen Rückschlüssen. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive ist demnach weiterhin zu hinterfragen, ob und ab welchem Alter männliche Kinder und Jugendliche im modernen Sinne, also Personen bis zu einem Alter von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren,³⁹ bei einzelnen *gentes* aktiv an gewalttätigen Auseinandersetzungen beteiligt waren und inwiefern Nichterwachsene männlichen Geschlechts Teil der Kriegerkultur waren sowie aus welcher gesellschaftlichen Schicht sie stammten. Dabei soll das Verhältnis von erzählerischer Darstellung und Faktizität des in den Quellen diesbezüglich Überlieferten hinterfragt werden. Es geht also nur vordergründig um einen ereignisgeschichtlichen Erkenntnisgewinn. Begleitend werden stets kritisch Fragen nach Darstellungsmustern in den Quellen, ihrer Hintergründe, Intentionen und damit verbundenen Zielsetzungen erörtert. Dies erlaubt es, dann die Frage nach der Faktizität des Dargestellten zu stellen und den diesbezüglich formulierten Fragen nachzugehen. Auch wenn die Rezeption der archäologischen Forschung und damit verbundener Kontroversen die Frage nach Kampfkaktivitäten und Kriegsteilnahme von in modernem Sinne Nichterwachsenen im frühen Mittelalter aufkommen ließ, soll ihre Erörterung zuerst jedoch ganz bewusst dis-

Cuthbert angeführt werden: Crawford, *Childhood*, 160.

37 Halsall, *Settlement*, 255; Halsall, *Growing up*, 404 f. Siehe dazu auch: Halsall, *Warfare*, 35, 49, 56.

38 Siehe dazu bspw. folgende Stellen: Castritius, Art. „Jungmannschaften“, 124; Höfler, *Geheimbünde*, 267 f.; Meier, Art. „Männerbund“, 109; Springer, Art. „Kriegswesen“, 341; Weiser, *Jünglingsweihen*, 42; Widengren, *Feudalismus*, 50 f. Zuletzt dazu kritisch reflektierend: Steinacher, *Herules*, 359 f.

39 Ich orientiere mich dabei an der Einteilung nach dem deutschen Recht und der Anthropologie nach Lohrke, *Kinder*, 17.

tanziert vom archäologischen Diskurs bewerkstelligt werden. Die Beantwortung der Frage, ob Waffenfunde in Gräbern nichterwachsener Personen als Ausdruck tatsächlicher kämpferischer Aktivitäten oder Kriegsteilnahme dieser Individuen zu werten sind oder nicht, bleibt in erster Linie grundsätzlich in der Kompetenz der Archäologie verhaftet. Die geschichtswissenschaftliche Forschung zum Untersuchungsgegenstand sollte aber das interdisziplinäre Gespräch zur Thematik anregen, so dass in bestimmten Fällen unter Einbezug des geschichtswissenschaftlichen Befunds eine Korrelation von Waffenbeigabe und tatsächlichem Kriegertum diskutiert werden kann. Auch dazu soll im Folgenden ein Beitrag geleistet werden.

Bevor das geschilderte Vorhaben in Angriff genommen werden kann, ist der in wissenschaftlichen Texten ungewöhnlichen Frage nachzugehen, ob und inwiefern meine Perspektive als forschender Vater eines Freizeitkriegers im Kindesalter einen Einfluss auf die Umsetzung meines Vorhabens haben könnte und welche methodischen Konsequenzen sich daraus ergeben können.

Grundsätzliche methodische Vorüberlegungen: Die Perspektive des forschenden Vaters

Ogleich ich oben in der Einleitung mein Vorhaben wissenschaftlich korrekt aus dem Forschungsstand abgeleitet habe,⁴⁰ war mein persönlicher Hintergrund als Vater sicherlich ein wesentlicher Anlass dafür, dass die archäologischen Befunde zur Waffenbeigabensitte bei Kindern und Jugendlichen meine besondere Aufmerksamkeit erhielten und sich mir aus historischer Perspektive die Frage nach der Beteiligung nichterwachsener Personen an kämpferischen Aktivitäten und Krieg im frühen Mittelalter stellte. Besonders die Tatsache, dass mein Sohn bereits im Kleinkindalter eine archaisch-martialische Ader zu entwickeln begann, spielte eine bedeutende Rolle dabei. Spielzeugwaffen, Kampfspiele usw. wurden Teil seines Spielalltags, ohne dass dies sonderlich gefördert wurde. Es wurde vielmehr versucht, ihm einen reflektierten Umgang damit zu vermitteln. Mittlerweile besitzt

40 Siehe Einleitung.

der nun neunjährige Junge ein beträchtliches Arsenal an verschiedenen Kampfgeräten, und zwar in erster Linie Stöcke, Holzscheren sowie Pfeil und Bogen. Zu Krieg und Kampf hat er seit jeher eine reflektierte Einstellung: Die Schrecken des Krieges und die mit Kampfsituationen verbundenen Folgen sind ihm voll und ganz bewusst, wodurch Krieg und Kampf als reelle Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart für ihn durchweg negativ besetzt sind und ihm selbstverständlich Angst machen. Mittlerweile widmet er sich diesen Spielzeugen und damit verbundenen Rollenspielen kaum mehr. Die (elektrische) Gitarre hat ihren Platz eingenommen. Warum diese persönlichen Anmerkungen, die in wissenschaftlichen Arbeiten eigentlich doch nichts zu suchen haben? Es ist selbstverständlich eine Binsenwahrheit in der Geschichtswissenschaft, dass die Themenauswahl unserer Forschungen und historische Fragestellungen von Faktoren abhängig sind, die sich aus unserer Gegenwartsperspektive ergeben. Um möglichst neutral und objektiv, ohne die Vergangenheit an gegenwärtigen Maßstäben zu messen, forschen, bewerten und beurteilen zu können, steht uns ein entsprechendes methodisches Instrumentarium zur Verfügung. Dies brauche ich an dieser Stelle nicht genauer auszuführen.⁴¹ Die jüngere Gehirnforschung hat nun gezeigt, dass zwischen kognitiven und emotionalen Prozessen eine enge Verflechtung besteht:⁴² Das Gefühl ist ein Bestandteil des Denkprozesses.⁴³ So „kann das Gefühl die Auffälligkeit [...] einer Prämisse verstärken“, was die Verschiebung der Ergebnisse entsprechend dieser Prämisse zur Folge haben kann.⁴⁴ Zentral ist dabei die „Hypothese der somatischen Marker“,⁴⁵ die als „ein Sonderfall der Empfindungen, die aus sekundären Gefühlen entstehen“,⁴⁶ definiert werden. „Somatische Marker“ unterstützen den Denkprozess, „indem sie [...] Wahlmöglichkeiten ins rechte Licht rücken und sie rasch aus allen weiteren Überlegungen ausklammern.“⁴⁷ Beachtenswert ist dabei

41 Umfassend zu diesen Sachverhalten: Freytag/Piereth, Kursbuch, 107–118, hier besonders 110–113 und weiter Goetz, Proseminar, 25–28.

42 Damasio, Irrtum, 239.

43 Ebd., III f.

44 Ebd., IV.

45 Ebd., V, 237–240.

46 Ebd., 238.

47 Ebd., 238 f.

der Umstand, dass sie „durch Erfahrung erworben“ werden.⁴⁸ Das hat, insofern ich diesen Befund als Geisteswissenschaftler richtig verstehe und deute, augenscheinlich eine Relativierung des methodischen Unterbaus der geschichtswissenschaftlichen Forschung und somit des Selbstverständnisses der Geschichtswissenschaft zur Konsequenz. Bei intensiverer Reflexion dieses Umstands eröffnet dies jedoch neue Möglichkeiten, wenn wir die Ebene der Emotionen aufgrund der neurowissenschaftlichen Erkenntnisse auch als einen nicht umgehbaren Faktor der Geschichtskonstruktion anerkennen und nun bewusst mit in unsere Forschungen und deren methodische Grundsätze einfließen lassen.

Bei Fragen, die Kinder oder Jugendliche in meiner Forschungsepoche, dem Mittelalter, betreffen, müsste ich als forschender Vater dreier Kinder lügen, wenn ich behaupten würde, dass mich die emotionale Ebene nicht bei der Entwicklung meiner Fragen an das damit zusammenhängende Thema leiten würde. Das ist noch im Rahmen des wissenschaftlich Möglichen: Forschungsfragen leiten sich – wie gesagt – aus unseren gegenwärtigen Erfahrungen ab. Wie ist es aber nun beim Forschungsvorgang selbst, beim Generieren von Erkenntnissen und der Bewertung der Ergebnisse? Wenn dabei die Gefühlsebene eine Vorauswahl trifft, kann ich dann den methodischen Anforderungen gerecht werden? Wenn ich die Erkenntnisse der Gehirnforschung richtig erfasse, müssen Gefühle uns schon immer bei den oben aufgeführten Arbeitsschritten geleitet haben und sind seit jeher an unseren Konstruktionsprozessen als selektiver Faktor beteiligt,⁴⁹ wodurch wir erkennen müssen, dass das Gefühl nicht unsere Methode an sich relativiert, sondern im Forschungsprozess die Perspektiven, aus denen wir unser Forschungsobjekt betrachten, und die Richtungen, in die wir forschen, beeinflusst und unter sorgfältiger Verwendung unserer bewährten Methoden bestimmt, welche Ergebnisse wir zulassen können. Dieser Umstand entwertet geschichtswissenschaftliche Forschungen also nicht, wenn wir unser Handwerk korrekt betreiben. Durch den erweiterten Horizont, den die Elternschaft (sowie jede andere Art der Erfahrung) ohne Zweifel mit sich bringt, ergibt sich ein größerer Pool an möglichen Fragestellungen, Forschungsschwerpunkten, potentiellen Ergebnissen und zur

48 Ebd., 245 (Zitat) und insgesamt dazu 243–247.

49 Zu den neuronalen Grundlagen und evolutionären Hintergründen der somatischen Marker: ebd., 178–226, 243–251.

Debatte stehenden Interpretationen, wodurch die Forschung bereichert werden dürfte. Auch wenn ich als Geisteswissenschaftler dies nicht empirisch-statistisch nachweisen kann, denke ich, dass dieser logische Rückschluss durchaus plausibel ist. Schwierig ist es, im Detail nachzuweisen, welche Aspekte unserer Forschungen sich aus welchen Hintergründen ergeben.

Nichterwachsene Krieger bei den *gentes*

Untersuchungsobjekte, Eingrenzungen und grundlegende Aspekte

Im Folgenden wird den eingangs⁵⁰ formulierten Fragen in Bezug auf alemannische Gruppen und Verbände im Zeitraum ab der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts systematisch nachgegangen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts wird durch Ammianus Marcellinus erstmals Genaueres zu den Alemannen auf der rechten Seite des Oberrheins überliefert.⁵¹ Des Weiteren ist diese Zeit als prägend für die Geschichte der alemannischen Verbände und Gruppen der nachfolgenden Jahrhunderte zu bezeichnen: So trug „the force of Roman pressure“ zu dieser Zeit dazu bei, die „Alamanic self-perception“ zu formen.⁵² Noch bedeutender ist der Umstand, dass die Alemannen nach 365 „den unmittelbaren persönlichen Kontakt mit der römischen Welt“ einbüßten, was aus verschiedenen Gründen zur Folge hatte, dass sie den Franken später unterlagen, was wiederum für die Genese der alemannischen Identität eine wesentliche Basis war.⁵³ Als Eckpunkt für die zeitliche Obergrenze der vorliegenden Untersuchungen dient das Jahr 746, als das alemannische Herzogtum aufgehoben wurde und die Installation der karolingischen Grafschaftsverfassung in Alemannien ihren

50 Siehe oben, Einleitung.

51 Geuenich, Geschichte, 25; Hummer, Franks, 15; Zettler, Geschichte, 24. Siehe dazu auch Zotz, Alemannen, 385.

52 Hummer, Franks, 16.

53 Geuenich, Alemannen, 190. Siehe dazu auch Geuenich, Kampf, 159 und ferner Zettler, Geschichte, 31–35, 39.

Anfang nahm.⁵⁴ Flankierend wird der Blick auf ein langobardisches Vergleichsbeispiel gerichtet. Auch wenn der Fokus auf alemannische Gruppen und Verbände der oben rezipierten archäologischen Forschung zur Alemannia⁵⁵ geschuldet ist, soll keineswegs der Eindruck entstehen, dass im Vorliegenden von der Prämisse einer alemannischen *gens* innerhalb einer klar abgegrenzten Alemannia ausgegangen wird.⁵⁶ Die *gens Alamannorum* und der Raum der *Alemannia* waren in jeweils unterschiedlicher Ausprägung im Untersuchungszeitraum nie statisch, sondern immer in unterschiedlichem Ausmaß dynamisch: Im Besonderen muss die Vielschichtigkeit des Alemannenbegriffs und die raumzeitlich variierende Heterogenität der Verbände und Gruppen, die unter ihm subsumiert wurden,⁵⁷ stets beachtet werden: „Hinter dem seit dem frühen 4. Jahrhundert in antiken und frühmittelalterlichen Quellen einheitlich und kontinuierlich gebrauchten Namen der Alemannen“, so Brather konzis, „verbirgt sich eine ständig verändernde soziale Realität.“⁵⁸ Erst durch die Unterwerfung durch die Franken wurde „[t]his fluidity of identity [...] arrested“.⁵⁹ Hier zeigt sich eine Vernetzung des räumlichen Aspekts mit jenem der Identität: Infolge der Unterwerfung durch die Merowinger erhielt die *Alemannia* ihre räumliche Fixierung als merowingisches Herzogtum, und „innerhalb der merowingischen Reichsorganisation“ hat die *gens* der Alemannen „ihre Einheit und Identität gefunden“.⁶⁰ Alemannen waren nun „die in der fränkischen Provinz *Alemannia* siedelnden Menschen“.⁶¹ Der Alemannenbegriff

54 Geuenich, Geschichte, 107 f., 116 f. Siehe dazu auch Zettler, Geschichte, 55–59.

55 Siehe Einleitung.

56 Zur weiterführenden Problematik der ethnischen Interpretation archäologischer Funde: Brather, Interpretationen.

57 Siehe dazu bspw. Brather, Interpretationen, 156 f., 231 ff.; Hummer, Franks, 14–18. Beachte auch Geuenich, Geschichte, 92.

58 Brather, Interpretationen, 232.

59 Hummer, Franks, 17. Vgl. Geuenich, Geschichte, 92.

60 Geuenich, Geschichte, 92. Vgl. Brather, Interpretationen, 151. Zur räumlichen Fixierung ist anzumerken, dass das Herzogtum offenbar nicht „mit einem geschlossenen Siedlungsgebiet der Alemannen“ identisch war: Siegmund, Alemannen, 11. Im 8. Jahrhundert wird das alemannische Territorium dann genauer konturiert fassbar: Pohl, Germanen, 33.

61 Geuenich, Geschichte, 92 (Hervorhebung i. O.). Vgl. Brather, Interpretationen, 233; Siegmund, Alemannen, 11.

bezeichnete damit „die regionale Identität in einem merowingischen Herzogtum“. ⁶² Die „ethnic consciousness“ der Alemannen wurde durch die Merowinger sozusagen territorialisiert. ⁶³ Die *Alamannia* erscheint 297 in der Überlieferung. ⁶⁴ Die Römer bezeichneten ab dieser Zeit „das Land gegenüber dem Oberrhein, die aufgegebenen ehemaligen Gebiete ihrer Provinzen Obergermanien und Raetien, *Alamannia* und alle dort lebenden Germanen deshalb ‚Alemannen‘“. ⁶⁵ Im späteren 4. Jahrhundert und in der Zeit um 400 erscheinen dann alemannische Verbände in der Überlieferung, deren Bezeichnungen sich auf die Regionen in der *Aleman-nia* beziehen, in denen sie wohnten und die auf diese Verbände übertragen wurden. ⁶⁶ Andere alemannische Gruppen werden in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nach den Herrschaftsbereichen ihrer jeweiligen Anführer im Bereich der *Aleman-nia* verortet. ⁶⁷ Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine pauschale Gleichsetzung ‚der‘ Alemannen mit ‚der‘ *Alamannia* im Untersuchungszeitraum sicherlich nicht möglich ist. ⁶⁸ Gewisse Koinzidenzen der *gens* bzw. ihren jeweiligen Erscheinungsformen oder (sozialen) Identitäten ⁶⁹ mit einer, wenn überhaupt, wie auch immer geografisch definierten *Alamannia* zu unterschiedlichen Zeiten in jeweils unterschiedlichem Ausmaß und jeweils spezifischer Ausprägung sind als Kontinuum durchaus erkennbar. ⁷⁰

62 Brather, Interpretationen, 192. Siehe dazu: Hummer, Franks, 18.

63 Hummer, Franks, 17. Vgl. Brather, Interpretationen, 233; Geuenich, Geschichte, 92.

64 Geuenich, Geschichte, 160; Pohl, Germanen, 29. Vgl. Nuber, Entstehung, 369.

65 Steuer, Theorien, 275 f. (Hervorhebungen i. O.). Ähnlich: Steuer, *Alamannia*, 28 f. Dazu grundlegend auch: Geuenich, Geschichte, 23, 29; Nuber, Entstehung, 369. Vgl. auch Bleckmann, Bedrohung, 200.

66 Geuenich, Geschichte, 29, 31; Steuer, Theorien, 276; Zettler, Geschichte, 25 f. Vgl. auch Brather, Interpretationen, 232; Pohl, Germanen, 30; Steuer, *Alamannia*, 31.

67 Brather, Interpretationen, 232; Geuenich, „Breisgaukönige“, 206 f., 210 f., 213; Pohl, Germanen, 30; Steuer, *Alamannia*, 31; Zettler, Geschichte, 28.

68 Zu dieser Problematik: Brather, Interpretationen, 151; Drinkwater, *Alamanni*, 4–7; Geuenich, Geschichte, 10.

69 Siehe dazu bspw. Pohl, Identität, 24 f. Beachte auch: Halsall, Migrations, 38.

70 Vgl. dazu auch die Ausführungen von Drinkwater, *Alamanni*, 6 f.

Beispiele aus der Alemannia

Der Blick in die schriftlichen Quellen zu den alemannischen Verbänden und zur Alemannia im Untersuchungszeitraum ist in Hinblick auf die vorliegende Thematik ernüchternd. Belege für nichterwachsene Krieger hält die schriftliche Überlieferung mit einer Ausnahme nicht bereit:⁷¹ Die Quellenberichte zur zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts liefern entsprechendes Material. In den *Res gestae* des Ammianus Marcellinus, die ausführlich von den Konflikten Roms mit alemannischen Verbänden in dieser Zeit berichten,⁷² erscheinen in diesem Kontext alemannische *reges*, für die – wie unten gezeigt wird – ein jugendliches Alter diskutiert werden kann. Bevor die Beispiele in Augenschein genommen werden können, muss generell angemerkt werden, dass die Verlässlichkeit von Ammians Berichten als ambivalent einzustufen ist: Einerseits werden ihm als römischen Offizier, der in den Jahren 353 bis 357 in Gallien war und sicherlich in Kontakt mit den Alemannen kam, genaue Kenntnisse in Bezug auf die Alemannen zugesprochen. Andererseits griff er auf gängige Barbarentopoi bei der Beschreibung der Charakteristiken der Alemannen zurück.⁷³

Beim ersten hier interessierenden Beispiel handelt es sich um einen alemannischen *rex* mit Namen Serapio, der im Kontext der Schlacht bei Straßburg 357 als Heerführer erscheint.⁷⁴ Ammians genauer und umfassender Bericht zu dieser

71 Dieser Befund geht aus der systematischen Durchsicht der schriftlichen Quellen zur Geschichte der alemannischen *gens* im Untersuchungszeitraum hervor. Dabei wurde auf die Zusammenstellung Quellen zur Geschichte der Alamannen, Bd. 1–6, zurückgegriffen. Hilfreich bei der Suche war ebd., Indices, VII.6., 132 f. Daneben wurden die *Leges* herangezogen: *Leges Alamannorum*.

72 Die Abschnitte zu den alemannischen Gruppen und Verbänden bei Ammianus Marcellinus sind mit Verweis auf die kritischen Editionen zusammenhängend ediert: Ammianus, in: *Quellen*. Siehe zu den Auseinandersetzungen zwischen Alemannen und Römern in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die diesbezüglichen Ausführungen bei Drinkwater, *Alamanni*, 177–319 und Geuenich, *Geschichte*, 42–65. Siehe dazu auch entsprechende Ausführungen bei Zotz, *Alemannen*, 390–399.

73 Geuenich, *Geschichte*, 34 f. Siehe dazu auch die ausführlichen Ausführungen bei Zotz, *Alemannen*, 385 ff.

74 Ammianus, *Geschichte*, Erster Teil, XVI 12,1, 184 f. mit 299, Anm. 159 und XVI 12,25, 192 f.; Ammianus, in: *Quellen*, XVI 12,1, 45 mit ebd., Anm. 69 und XVI, 12,25, 49. Siehe dazu Geuenich, *Geschichte*, 43–46; Geuenich, *Germanen*, 254; Geuenich, *Alemannen und Franken*,

Schlacht basiert auf Vorlagen eines Augenzeugen, nämlich denen des Julianus, dem späteren römischen Kaiser. Mit Ausnahme der von Ammian verwendeten gängigen Barbarentopoi gilt sein Bericht als zuverlässig und glaubwürdig.⁷⁵ Von Serapio berichtet Ammian, dass er damals ein *iuuenis*, „dessen Bartflaum gerade gewachsen war“, gewesen sei.⁷⁶ Im Anschluss an die Abschnitte zu einem Heerzug des römischen Kaisers Valentinianus I. gegen Alemannen rechts des Rheins im Jahre 368 wird dann ein *Vithicabius rex* bei Ammian erwähnt.⁷⁷ Des Weiteren erscheint er dezidiert als Teilnehmer eines Kampfes bei Solicinum 368.⁷⁸ Einmal wird er in Bezug auf seine physische Verfassung als *mollicusus et morbosus* und zugleich als *audax et fortis* sowie als Kriegstreiber bezeichnet.⁷⁹ Des Weiteren erscheint er als *adolecentem in flore primo genarum*, also als „Jüngling in der ersten Blüte der Wangen“, wieder mit Hinweis auf seine Kriegstreiberei.⁸⁰

Eine Auseinandersetzung mit den zitierten Stellen erfordert vorneweg einige Anmerkungen zu den Begriffen *adulescens/adulescentia* und *iuuenis/iuventus*.⁸¹ „The distinction between *adulescentia* und *iuventus* as consecutive stages of life“ im Lateinischen geht auf Varro zurück.⁸² Die Bezeichnung *adulescens* wurde demnach für Personen zwischen fünfzehn und dreißig Jahren verwendet, die Bezeichnung

155; Schäferdiek, Art. „Serapio“, 194.

75 Geuenich, Geschichte, 42, 53.

76 Ammianus, Geschichte, Erster Teil, XVI 12,25, 192 und vgl. ebd., 193; Ammianus, in: Quellen, XVI 12,25, 49. Vgl. Geuenich, Geschichte, 43, 50; Geuenich, *Vadomarius*, 2, Anm. 7.

77 Ammianus, Geschichte, Viertes Teil, XXVII 10,1–3, 82 mit 321, Anm. 86, vgl. ebd., 83, Zitat: XXVII 10,3, 82; Ammianus, in: Quellen, XXVII 10,1–3, 74 f. mit 74, Anm. 148, Zitat: XXVII 10,3, 74.

78 Ammianus, Geschichte, Viertes Teil, XXX 7,7, 228 und vgl. ebd., 229; Ammianus, in: Quellen, XXX 7,7, 84. Dazu und zur Datierung: Geuenich, *Vadomarius*, 8, Anm. 44.

79 Ammianus, Geschichte, Viertes Teil, XXVII 10,3, 82 und vgl. ebd., 83; Ammianus, in: Quellen, XXVII 10,3, 75. Vgl. Geuenich, Geschichte, 50; Geuenich, „Breisgaukönige“, 215 f.

80 Ammianus, Geschichte, Viertes Teil, XXX 7,7, 228 und vgl. ebd., 229; Ammianus, in: Quellen, XXX 7,7, 84, hier abweichende Schreibweise: *adulescentem*. Vgl. Geuenich, Geschichte, 55; Geuenich, „Breisgaukönige“, 216; Geuenich, Germanen, 256; Geuenich, *Vadomarius*, 8 f.

81 Grundlegend dazu Eyben, Einteilung.

82 Laes/Strubbe, Youth, 28 (Hervorhebungen i. O.). Siehe dazu auch Christes, Jugend, 147; Eyben, Einteilung, 167, 170.

iuvenis für Personen im Alter zwischen dreißig und fünfundvierzig.⁸³ Die Realität sah anders aus: Die „terms for youth and youths were often used loosely“ im Lateinischen.⁸⁴ So konnte Caesar mit über dreißig als *adulescens* bezeichnet werden und der Begriff *iuvenis* „could be used for teenagers or men over fifty“.⁸⁵ Die Begriffe konnten verwendet werden, um „youth and full physical force“ zu kennzeichnen.⁸⁶ In der Literatur wurden sie meistens synonym verwendet.⁸⁷ Erst in der Spätantike und dann hauptsächlich bei christlichen Autoren setzte sich die Verwendung der Begriffe für zwei unterschiedliche Altersstufen durch.⁸⁸ Was meint Ammian also mit den Begriffen *adulescens* und *iuvenis*? Benutzt er die theoretische antike Einteilung der Altersstufen nach Varro? Oder zeigt sich bei Ammian eine von der theoretischen Einteilung losgelöste, eventuell synonyme Verwendung der Begriffe? Was will er mit ihnen deutlich machen und welche weiteren Implikationen besitzt die Begriffsverwendung bei ihm?

Für eine erste Argumentation muss auf eine ältere Quelle rekurriert werden. In der *Germania* des Tacitus, an dessen Historien Ammian mit seinen *Res gestae* anknüpfen wollte,⁸⁹ findet sich im Abschnitt über die Chatten ein Passus, der besagt, dass sie dann, wenn sie herangewachsen sind, Bart und Haare lang wachsen lassen und sich diesen erstmals nur entledigen, „nachdem sie einen Feind erschlagen haben“.⁹⁰ Mit dem Passus zu Serapios und Vithicabius' Bartwuchs und damit einem Darstellungsmuster, das keineswegs realistische Gegebenheiten reflektieren muss, könnte Ammian demnach in Anlehnung an die Stelle bei Tacitus die Intention verfolgt haben zu zeigen, dass die beiden Alemannen noch in der Phase zur

83 Eyben, Einteilung, 173 f.; Laes/Strubbe, Youth, 26, Tabelle 2.2. Leicht abweichend: Christes, Jugend, 147.

84 Laes/Strubbe, Youth, 42. Siehe dazu auch Eyben, Einteilung, 183.

85 Laes/Strubbe, Youth, 42.

86 Ebd., 28 f. Siehe dazu auch Eyben, Einteilung, 184. Vgl. Christes, Jugend, 150.

87 Laes/Strubbe, Youth, 42. So auch: Christes, Jugend, 149; Eyben, Einteilung, 186.

88 Eyben, Einteilung, 167, 169 f., 189.

89 Gärtner, Art. „Ammianus Marcellinus“, 254; Zotz, Alemannen, 385.

90 Cornelii Taciti de origine, 31,1, 32. Siehe dazu bspw. Meier, Art. „Initiation und Initiationsriten“, 441.

Initiation zum vollwertigen Krieger waren,⁹¹ um damit eben ihr noch junges Alter kenntlich zu machen, wodurch er die vielschichtigen Begriffe *adulescens* und *iuvenis* präzisieren konnte. Ob Ammian diese Stelle als Vorbild benutzte und damit die konstatierte Intention verfolgte, kann nicht verifiziert und auf Indizienbasis kaum nachgewiesen werden. Generell ist fraglich, ob der direkte Rückgriff auf das taciteische Beispiel für Ammian nötig war, um die ihm hier unterstellte Intention zu verfolgen: In der Antike war das erste Wachsen des Bartes ein „sign of coming of age“.⁹² „Down on the chin was the sign of adolescence.“⁹³ Der erste Bart wurde üblicherweise erst bei vollem Wachstum, im Alter zwischen vierzehn und vierundzwanzig, „and usually in the early twenties“ rasiert.⁹⁴ Dieses „ritual marked the symbolic transition into a more adult period of life“.⁹⁵ Und diesen Punkt hatten Serapio und Vithicabius zum jeweiligen Berichtszeitpunkt damit noch nicht erreicht. Demnach liegt es näher zu konstatieren, dass Ammian diesen Aspekt aus der römischen Kultur als Element seiner Darstellung nutzt, um – wie oben bereits konstatiert – das jugendliche Alter der *reges* genauer zu definieren und die Begriffe *adulescens* und *iuvenis* zu präzisieren. Unabhängig davon, welche der vorgeschlagenen Deutungen insgesamt plausibler ist, zeigt die Analyse, dass Ammian, dadurch, dass er dasselbe Darstellungsmuster zur genaueren Beschreibung der Begriffe *adulescens* und *iuvenis* verwendet, deutlich macht, dass sich Serapio und Vithicabius zumindest jeweils in der gleichen Altersstufe befanden, wodurch die synonyme Verwendung der Begriffe durch Ammian in den beiden Fällen in Bezug auf Folgendes nachgewiesen ist: Mit dem verwendeten Darstellungsmuster präzisiert er die Begriffe in Hinblick auf das tatsächliche biologische Alter der *reges*: Sie waren noch keine Erwachsenen. Es ist also durchaus plausibel, davon auszugehen, dass Serapio und Vithicabius in heutigem Sinne noch Jugendliche waren, als sie

91 Zur Deutung der oben im Text wiedergegebenen Stelle bei Tacitus als Initiationsritus siehe Meier, Art. „Initiation und Initiationsriten“, 441.

92 Laes/Strubbe, Youth, 63.

93 Ebd., 58.

94 Ebd. Beachte dazu noch ebd.: Nach der ersten Rasur wurde der Bart regelmäßig rasiert, „until the beard became fashionable again during the reign of the emperor Hadrian“. Differenzierend zur Bedeutung des Bartes in der Spätantike: Brather, Interpretationen, 311, 400 f.

95 Laes/Strubbe, Youth, 58.

bereits an Schlachten teilnahmen. Dieter Geuenich geht in Rückgriff auf das Darstellungsmuster Ammians auch davon aus, dass Serapio noch kein vollwertiger Erwachsener war: In Bezug auf seine Stellung „dürfte“ er aufgrund dessen „wohl kaum *ex virtute* legitimiert gewesen sein“.⁹⁶ Auch für Vithicabius konstatiert er, dass er sein Amt nicht aufgrund seiner Tüchtigkeit innehatte, und bezeichnet ihn als „Knabe“.⁹⁷ Ein Detail ist in diesem Zusammenhang jedoch noch zu beachten: In Bezug auf seine *efficacia* bezeichnet Ammian Serapio als seiner „Altersstufe vorausgehend“.⁹⁸ Es ist also evident, dass er mit der Bezeichnung *iuuenis* die Reife des jugendlichen Serapio herausstellen wollte, was wiederum deutlich macht, dass er in Bezug auf die psychosoziale Entwicklung die Begriffe durchaus differenziert benutzt. Vithicabius wird, wie oben bereits dargelegt, mit den Adjektiven *audax* und *fortis* und als Kriegstreiber beschrieben.⁹⁹ Durch die Charakterisierung mit diesen Merkmalen wird eine gewisse Unreife des *rex* hervorgehoben, der wiederum mit der Bezeichnung *adulescens* Rechnung getragen wird. Mit dieser Darstellung eines hitzköpfigen Aggressors intendiert Ammian also nicht nur eine negative Charakterisierung des Feindes.¹⁰⁰ Plausibler ist es anzunehmen, dass Ammian an dieser Stelle gezielt negativ konnotierte stereotype Charakteristika für Jugendliche der Antike, also aus seiner Erfahrungswelt, wählt,¹⁰¹ um die psychosoziale Entwicklungsstufe und die dementsprechende Altersstufe des Vithicabius deutlicher herauszustellen.¹⁰² Dies macht in Anbetracht des folgenden Umstandes durchaus

96 Geuenich, *Geschichte*, 50 (Hervorhebung i. O.).

97 Ebd.

98 Ammianus, *Geschichte*, Erster Teil, XVI 12,25, 192 und vgl. ebd., 193; Ammianus, in: *Quellen*, XVI 12,25, 49. Es wurde bereits festgestellt, dass Serapio „jugendlich“ erscheint und als „sehr tatkräftig“ dargestellt wird: Schäferdiek, *Art. „Serapio“*, 194. Vgl. Geuenich, *Vadomarius*, 2, Anm. 7.

99 Ammianus, *Geschichte*, Vierter Teil, XXVII 10,3, 82 und vgl. ebd., 83; ebd., XXX 7,7, 228 und vgl. ebd., 229; Ammianus, in: *Quellen*, XXVII 10,3, 74 f. und XXX 7,7, 84. Vgl. Geuenich, „Breisgaukönige“, 215 f.

100 Zur Problematik der negativen Darstellung der Charakteristika der Alemannen durch Barbarentopoi bei Ammian siehe bspw. von Rummel, *Habitus*, 100 f.; Zotz, *Alemannen*, 386 f.

101 Zu diesen Charakteristika siehe Laes/Strubbe, *Youth*, 43 f., 46. Speziell in Bezug auf die Spätantike: Kunst, *Jugend*, 82 f., 87 f.

102 Bezüglich der „divisions of human life“ wird konstatiert, dass diese „are valuable eviden-

Sinn: Jugendliche Krieger waren keine dezidiert ‚barbarische‘ Erscheinung. Die Rekruten der römischen Armee wurden im 4. Jahrhundert jünger: Reskripte aus den Jahren 332 und 343 setzten sechzehn Jahre als Mindestalter für die Aufnahme in die Armee an, solche aus den Jahren 331 und 353 siebzehn und achtzehn Jahre, um 330 trat der heilige Martin als Fünfzehnjähriger in die Armee ein, und in den Reserveteilen gab es in der Spätantike Kinder unter vierzehn Jahren.¹⁰³ Unter den jungen Rekruten waren offenbar auch junge Alemannen, wie Ammians Angaben vermuten lassen. So berichtet er, dass die alemannischen *Lentensier*, nachdem sie besiegt worden waren, „kräftige junge Leute“ für die römischen Rekrutenabteilungen darbrachten.¹⁰⁴

Exkurs zur Identitätsfrage

Gerade in diesem Zusammenhang und im Kontext neuerer Forschungen muss die Frage der Identität und Selbstdefinition der ‚alemannischen‘ *reges* angerissen werden: Dass der Begriff ‚Alemannen‘ in der Frühzeit der *gens* nur als Fremdbezeichnung überliefert ist und wir nicht wissen, wie sich die unter diesem Begriff subsumierten Menschen selbst bezeichneten und definierten, ist bekannt.¹⁰⁵ Geuenich hat jüngst in Bezug auf Vithicabius und seinen Vater Vadomarius, die beide mindestens ihr halbes Leben in römischem Umfeld zubrachten, gefragt, ob sie „noch ‚Alemannen in römischen Diensten‘“ gewesen seien oder ob „sie sich bereits als ‚Römer‘“ gefühlt hätten, „da sie die lateinische Sprache beherrschten, an den kulturellen Errungenschaften der Römer partizipierten, deren religiöse Vorstellungen kannten und vielleicht sogar teilten“ und ihnen „im römischen Dienst alle

ce for the existence of strategies of manipulation and confirm the presence of dominant prejudices and clichés“: Laes/Strubbe, Youth, 29 f.

103 Kunst, Jugend, 87. Generell wird das übliche Rekrutierungsalter mit zwischen siebzehn und zwanzig Jahren angegeben: Wesch-Klein, Recruits, 439.

104 Ammianus, Geschichte, Vierter Teil, XXXI 10,17, 278 f.; Ammianus, in: Quellen, XXXI 10,17, 87. Siehe zu dieser Stelle auch Drinkwater, Alamanni, 311; Geuenich, Geschichte, 31 f.

105 Siehe dazu bspw. Geuenich, Geschichte, 10; Hummer, Franks, 16. Beachte dazu auch Brather, Interpretationen, 232.

Aufstiegs- und Karrierechancen offen standen“.¹⁰⁶ Der Umstand, dass Ammian und andere römische Autoren sie als *reges Alamannorum* bezeichnen, „verstellt möglicherweise den Blick auf die ‚gefühlte‘ Identität dieser militärischen Führer“.¹⁰⁷ Ich möchte versuchen, Geuenichs absolut plausiblen Gedanken an dieser Stelle kurz weiterzudenken, um die Perspektive zu erweitern. Dazu ist Folgendes zu beachten: Halsall konnte umfassend aufzeigen, dass Ethnizität als eine Art sozialer Identität als „cognitive, multi-layered, performative, situational and dynamic“ aufzufassen ist.¹⁰⁸ Demnach können Personen mehrere als ethnisch aufgefasste Identitäten besitzen,¹⁰⁹ wobei die „fluidity of ethnic identity“ herauszustellen ist.¹¹⁰ Ganz ähnlich argumentiert Walter Pohl: Er hebt die Flexibilität und Offenheit des Identitätsbegriffs hervor.¹¹¹ Dieser müsse „freilich offen verstanden werden, im Sinn eines ständigen Identifikationsprozesses, einer nie abgeschlossenen Identitätsbildung“.¹¹² Der Identitätsbegriff „implies that an individual may be related to several groups to different degrees [...], and that the identity of these groups in turn may be rather complex and dynamic“.¹¹³ Des Weiteren wird die Interaktion der ethnischen Identität mit anderen Formen sozialer Identität hervorgehoben.¹¹⁴ In Bezug auf Vithicabius lassen sich unter Berücksichtigung dieser Feststellungen damit folgende Fragen formulieren: War seine ethnische Identität nicht auch vielschichtig und wandelte sie sich nicht ebenso dynamisch-situativ? Ist nicht davon auszugehen, dass seine ethnische Identität mit anderen sozialen Identitäten interagierte? Ist es nicht möglich, dass er sich unterschiedlichen Gruppen zu unterschiedlichen Zeiten in seinem Leben in unterschiedlichem Ausmaß zugehörig fühlte? Der Umstand, dass das Leben des Vithicabius geprägt war vom Kontakt

106 Geuenich, Alemannen und Franken, 164 (Hervorhebungen i. O.).

107 Ebd. (Hervorhebungen i. O.).

108 Halsall, *Migrations*, 42 (Zitat) und ausführlich dazu 38–42.

109 Ebd., 43.

110 Ebd., 44.

111 Pohl, *Archaeology*, 11. Siehe auch Pohl, *Identität*, 25.

112 Pohl, *Identität*, 25.

113 Pohl, *Archaeology*, 11.

114 In Bezugnahme auf Walter Pohl jüngst Reimitz, *Past*, 110.

und zugleich von der Konfrontation mit Rom,¹¹⁵ spricht dafür, diese Fragen generell positiv zu beantworten. Dies klar nachzuweisen ist Aufgabe weiterer Forschungen. Ein kurzes Vergleichsbeispiel sei an dieser Stelle angefügt: Geuenich selbst verweist auf das bei Ammian überlieferte Beispiel eines Lentensiers, der kaiserlicher Gardist war und der in seiner Heimat „seinen Landsleuten militärische Geheimnisse aus dem Palast [...] zu erzählen vermochte“, was Geuenich absolut nachvollziehbar als klares Indiz für die Enge der „personellen Kontakte zwischen Alemannen und Römern zu dieser Zeit“ wertet.¹¹⁶ Impliziert diese Stelle aber nicht mehr? Zeichnen sich hier nicht auch andere Dinge ab? Eine mehrschichtige Identität bzw. eine Identitätsverschiebung? Oder gar ein Identitätskonflikt?

Insgesamt – um zur eigentlichen Thematik zurückzukommen – wird deutlich, dass Ammian nur durch die narrativen Elemente in den diskutierten Abschnitten die jenseits der theoretischen Einteilung jeweils inkonsequent und situativ verwendeten Begriffe zu konkretisieren vermag. Dadurch wird zum einen das tatsächlich jugendliche Alter der Personen deutlich und durch die topischen Züge historisch Faktisches dargestellt, und zum anderen werden den Bezeichnungen anhaftende altersbezogene oder altersuntypische Charakteristika verdeutlicht. Es drängt sich der Eindruck auf, dass gerade aufgrund junger Rekruten in der römischen Armee sowie junger Krieger in den alemannischen Verbänden Ammian spezifische Darstellungsmuster für diese Gruppe wählen musste, um sie gegen die älteren *adulescentes* und *iuvenes* abzugrenzen. Dies weiter zu prüfen ist die Aufgabe zukünftiger Forschungen. Ein Gegenbeispiel macht dies deutlich: An einer anderen Stelle benutzt Ammian den Begriff *adolescens* für einen alemannischen Gefangenen der Römer: Dieser wird als *adolescens* [...] *Alamannus* bezeichnet.¹¹⁷ An dieser Stelle lässt sich aus dem Kontext nicht erschließen, wie alt der Gefange-

115 Geuenich, „Breisgaukönige“, 214 ff.; Geuenich, *Vadomarius*, 7 ff.; Geuenich, Alemannen und Franken, 162 ff.

116 Geuenich, „Breisgaukönige“, 212. Vgl. Geuenich, Alemannen, 184.

117 Ammianus, Geschichte, Erster Teil, XVII 10,5, 234 und vgl. ebd., 235; Ammianus, in: *Quellen*, XVII 10,5, 60, hier abweichende Schreibweise: *adulescens*.

ne tatsächlich war.¹¹⁸ Es konnte sich bei diesem Beispiel um eine Person gehandelt haben, die im heutigen Sinn als Jugendlicher oder junger Erwachsener oder agiler Erwachsener, der durchaus auch in fortgeschrittenem Alter gewesen sein konnte, anzusprechen ist. Des Weiteren lässt sich festhalten, dass von Jugendlichen in alemannischen Kriegerverbänden in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts ausgegangen werden kann. Die Beispiele Serapio und Vithicabius belegen dies in erster Linie für Jugendliche aus der kriegerischen Führungsschicht, die der römischen Welt sehr nahestanden.¹¹⁹ Ein frühes Rekrutierungsalter und die frühe Kriegsteilnahme waren im 4. Jahrhundert offenbar weder ein ‚römisches‘ noch ein ‚barbarisches‘ Spezifikum, sondern insgesamt typisch für eine vernetzte militärische Welt der Zeit jenseits ethnischer Zuordnungen.

Wie oben konstatiert, existieren mit Ausnahme der geschilderten Fälle keine Nachweise für nichterwachsene Krieger aus der *gens Alamannorum*. Es ist natürlich nicht möglich, die Zustände des 4. Jahrhunderts auf die folgenden Jahrhunderte auszudehnen. An dieser Stelle sollen jedoch einige weiterführende Gedanken zur Leitfrage formuliert werden. Es ist auffällig, dass alemannische Gruppen und Verbände bzw. die Alemannen auch im weiteren Verlauf ihrer Geschichte in signifikantem Maß im militärischen Kontext oder im Zusammenhang mit Krieg oder kriegerischen Aktivitäten erscheinen.¹²⁰ So lässt sich bei den Alemannen des Untersuchungszeitraums zumindest überlieferungsbedingt durchaus eine Kontinuität militärischer Aktivität und kriegerischer Auseinandersetzungen konstatieren. Dies ist jedoch nicht alles: Ruth Schmidt-Wiegand hat aussagekräftige Beispiele aus *Pactus Alamannorum* und *Lex Alamannorum* vorgebracht, die „eine Welt von Gewalttätigkeit, Mord und Totschlag, Verwundung und Verstümmelung, Hader und Streit“ eröffnen.¹²¹ Durch die schriftliche Fixierung des Rechts wurde

118 Ammianus, Geschichte, Erster Teil, XVII 10,5, 234 f.; Ammianus, in: Quellen, XVII 10,5 und 6, 60.

119 Die Nähe des Vithicabius zur römischen Welt wurde oben im Text dargelegt. Für Serapio siehe diesbezüglich Geuenich, Kampf, 146; Geuenich, Alemannen, 184.

120 Diesen Eindruck hinterlässt die Durchsicht der Edition Quellen zur Geschichte der Alemannen, Bd. 2–6. Siehe dazu bspw. auch Geuenich, Geschichte, passim.

121 Schmidt-Wiegand, Rechtsvorstellungen, 550. Siehe dazu auch die *Leges*: Leges Alamannorum.

„vor allem die Absicht verbunden [...], mit dem Minimum einer Friedensordnung dem destabilisierenden Mechanismus von Fehde und Blutrache zu begegnen“, indem nun die Vergehen mit Sühneleistungen belegt wurden.¹²² Wichtig dabei ist der Umstand, dass Schmidt-Wiegand bezüglich der dargestellten Aspekte Kontinuitäten zum Zeitraum vor dem Jahr 500 aufzeigen kann.¹²³ Gewalt war offensichtlich auch jenseits der großen Schlachtfelder kontinuierlich omnipräsent.¹²⁴ Unter Vertrauen auf den nicht unumstrittenen „Realitätsbezug“¹²⁵ der *Leges* führen die genannten Aspekte zur Frage, ob nicht wie im angelsächsischen Bereich, wo der fünfzehnjährige Guthlac „assembled a warband and spent the next nine years raiding his enemies“,¹²⁶ auch im deutschen Südwesten Jugendliche aus der *gens Alamannorum* an verschiedenen Formen gewalttätiger Auseinandersetzungen aktiv beteiligt waren.

Ein langobardisches Vergleichsbeispiel

An dieser Stelle soll ergänzend auf ein Vergleichsbeispiel aus dem langobardischen Bereich eingegangen werden. In seiner *Historia Langobardorum* erzählt Paulus Diaconus eine auf etwa 611 anzusetzende, hier kurzgefasst mit den für vorliegende Fragestellung relevanten Aspekten wiedergegebene Begebenheit: Auf der berittenen Flucht vor den Awaren aus Cividale geriet der *puer* Grimoald (der spätere langobardische König) in die Hände eines Awaren, der ihn verschleppte, und Grimoald konnte sich dadurch befreien, dass er mit einem Schwert, das seinem Alter entsprechende Ausmaße hatte (*ensem, qualem in illa aetate habere poterat*), den Schädel des Awaren durchschlug.¹²⁷ Insgesamt handelt es sich bei der Episode

122 Schmidt-Wiegand, Rechtsvorstellungen, 550.

123 Ebd., 551–554.

124 Vgl. dazu Lohrke, Kinder, 31; Pohl, Alemannen, 641; Steuer, Alamannen, 79.

125 Schmidt-Wiegand, Rechtsvorstellungen, 546 (Zitat, Hervorhebung i. O.), 547. Zuletzt kritisch unter Beachtung der Frage der „Alemannizität“ von *Pactus* und *Lex Alamannorum*: Schott, *Pactus*, 167 (Zitat, Hervorhebung i. O.), 178.

126 Halsall, *Warfare*, 136.

127 Pauli *Historia*, IV 37, 130; Paulus, *Geschichte*, IV 37, 242–245, Zitat: 244. Siehe dazu Gschwantler, *Formen*, 82; Menghin, *Langobarden*, 131 f.; Müller, Art. „Langobardische Sa-

zur Familie des Gisulf II., Herzog von Friaul, und den Awareneinfällen im friaulischen Herzogtum, zu der das geschilderte Ereignis gehört, um einen sagenhaften Bericht.¹²⁸ Besonders die Fluchtstelle wird als „literarisch-fiktiv anmutende Erzählung“ bezeichnet, die „die Episode in die Nähe des Sagenhaften und der Sage“ rückt.¹²⁹ Helmut Rogan hat die Intention der literarisch geprägten Darstellung des *puer* Grimoald bei Paulus explizit herausgearbeitet: Zentral ist dabei die Feststellung, dass der Autor „anhand des *puerulus* [...] die Flucht in einer formal-epischen Erhöhung Grimoalds zum Helden“ beispielhaft darstellt.¹³⁰ „Somit erfüllt die Episode [...] die [...] formale Funktion des Einführens des *rex antiquitatis*“.¹³¹ Die Stelle ist damit in einem breiteren, identitätsstiftenden Kontext zu sehen.¹³² Paulus lässt „Grimoald von frühester Jugend an in einem vergangenheitsbezogenen Anknüpfen an die *mores maiorum* aufwachsen“.¹³³ Die Jugend Grimoalds ist vom „Kampf um die persönliche *libertas* und die der *gens*“ beherrscht.¹³⁴ Durch die Implementierung der langobardischen Sagen im Geschichtswerk des Paulus wird für die *Historia Langobardorum* generell aber eine enge Vernetzung von Historischem und Sagenhaftem konstatiert.¹³⁵ Aus diesem Grund ist zu hinterfragen,

gen“, 97. Datierung auf „um 611“ nach: Pohl, *Awaren*, 422, Anm. 20. Vgl. dazu Krahwinkler, *Friaul*, 39 f. mit ebd., Anm. 56. Grundlegend zur *Historia Langobardorum*: Pohl, Paulus. Beachte dazu auch Goffart, *Narrators*, 329–333, 378–431.

128 Gschwantler, *Formen*, 82; Müller, Art. „Langobardische Sagen“, 97.

129 Rogan, Paulus, 266 f. Vgl. Pohl, *Awaren*, 239.

130 Rogan, Paulus, 266. Vgl. dazu auch Schwarz, *Einleitung*, 86. Beachte ferner in diesem Zusammenhang das grundsätzliche Hinterfragen der Darstellung und Funktion Grimoalds I. in der *Historia Langobardorum* bei Goffart, *Narrators*, 333, 379–380, 399, 404, 406, 425. Vgl. dazu Pohl, Paulus, 386–388.

131 Rogan, Paulus, 267.

132 Zur Bedeutung der *Historia Langobardorum* für die Bewahrung der Identität der Bewohner des untergegangenen langobardischen Reiches: Pohl, Paulus, 404. Vgl. zur identitätsstiftenden Funktion von Texten Pohl, *Identität*, 33.

133 Rogan, Paulus, 288 f.

134 Ebd., 289.

135 Müller, Art. „Langobardische Sagen“, 97. Vgl. dazu auch die kritischen Thesen bei Goffart, *Narrators*, 333, 425, 427–428 und die diesbezüglich differenziertere Sichtweise bei Pohl, Paulus, 381–383, 388, 405.

ob der vorgestellte Abschnitt gerade aufgrund seiner literarischen Ausgestaltung nicht auch beiläufig historisch Relevantes zur Fragestellung beisteuert.

Dazu muss vorneweg die Frage nach dem möglichen Alter Grimoalds zum Zeitpunkt der Awareneinfälle und der Flucht thematisiert werden – auch deshalb, weil die Historizität der Stelle gerade aufgrund des offenbar kindlichen Alters Grimoalds und des damit verbundenen angenommenen Unvermögens, zu reiten und sich zu verteidigen, in Frage gestellt wird.¹³⁶ Zur Altersstufe Grimoalds und seines Bruders Radoald vermerkt Paulus, dass sie sich *adhuc in puerili aetate* befanden.¹³⁷ Ihre älteren Brüder Taso und Cacco erscheinen als *adulescentes*.¹³⁸ Grimoald wird in der Episode des Weiteren als *puer* und als *puerulus* bezeichnet.¹³⁹ Nach dem gewaltsamen Tod der älteren Brüder seien Grimoald und Radoald dann *iam prope iuvenilem aetatem* gewesen.¹⁴⁰ Der Tod der Brüder ist zeitlich auf etwa 625 festzulegen.¹⁴¹ Vorausgesetzt, Paulus orientierte sich, um die Rahmenhandlung chronologisch-historisch nachvollziehbar zu machen, an der im Mittelalter maßgeblichen theoretischen Einteilung der Altersstufen nach Isidor von Sevilla¹⁴² – wofür die offensichtlich schematische Benutzung der Begriffe bei Paulus für die Herzogssöhne spricht –, würde sich Folgendes ergeben, insofern der Awareneinfall nach Pohl, der losgelöst vom Einbezug der Altersangaben argumentiert, wodurch die Gefahr des Zirkelschlusses umgangen wird, auf „um 611“ angesetzt wird.¹⁴³ Grimoald müsste demnach als *puer* in dieser Zeit theoretisch zwischen sieben und vierzehn Jahre (*pueritia*) alt gewesen sein. Auf die *pueritia* folgt die *adolescentia* (vierzehntes bis

136 Siehe dazu die Ausführungen bei Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56.

137 Pauli Historia, IV 37, 129; Paulus, Geschichte, IV 37, 242. Vgl. Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56.

138 Pauli Historia, IV 37, 129; Paulus, Geschichte, IV 37, 242, hier abweichende Schreibweise: *adulescentes*. Vgl. Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56.

139 Pauli Historia, IV 37, 129 f.; Paulus, Geschichte, IV 37, 242, 244. Vgl. Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56.

140 Pauli Historia, IV 38, 132 f. und IV 39, 133 (Zitat); Paulus, Geschichte, IV 38, 248 f. und IV 39, 248 (Zitat). Vgl. Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56.

141 Pohl, Awaren, 259.

142 Dazu: Hermesen, Jugendleben, 123 f. Zur Rezeption Isidors von Sevilla durch Paulus Diaconus: Plassmann, Origo, 207; Schwarz, Einleitung, 53 f.

143 Pohl, Awaren, 422, Anm. 20. Vgl. Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56.

achtundzwanzigstes Lebensjahr) und ab achtundzwanzig Jahren die Altersstufe *iuventus*.¹⁴⁴ Wäre er 625 fast ein *iuvēnis*, also etwa fünfundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahre alt gewesen, würde das sein Alter für 611 auf elf bis dreizehn Jahre eingrenzen.¹⁴⁵

Hier stellt sich nun die Frage, ob es für einen Herzogssohn in diesem Alter unwahrscheinlich gewesen ist, sich im Notfall verteidigen zu können, und ob nicht doch davon ausgegangen werden kann, dass die Episode zumindest realistische Vorbilder oder einen wahren Kern besitzt. Die eingangs genannten Beispiele aus dem karolingischen Bereich und jene aus dem angelsächsischen Raum,¹⁴⁶ für die angenommen wird, dass das Kampftraining bereits vor der aktiven Kriegerkarriere der Heiligen begann,¹⁴⁷ sprechen dafür, dass auch die friaulischen Herzogsöhne früh an Waffen herangeführt wurden und Kampftraining erhielten, wodurch für einen Elf- bis Dreizehnjährigen ein Kampf aus Notwehr durchaus denkbar wäre.

Ob das in der geschilderten Episode jedoch so stattfand, bleibt fraglich. Zumindest ein Zusammentreffen mit Awaren auf der Flucht, bei dem es zu kämpferischen Auseinandersetzungen kam, in die Grimoald verwickelt gewesen sein könnte, sollte nicht ausgeschlossen werden, da sich generell die Frage stellt, ob die sagenhafte Erzählung für die Rezipienten ‚funktioniert‘ bzw. ihre Intention erfüllt hätte, wenn überhaupt keine Realitätsbezüge vorhanden und die Möglichkeit, dass ein präpubertärer adliger Junge in Kampffaktionen verwickelt werden könnte, ausgeschlossen gewesen wären.¹⁴⁸ Dass hier durchaus in Bezug auf die Flucht realistische Kampffaktionen für die sagenhaft ausgeschilderte Stelle Pate gestanden haben könnten, spricht der Umstand, dass in die Episode mündlich tradiertes fri-

144 Zur Einteilung der Altersstufen nach Isidor von Sevilla, auf die hier zurückgegriffen wird: Hermesen, *Jugendleben*, 123 f.

145 Vgl. eine abweichende Ansicht in Bezug auf die Datierungsfrage, die Pohl, *Awaren*, 422, Anm. 20 kritisch diskutiert. Siehe dazu auch die Ausführungen bei Krahwinkler, *Friaul*, 40, Anm. 56.

146 Siehe oben, Einleitung.

147 Crawford, *Childhood*, 159 f.

148 Siehe die auf die *Historia Langobardorum* und ihren Autor insgesamt bezogenen grundlegenden Ausführungen dazu bei Pohl, *Paulus*, 382 f. und zur Überlieferung und Rezeption des Werks 388–404.

aulisches Wissen einfluss.¹⁴⁹ Diese Annahme kann durch Folgendes untermauert werden: Zum Kinderschwert, das Grimoald in der Erzählung bei sich hatte und einsetzte, existiert eine beachtenswerte Analogie aus der Archäologie: In einem Kindergrab der Gräbergruppe im Bereich des Friedhofs San Stefano in Pertica (Cividale, Friaul) wurde ein Junge unter anderem mit einer kleinen Axt bestattet, die als Spielzeugwaffe gedeutet wird. Die Gräbergruppe wird in das frühe 7. Jahrhundert datiert, wobei ein Bezug zum Awareneinfall hergestellt wird.¹⁵⁰ Des Weiteren wird die Gräbergruppe als „die Grablege einer Familie von höchstem sozialem Rang“ gedeutet.¹⁵¹ Die Praxis der Bestattung von Kindern mit ihrer Körpergröße angepassten Waffen lässt sich damit im unmittelbaren Umfeld der Herzogsfamilie und im Berichtszeitraum fassen. Lohrkes Vermutung für den alemannischen Raum, dass die Nichterwachsenen aus der Oberschicht die Kinderwaffen, die in Kindergräbern gefunden wurden, zu Übungszwecken nutzten,¹⁵² würde sich für vorliegenden Fall durch die schriftliche Erwähnung einer Kinderwaffe bei Paulus, der zudem aus Cividale kam,¹⁵³ bestätigen.¹⁵⁴ Realistische Vorbilder oder Hintergründe der sagenhaften Episode sind damit nicht einfach von der Hand zu weisen, die Bezüge jedoch vage.

In Bezug auf den zeitgenössischen Erfahrungshorizont des Autors und damit die Möglichkeit, dass er auch realistische Gegebenheiten seiner Zeit mitverarbeitete und damit gegebenenfalls eine Verbindung zum Berichtszeitraum herstellte und Kontinuitäten herausstellte, um seinen Rezipienten die Episode und damit verbundene Intentionen näher zu bringen, ist auf Folgendes zu verweisen: Paulus Diaconus hielt sich von 782 oder 783 bis 786 am karolingischen Hof auf.¹⁵⁵ Inner-

149 Gasparri, Art. „P. Diaconus“, 1826; Krahwinkler, Friaul, 40, Anm. 56; Pohl, Awaren, 422, Anm. 20; Schwarz, Einleitung, 45 f.

150 Menghin, Langobarden, 153 f. Grundlegend: Mutinelli, Gräberfeld, 149 (Grab Nr. 4).

151 Mutinelli, Gräberfeld, 145.

152 Siehe oben, Einleitung.

153 Pohl, Art. „Paulus Diaconus“, 528.

154 Auf „die vor allem auf dem Gebiete der materiellen Kultur und der Frömmigkeit wichtigen Beziehungen zwischen Langobarden und Alemannen“ (Haubrichs, Amalgamierung, 70, Anm. 15) ist in diesem Kontext hinzuweisen.

155 Gasparri, Art. „P. Diaconus“, 1825; Pohl, Art. „Paulus Diaconus“, 528.

halb dieses Zeitraums, nämlich 785, trat der junge König Ludwig auf Wunsch Karls des Großen auf der Reichsversammlung in Paderborn im Alter von sieben Jahren zu repräsentativen Zwecken und mit herrschaftspolitischem Hintergrund in voller Kriegerausrüstung und damit mit den kriegerischen Merkmalen der Führungsschicht, zu der er gehörte, auf.¹⁵⁶ Ludwig erschien bewaffnet, um „seine Position [...] in einer Gesellschaft ein[zun]ehmen, zu deren konstitutiven Merkmalen als wesentlichstes die Gewalt gehörte.“¹⁵⁷ Für Paulus und seine Zeitgenossen waren adlige Kinder und Jugendliche in Waffen demnach offensichtlich Alltag. Paulus dürfte am karolingischen Hof Zeuge von dieser oder ähnlichen Szenen gewesen sein und Kenntnis von der Ausbildung der Söhne Karls im Umgang mit Waffen gehabt haben.¹⁵⁸

Mit Vorsicht lässt sich festhalten, dass der sagenhaften Erzählung und ihrer narrativen Ausgestaltung sowie den damit verbundenen oben dargelegten Intentionen durchaus historisches Erinnerungswissen bezüglich einer Einbindung der Herzogssöhne in gewalttätige Auseinandersetzungen mit den Awaren zugrunde gelegen haben kann, wobei die Realität nicht rekonstruierbar ist. Deutlicher noch zeigt die Analyse, dass es im Berichtszeitraum und zur Zeit des Autors nicht abwegig gewesen sein musste, dass Nichterwachsene in Waffen gesetzt wurden, mit diesen trainierten, sie zu repräsentativen Zwecken trugen und sie im Ernstfall gegebenenfalls zu nutzen wussten. Des Weiteren müssten die identitätsstiftenden Aspekte der Erzählung wiederum im Zusammenspiel mit den Intentionen, die Paulus mit der Episode verknüpfte, genauer untersucht werden. Zusammengekommen mit den einführend vorgestellten¹⁵⁹ und den alemannischen Beispielen¹⁶⁰ zeigen sich im Untersuchungszeitraum nun deutlichere Indizien, die für ein frühes Einführen von Nichterwachsenen in das Kriegertum und die mögliche Teilnahme an kämpferischen Aktionen und Kriegen sprechen.

156 Dette, *Kinder*, 13 f. Vgl. Lohrke, *Kinder*, 137.

157 Dette, *Kinder*, 14.

158 Siehe dazu oben, Einleitung.

159 Ebd.

160 Siehe oben, Abschnitt *Beispiele aus der Alemannia*.

Schluss¹⁶¹

Abschließende Gedanken zum interdisziplinären Austausch

Abschließend möchte ich mich nochmals an die Archäologie wenden: Vielleicht können die vorliegenden Ergebnisse die Archäologie – wie oben bereits angerissen¹⁶² – anregen, nochmals zu hinterfragen, ob in einzelnen Regionen zu bestimmten Zeiten die symbolische oder soziale Bedeutung der Waffenbeigabe zugleich bei einzelnen Beispielen auch als Ausdruck realistischer Zustände in Bezug auf gewalttätige Auseinandersetzungen und Kriegsteilnahme zu werten ist. Hier wäre es vor allem interessant, weiter zu untersuchen, ob die Waffenbeigabe bei juvenilen Individuen zumindest die Waffenfähigkeit reflektiert, wodurch dann der Bezug zum Befund aus den schriftlichen Quellen stärker herausgearbeitet werden könnte. Differenzierend müssten dabei beispielsweise folgende Fragen gestellt werden: Haben die bestattenden Gruppen diesen zu untersuchenden Zusammenhang im Begräbnis deutlich machen wollen? Kann die Archäologie lediglich aufgrund der Abnutzung von Waffen und Verletzungen an den bestatteten Individuen gegebenenfalls zeigen, dass die Waffenbeigabe, egal wie sie jeweils gedeutet wird, mit einer tatsächlichen Signifikanz von Gewalt und Krieg unabhängig von der Intention der bestattenden Verbände koexistierte? Grundlegend stellt sich die Frage, ob und inwiefern die oben stehenden Ergebnisse¹⁶³ mit dem archäologischen Befund korreliert werden können.

Abschließende Beobachtungen zum Einfluss der eigenen Erfahrung bei der inhaltlichen Analyse

Auch wenn ich es nicht mit den nötigen Methoden nachweisen kann, dass und in Bezug auf welche Details mich mein Vatersein für das im vorliegenden behan-

161 Die Ergebnisse der Analysen des Hauptteils werden oben resümiert (siehe Abschnitte *Beispiele aus der Alemannia* und *Ein langobardisches Vergleichsbeispiel*), weshalb auf ein inhaltliches Fazit an dieser Stelle verzichtet wird.

162 Siehe *Einleitung* sowie Abschnitt *Ein langobardisches Vergleichsbeispiel*.

163 Siehe Abschnitte *Beispiele aus der Alemannia* und *Ein langobardisches Vergleichsbeispiel*.

delte Thema besonders sensibilisiert und angeregt hat, steht es für mich außer Frage, dass mein persönlicher Hintergrund als Vater eine besondere Wirkung auf die Auswahl vorliegender Thematik gehabt haben dürfte. Es sollte aber auch deutlich geworden sein, dass ich in der Analyse meinen Standort durch korrektes wissenschaftliches Arbeiten zumindest in meiner Wahrnehmung ausblenden konnte. Durch Anwendung der klassischen geschichtswissenschaftlichen Arbeitsweisen und Methoden konnten zur Untersuchungsthematik neue Thesen formuliert werden, was weiterführende Fragen generierte und sicherlich neue aufwerfen wird. Zumindest diesbezüglich dürfte sich die Perspektive des forschenden Vaters auf die Forschung befruchtend ausgewirkt haben.

Quellen

- Ammianus Marcellinus, in: Quellen zur Geschichte der Alamannen von Cassius Dio bis Ammianus Marcellinus, übersetzt von Camilla Dirlmeier, durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Gunther Gottlieb (Quellen zur Geschichte der Alamannen, Bd. 1 = Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften, 1), Sigmaringen 1976, 32–87.
- AMMIANUS MARCELLINUS: Römische Geschichte, Erster Teil, Buch 14–17, lateinisch und deutsch und mit einem Kommentar versehen von Wolfgang Seyfarth (Schriften und Quellen der alten Welt, 21,1), 5. Aufl., Berlin 1983.
- AMMIANUS MARCELLINUS: Römische Geschichte, Viertes Teil, Buch 26–31, lateinisch und deutsch und mit einem Kommentar versehen von Wolfgang Seyfarth (Schriften und Quellen der alten Welt, 21,4), 3. Aufl., Berlin 1986.
- Cornelii Taciti de origine et situ Germanorum liber (Germania), durchgesehen von Michael Winterbottom, in: Cornelii Taciti opera minora, durchgesehen und mit knappen kritischen Anmerkungen versehen von Michael Winterbottom/Robert M. Ogilvie (Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis), Oxford 1975, 35–62.
- Leges Alamannorum, hrsg. von Karl Lehmann, 2. Aufl. besorgt von Karl August Eckhardt (Monumenta Germaniae Historica. Leges nationum Germanicarum, 5/1), Hamburg 1966.
- PAULUS DIACONUS: Geschichte der Langobarden. Historia Langobardorum, hrsg. und übersetzt von Wolfgang F. Schwarz, Darmstadt 2009.
- Pauli Historia Langobardorum, hrsg. von Ludwig Bethmann/Georg Waitz, in: Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum saec. VI–XI (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum), Hannover 1878, 12–187.
- Quellen zur Geschichte der Alamannen, Bd. 1–6 (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften, 1, 3, 5, 6, 8, 9), Sigmaringen 1976–1984.
- Quellen zur Geschichte der Alamannen. Indices, bearb. von Ursula Koch/Wolfgang Kuhoff/Klaus Sprigade (Quellen zur Geschichte der Alamannen, 7 = Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften, 11), Sigmaringen 1987.

Literatur

- BEMMANN, JAN: Anmerkungen zu Waffenbeigabensitte und Waffenformen während der jüngeren Römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland, in: *Alt-Thüringen* 40 (2007), 247–290.
- BLECKMANN, BRUNO: Die germanische Bedrohung im 3. Jahrhundert n. Chr. Die Bildung neuer Großstämme im Lichte der schriftlichen Quellen, in: *2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt*, hrsg. von der Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese, Darmstadt 2009, 192–202.
- BODMER, JEAN-PIERRE: *Der Krieger der Merowingerzeit und seine Welt. Eine Studie über Kriegertum als Form der menschlichen Existenz im Frühmittelalter* (Geist und Werk der Zeiten, 2) Zürich 1957.
- BRATHER, SEBASTIAN: *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 42), Berlin/New York 2004.
- CASTRITIUS, HELMUT: Art. „Jungmannschaften“, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 16: *Jadwingen–Kleindichtung*, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2001, 123 ff.
- CHRISTES, JOHANNES: Jugend im antiken Rom. „Absence of adolescence“ oder „restless youth“?, in: *Jugend in der Vormoderne. Annäherungen an ein bildungshistorisches Thema*, hrsg. von Klaus-Peter Horn/Johannes Christes/Michael Parmentier (Beiträge zur Historischen Bildungsforschung, 23), Köln/Weimar/Wien 1998, 141–166.
- CRAWFORD, SALLY: *Childhood in Anglo-Saxon England*, Stroud 1999.
- DAMASIO, ANTONIO R.: *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*, 7. Aufl., Berlin 2012.
- DETTE, CHRISTOPH: Kinder und Jugendliche in der Adelsgesellschaft des frühen Mittelalters, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 76 (1994), 1–34.
- DRINKWATER, JOHN F.: *The Alamanni and Rome 213–496 (Caracalla to Clovis)*, New York 2007.
- EVANS, STEPHEN S.: *The Lords of Battle. Image and Reality of the Comitatus in Dark-Age Britain*, Woodbridge/Rochester NY 1997.
- EWIG, EUGEN: Studien zur merowingischen Dynastie, in: *Frühmittelalterliche Studien* 8 (1974), 15–59.

- EYBEN, EMIEL: Die Einteilung des menschlichen Lebens im römischen Altertum, in: Rheinisches Museum für Philologie 116 (1973), 150–190.
- FREYTAG, NILS / WOLFGANG PIERETH: Kursbuch Geschichte. Tipps und Regeln für wissenschaftliches Arbeiten (UTB, 2569), 5. Aufl., Paderborn 2011.
- GÄRTNER, HANS: Art. „Ammianus Marcellinus“, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 1: Aachen–Bajuwaren, hrsg. von Heinrich Beck/Herbert Jankuhn/Hans Kuhn/Kurt Ranke/Reinhard Wenskus, 2. Aufl., Berlin/New York 1973, 253–256.
- GASPARRI, STEFANO: Art. „P. Diaconus“, in: Lexikon des Mittelalter, Bd. 6: Lukasbilder bis Plantagenêt, München/Zürich 1993, 1825 f.
- GEUENICH, DIETER: Geschichte der Alemannen (Kohlhammer Urban Taschenbücher. Geschichte/Kulturgeschichte/Politik, 575), 2. Aufl., Stuttgart 2005.
- GEUENICH, DIETER: Die alemannischen „Breisgaukönige“ Gundomadus und Vadomarius, in: Historia archaeologica. Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag, hrsg. von Sebastian Brather/Dieter Geuenich/Christoph Huth (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 70), Berlin/New York 2009, 205–216.
- GEUENICH, DIETER: Germanen oder (Wahl-)Römer? Karrieren germanischer Offiziere ab dem 4. Jahrhundert n. Chr., in: 2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt, hrsg. von der Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese, Darmstadt 2009, 253–257.
- GEUENICH, DIETER: Der Kampf um die Vormachtstellung am Ende des 5. Jahrhunderts. Das Beispiel der Alemannen zwischen Franken und Ostgoten, in: Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Kontinuitäten und Brüche, Konzeptionen und Befunde, hrsg. von Theo Kölzer/Rudolf Schieffer (Vorträge und Forschungen, 70), Ostfildern 2009, 143–162.
- GEUENICH, DIETER: Die Alemannen im Kontakt mit dem Imperium Romanum und dem Frankenreich, in: Völker, Reiche und Namen im frühen Mittelalter, hrsg. von Matthias Becher/Stefanie Dick (Mittelalterstudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Paderborn, 22), München 2010, 181–190.
- GEUENICH, DIETER: *Vadomarius*. Alemannenkönig oder römischer Offizier?, in: Geschichtsvorstellungen. Bilder, Texte und Begriffe aus dem Mittelalter. Festschrift für Hans-Werner Goetz zum 65. Geburtstag, hrsg. von Steffen Patzold/Anja Rathmann-Lutz/Volker Scior unter Mitarbeit von Andreas Öffner, Wien/Köln/Weimar 2012, 1–12.
- GEUENICH, DIETER: Alemannen und Franken im römischen Heer, in: Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung. 25 Jahre Forschungsverbund „Ar-

- chäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“, hrsg. von Sebastian Brather/Hans Ulrich Nuber/Heiko Steuer/Thomas Zotz (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, 21), Ostfildern 2014, 153–165.
- GOETZ, HANS-WERNER: Proseminar Geschichte: Mittelalter (UTB, 1719), 4. Aufl., Stuttgart 2014.
- GOFFART, WALTER: The Narrators of Barbarian History (A. D. 550–800). Jordanes, Gregory of Tours, Bede and Paul the Deacon (Publications in Medieval Studies), Reprint, Notre Dame IN 2012.
- GSCHWANTLER, OTTO: Formen langobardischer mündlicher Überlieferung, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik 11/1 (1979), 58–85.
- HALSALL, GUY: Settlement and Social Organization. The Merovingian Region of Metz, Cambridge 1995.
- HALSALL, GUY: Warfare and Society in the Barbarian West. 450–900 (Warfare and History), Reprint, London 2005.
- HALSALL, GUY: Barbarian Migrations and the Roman West, 376–568 (Cambridge Medieval Textbooks), Cambridge/New York/Melbourne u. a. 2007.
- HALSALL, GUY: Growing up in Merovingian Gaul, in: ders.: Cemeteries and Society in Merovingian Gaul. Selected Studies in History and Archaeology, 1992–2009 (Brill’s Series on the Early Middle Ages, 18), Leiden 2010, 383–412.
- HÄRKE, HEINRICH: Angelsächsische Waffengräber des 5. bis 7. Jahrhunderts (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 6), Köln/Bonn 1992.
- HAUBRICHS, WOLFGANG: Amalgamierung und Identität. Langobardische Personennamen in Mythos und Herrschaft, in: Die Langobarden. Herrschaft und Identität, hrsg. von Walter Pohl/Peter Erhart (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften, 329 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, 9), Wien 2005, 67–99.
- HERMSEN, EDMUND: Jugendleben im Hoch- und Spätmittelalter, in: Jugend in der Vor-moderne. Annäherungen an ein bildungshistorisches Thema, hrsg. von Klaus-Peter Horn/Johannes Christes/Michael Parmentier (Beiträge zur Historischen Bildungsforschung, 23), Köln/Weimar/Wien 1998, 111–140.
- HÖFLER, OTTO: Kultische Geheimbünde der Germanen, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1934.
- HUMMER, HANS J.: Franks and Alamanni. A Discontinuous Ethnogenesis, in: Franks and Alamanni in the Merovingian Period. An Ethnographic Perspective, hrsg. von Ian Wood (Studies in Historical Archaeoethnology, 3), Woodbridge/Rochester NY 1998, 9–21.

- KLÁPŠTĚ, JAN: Die Frühzeit des böhmischen Adels aus der Sicht eines Archäologen, in: *Historia archaeologica. Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag*, hrsg. von Sebastian Brather/Dieter Geuenich/Christoph Huth (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 70), Berlin/New York 2009, 527–546.
- KORTÜM, HANS-HENNING: *Kriege und Krieger 500–1500* (Kohlhammer Urban Akademie), Stuttgart 2010.
- KRAHWINKLER, HARALD: *Friaul im Frühmittelalter. Geschichte einer Region vom Ende des fünften bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts* (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 30), Wien/Köln/Weimar 1992.
- KREUTZER, GERALD: Art. „Kinder. § 2. Forschungsbericht–§ 7. Das Ende der Kindheit“, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 16: *Jadwingen–Kleindichtung*, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2000, 528–534.
- KUNST, CHRISTIAN: *Jugend. Spätantike*, in: *Handbuch der Erziehung und Bildung in der Antike*, hrsg. von Johannes Christes/Richard Klein/Christoph Lüth, Darmstadt 2006, 79–88, 264–267.
- LAES, CHRISTIAN / JOHAN STRUBBE: *Youth in the Roman Empire. The Young and the Restless Years?*, Cambridge/New York 2014.
- LE JAN, RÉGINE: *Frankish Giving of Arms and Rituals of Power. Continuity and Change in the Carolingian Period*, in: *Rituals of Power. From Late Antiquity to the Early Middle Ages*, hrsg. von Frans Theuws/Janet L. Nelson (The Transformation of the Roman World, 8), Leiden/Boston/Köln 2000, 281–309.
- LINGELBACH, GERHARD: Art. „Mannbarkeit“, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 19: *Luchs–Metrum*, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2001, 213 ff.
- LOHRKE, BIRGITTE: *Kinder in der Merowingerzeit. Gräber von Mädchen und Jungen in der Alemannia* (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends, 9), Rahden (Westf.) 2004.
- MEIER, MISCHA: Art. „Initiation und Initiationsriten. § 2. I.s-Riten als Übergangsriten–§ 4. Der germanische Bereich“, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 15: *Hobel–Iznik*, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2000, 440–443.
- MEIER, MISCHA: Art. „Männerbund“, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 19: *Luchs–Metrum*, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2001, 105–110.

- MENGHIN, WILFRIED: Die Langobarden (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 4), Stuttgart 1985.
- MÖLLENBERG, SOLVEIG: Tradition und Transfer in spätgermanischer Zeit. Süddeutsches, englisches und skandinavisches Fundgut des 6. Jahrhunderts (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 76), Berlin/Boston 2011.
- MÜLLER, ULRICH: Art. „Langobardische Sagen“, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 18: Landschaftsrecht–Loxstedt, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2001, 93–102.
- MUTINELLI, CARLO: Das langobardische Gräberfeld von S. Stefano in Pertica in Cividale, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 8 (1961), 139–156.
- NUBER, HANS ULRICH: Zur Entstehung des Stammes der *Alamanni* aus römischer Sicht, in: Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97), hrsg. von Dieter Geuenich (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), Berlin/New York 1998, 367–383.
- PLASSMANN, ALHEYDIS: Origo gentis. Identitäts- und Legitimitätsstiftung in früh- und hochmittelalterlichen Herkunftserzählungen (Orbis mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters, 7), Berlin 2006.
- POHL, WALTER: Paulus Diaconus und die „Historia Langobardorum“: Text und Tradition, in: Historiographie im frühen Mittelalter, hrsg. von Anton Scharer/Georg Scheibelreiter (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 32), Wien/München 1994, 375–405.
- POHL, WALTER: Alemannen und Franken. Schlussbetrachtung aus historischer Sicht, in: Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97), hrsg. von Dieter Geuenich (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), Berlin/New York 1998, 636–651.
- POHL, WALTER: Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr. (Frühe Völker), 2. Aufl., München 2002.
- POHL, WALTER: Art. „Paulus Diaconus“, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 22: Östgöotalag–Pfalz und Pfalzen, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2003, 527–532.
- POHL, WALTER: Die Germanen (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 57), 2. Aufl., München 2004.
- POHL, WALTER: Identität und Widerspruch: Gedanken zu einer Sinngeschichte des Frühmittelalters, in: Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters, hrsg. von Walter Pohl (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phi-

- losophisch-historische Klasse. Denkschriften, 322 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, 8), Wien 2004, 23–35.
- POHL, WALTER: *Archaeology of Identity*. Introduction, in: *Archaeology of Identity – Archäologie der Identität*, hrsg. von Walter Pohl/Mathias Mehofer (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften, 406 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, 17), Wien 2010, 9–23.
- REIMITZ, HELMUT: *The Providential Past. Visions of Frankish Identity in the Early Medieval History of Gregory of Tours' Historiae (sixth–ninth century)*, in: *Visions of Community in the Post-Roman World. The West, Byzantium and the Islamic World, 300–1100*, hrsg. von Walter Pohl/Clemens Gantner/Richard Payne, Farnham/Burlington 2012, 109–135.
- ROGAN, HELMUT: *Paulus Diaconus – Laudator temporis acti. Königsdarstellung und Aufbauprinzip der Buchschlüsse als Antwort auf die Frage nach dem von Paulus intendierten Ende der Historia Langobardorum* (Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz, 91), Graz 1993.
- VON RUMMEL, PHILIPP: *Habitus barbarus. Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 55), Berlin/New York 2007.
- SCHÄFERDIEK, KNUT: Art. „Serapio“, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 28: *Seddin–Skiringssal*, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2005, 194.
- SCHMIDT-WIEGAND, RUTH: *Rechtsvorstellungen bei den Franken und Alemannen vor 500*, in: *Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97)*, hrsg. von Dieter Geuenich (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), Berlin/New York 1998, 545–557.
- SCHOTT, CLAUDIETER: *Wie alemannisch sind Pactus und Lex Alamannorum?*, in: *Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung. 25 Jahre Forschungsverbund „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“*, hrsg. von Sebastian Brather/Hans Ulrich Nuber/Heiko Steuer/Thomas Zotz (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, 21), Ostfildern 2014, 167–178.
- SCHWARZ, WOLFGANG F.: *Einleitung*, in: *Paulus Diaconus, Geschichte der Langobarden. Historia Langobardorum*, hrsg. und übersetzt von Wolfgang F. Schwarz, Darmstadt 2009, 7–110.
- SIEGMUND, FRANK: *Alemannen und Franken* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 32), Berlin/New York 2000.

- SPRINGER, MATTHIAS: Art. „Kriegswesen. II. Historisches. § 2. Allg.–§ 3. Einzelfragen. Zahlen“, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 17: Kleinere Götter-Landschaftsarchäologie, hrsg. von Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer, 2. Aufl., Berlin/New York 2001, 336–343.
- STAECKER, JÖRN: Geschlecht, Alter und materielle Kultur. Das Beispiel Birka, in: *Historia archaeologica*. Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag, hrsg. von Sebastian Brather/Dieter Geuenich/Christoph Huth (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 70), Berlin/New York 2009, 475–500.
- STEINACHER, ROLAND: The Herules: Fragments of a History, in: *Neglected Barbarians*, hrsg. von Florin Curta (Studies in the Early Middle Ages, 32), Turnhout 2010, 319–360.
- STEUER, HEIKO: Theorien zur Herkunft und Entstehung der Alemannen. Archäologische Forschungsansätze, in: *Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97)*, hrsg. von Dieter Geuenich (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), Berlin/New York 1998, 270–324.
- STEUER, HEIKO: Die Alamannia und die alamannische Besiedlung des rechtsrheinischen Hinterlands, in: *Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamannen. Die Spätantike am Oberrhein. Große Landesausstellung Baden-Württemberg im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe, 22.10.2005–26.02.2006*, hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Stuttgart 2005, 26–41.
- STEUER, HEIKO: Die Alamannen in der Merowingerzeit, in: *Die Alamannen auf der Ostalb. Frühe Siedler im Raum zwischen Lauchheim und Niederstotzingen. Begleitheft zur gleichnamigen Sonderausstellung im Alamannenmuseum Ellwangen vom 26. Juni 2010 bis 16. Januar 2011, zusammengestellt von Andreas Gut (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, 60)*, Stuttgart 2010, 68–79.
- THEUWS, FRANS / MONICA ALKEMADE: A Kind of Mirror for Men: Sword Depositions in Late Antique Northern Gaul, in: *Rituals of Power. From Late Antiquity to the Early Middle Ages*, hrsg. von Frans Theuws/Janet L. Nelson (The Transformation of the Roman World, 8), Leiden/Boston/Köln 2000, 401–476.
- WEISER, LILY: Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, 1), Bühl (Baden) 1927.
- WESCH-KLEIN, GABRIELE: Recruits and Veterans, in: *A Companion to the Roman Army*, hrsg. von Paul Erdkamp (Blackwell Companions to the Ancient World), Malden MA/Oxford/Carlton 2007, 435–450.
- WIDENGREN, GEO: Der Feudalismus im alten Iran. Männerbund – Gefolgswesen – Feudalismus in der iranischen Gesellschaft im Hinblick auf die indogermanischen Ver-

hältnisse (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein Westfalen, 40), Köln/Opladen 1969.

ZETTLER, ALFONS: Geschichte des Herzogtums Schwaben, Stuttgart 2003.

ZOTZ, THOMAS: Die Alemannen um die Mitte des 4. Jahrhunderts nach dem Zeugnis des Ammianus Marcellinus, in: Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97), hrsg. von Dieter Geuenich (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), Berlin/New York 1998, 384–406.

Antje Fehrmann

Heterotopien: Kindliche Raumwahrnehmung als produktive Kategorie der Architektur- und Kunstgeschichte

Michel Foucault kritisierte 1977 in einem Gespräch mit Bernard-Henri Lévy den Intellektuellen, der allzu oft als Prophet oder gar Gesetzgeber auftrete:¹ „Ich träume von dem Intellektuellen als dem Zerstörer der Evidenzen und Universalien, der in den Trägheitsmomenten und Zwängen der Gegenwart die Schwachstellen, Öffnungen und Kraftlinien kenntlich macht, der fortwährend seinen Ort wechselt, nicht sicher weiß, wo er morgen sein noch was er denken wird, weil seine Aufmerksamkeit allein der Gegenwart gilt; der, wo er gerade ist, seinen Teil zu der Frage beiträgt, ob die Revolution der Mühe wert ist, und welche (ich meine: welche Revolution und welche Mühe), wobei sich von selbst versteht, dass nur die sie beantworten können, die bereit sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um sie zu machen.“²

Sind vielleicht Kinder die wahren Intellektuellen, von denen Foucault träumt, weil sie fortwährend die vermeintlichen Selbstverständlichkeiten der Erwachsenen erschüttern, weil Kinder ihren Ort wechseln und sich allein der Gegenwart zuwenden?³ Tatsächlich unterwerfen sich Kinder weder den Zwängen strukturierter Anschauung noch geleiteter Erschließung umbauter Räume. Wenn sie sich diese aneignen, geschieht dies auf den ersten Blick intuitiv, fragmentarisch und wenig strukturiert. Dass erwachsene Kunst- und Architekturbeschreibung – als Verbalisierung von Wahrnehmung – im Gegensatz dazu klar gegliedert erfolgen und bestimmte Vorgaben erfüllen muss, scheint in Forschung und Lehre selbst-

1 Herzlicher Dank gebührt Annette Cremer für die Einladung nach Gießen und ihre Motivation, über Elternschaft und deren Impulse für die Forschung in der Kunstgeschichte nachzudenken. Für Hinweise danke ich weiterhin Anna Degler, Insa Fooker, Christian Freigang, Karin Gludovatz und Karin Kranhold.

2 Foucault, *Nein zum König Sex*, 198.

3 Zum Begriff der Evidenz Ritter, *Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Sp. 829–832, s. v. Evidenz (W. Halbfass); zur visuellen Evidenz Wimböck/Leonhard/Friedrich, *Evidentia*, 10 f.

verständlich. Bauten beschreibt man gewöhnlich von unten nach oben, von der Großform zur Kleinform. Es folgen die Analysen von architektonischem Raum und materiellem Körper, der Nutzung, der prozessualen Qualitäten wie Raumfluchten, Blickachsen und Licht, die topografische Einordnung, der historische Kontext, die kunstsoziologische Bedeutung, der typologische Vergleich mit anderen Bauten usw. Weil beinahe alle Gebäude auf Nutzung und Rezeption durch Erwachsene ausgerichtet werden, spielt für die Formfindung keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle, dass sie auch von Kindern wahrgenommen wird. Aber was unterscheidet die strukturierte und nach Konventionen verbalisierte Rezeption Erwachsener von einer kindlichen Wahrnehmung, Erfahrung und Beschreibung in Text und Bild?

Die den Kindern eigene Raumwahrnehmung ist bislang kaum wissenschaftlich untersucht worden.⁴ Vereinzelt sind Überlegungen zur kindlichen Rezeption in die Einrichtung und Möblierung von Kindergärten oder in die Stadterkundungen von Schülern mittels Kartografieren des Raums („Mapping“) eingeflossen. Letztere sind jedoch von Erwachsenen angeleitete Analysen von Bauten zur bildhaften Vermittlung des kulturellen Erbes, die beispielsweise in Seminaren an der Technischen Universität Dortmund oder der Freien Universität Berlin erarbeitet und wissenschaftlich begleitet werden.⁵ Die folgenden Überlegungen zu Raumwahrnehmung und Architekturbeschreibung von Kindern und ihre Einordnung in historische Zusammenhänge sind daher als Anstoß für weitere Forschung zu verstehen.

Kinder vermitteln beim spielerischen Bauen ähnliche Überlegungen zu Statik, Nutzen und Schönheit, wie sie die Theoretiker seit der Antike formulieren. Um 33 v. Chr. bestimmte der zum Architekten ausgebildete, aber vor allem als Ingeni-

4 Piaget/Inhelder, Entwicklung des räumlichen Denkens. Der Raumbegriff bezieht sich im Folgenden auf den physisch erfahrbaren, gebauten Raum und nicht auf einen virtuellen Raum.

5 Simms, Raum des Kleinkindes, 21–32. Welzel, Weltwissen Kunstgeschichte, besonders 30–38 zum Kartografieren (Klaus-Peter Busse); Kranhold/Krüger, Bildung; außerdem die von der Wüstenrot-Stiftung herausgegebenen Stadtpäher-Hefte unter Projektleitung von Klaus-Peter Busse und Barbara Welzel.

eur arbeitende Vitruv in seinen zehn Büchern über die Baukunst folgende kategoriale Grundbegriffe: die *firmitas* (Festigkeit), also die Statik des Gebäudes und des Fundaments, die *utilitas* (Zweckmäßigkeit), die aufgrund von Funktion oder Nutzung der Bauten vor allem deren Grundriss bestimmt, sowie die *venustas* (Anmut), welche die Ästhetik, die Proportionen und damit die Angemessenheit umfasst.⁶ Dabei transportieren die Maßvorstellungen *eurythmia* und *symmetria* ein „anthropomorphes Maßsystem“ der vom menschlichen Körper abgeleiteten Maße wie zum Beispiel Fuß, Elle oder Nasenlänge.⁷ Die Anmut eines Gebäudes und damit der Ruhm des Architekten hängt laut Vitruv vom rechten Maß und der rechten Proportion ab. Die Urhütte, so Vitruv, stehe am Anfang menschlicher Zivilisation und sei der Anfang aller Baukunst.⁸ Kinder erschließen sich Räume bereits in den ersten Lebensmonaten visuell durch regungsloses Schauen, in dem Raumeindrücke, Licht und Schatten sehr wohl verarbeitet sein müssen, da auch jetzt schon offensichtlich Räume wiedererkannt werden. Beim Krabbeln erfahren Kinder den Raum dann durch Sich-Nähern und Sich-Entfernen in seinen Dimensionen und erkennen Raumfolgen, Fenster und Türen sowie Hindernisse und Wände. Geht das Versteckspiel zu Beginn mit dem wiederholten Abdecken der Augen einher, verorten Kleinkinder den anderen Menschen relativ zu seiner Zeit, gleichermaßen wie Momentaufnahmen verbunden mit der Erkenntnis, dass dieser andere einen Augen-Blick später seine Position im Raum verändert haben kann. Eigene Urräume für sich selbst, die sie dauerhaft den Blicken entziehen, bauen Kinder später in Form von Höhlen oder abgedeckten Nischen, die ebendiesen vitruvianischen Grundbegriffen entsprechen, aber eigenen ästhetischen Prinzipien folgen. Neben dem Sehen, Gehen oder Rennen sind auch der Geruch, die Raumtemperatur und die Akustik relevante Kategorien der kindlichen Raumerschließung, die später – häufig unbewusst – noch die sensorische und atmosphärische Raumerschließung von Erwachsenen bestimmen.

Leon Battista Alberti übernimmt die Begrifflichkeiten Vitruvs Mitte des 15. Jahrhunderts in seine zehn Bücher über die Baukunst, zeigt aber ein grundle-

6 Germann, Architekturtheorie, besonders 10 f., 17.

7 Zöllner, Vitruvs Proportionsfigur, 80, 114 f. Vgl. auch Germann, Architekturtheorie, besonders 10 f., 17.

8 Vitruv, Zehn Bücher über Architektur, 2. Buch, Kapitel I (Vom Ursprung der Gebäude).



Abb. 1
Liber Divinorum Operum
der Hildegard von Bingen
(Lucca-Codex), Miniatur
zur 2. Vision: Mikro- und
Makrokosmos, um 1220/30,
Lucca, Bibliotheca Statale,
Codex 1942

gend anderes Verständnis von Raumkonstruktion und Ästhetik: „Ich habe nämlich gesehen, daß ein Gebäude eine Art Körper sei, der wie andere Körper aus Linien und der Materie besteht. Die ersteren werden vom Geiste hervorgebracht, die letztere aber gewinnen wir aus der Natur.“⁹ In dieser körperhaften Vorstellung von Architektur, deren Umriss und Materie durch Geist und Natur konzipiert sind,

9 Alberti, *Zehn Bücher über die Baukunst*, Vorrede, 14. Außerdem ebd., erstes Buch, Über die Risse, Kapitel 9, 48 f.: „Um die allgemeine Anerkennung und Bewunderung des Bauwerkes noch zu befestigen und zu erhöhen, sollen sich die einzelnen Glieder desselben auch so aneinanderreihen, daß nicht in einem allein aller Schmuck aufgewendet erscheint, während die anderen ganz vernachlässigt geblieben sind; sondern sie sollen untereinander so zusammenpassen, daß das Ganze eher als ein einheitlicher Körper als eine verzettelte und zerstreute Zahl von Gliedern erscheint.“ Siehe auch Krufft, *Architekturtheorie*, 47; Kemp, *Architektur analysieren*, 269.

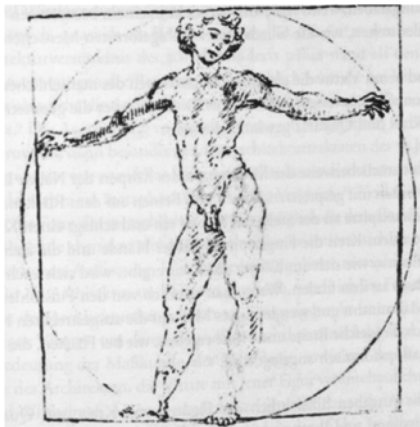


Abb. 2

Francesco di Giorgio Martini, *Vitruvian*, 1480, Florenz, Bibl. Laur., aus: Bernhard Degenhardt/Annegrit Schmitt, *Corpus der italienischen Zeichnungen II/IV*, Berlin 1982, Abb. 1949

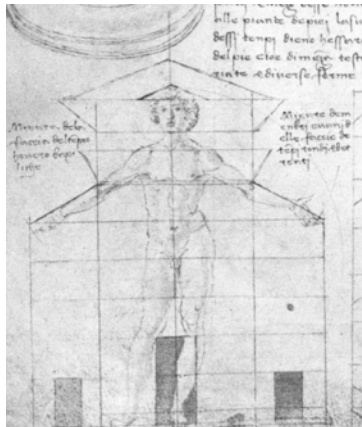


Abb. 3

Francesco di Giorgio Martini, *Kirchenbau*, vor 1486, Turin, Codex Saluzziano 148, fol. 21r, aus: Corrado Maltese, Francesco di Giorgio Martini, Mailand 1967, Tafel 38

scheinen die mittelalterlichen anthropomorphen Figurationen des Kosmos auf. Der Mensch als Mikrokosmos ist seinem kosmischen Umraum, dem Makrokosmos, eingeschrieben (ABB. 1).¹⁰

Menschliche Körper, die in Kreise, Quadrate oder eben Architekturen eingezeichnet sind, illustrieren später in dieser bildlichen Denk- und Vorstellungstradition die Vitruvianischen Überlegungen zur Proportion (Abb. 2, 3); als bekanntestes Beispiel sei Leonardo da Vincis Proportionsfigur aus dem Jahr 1490 genannt.¹¹

10 Reudenbach, *In mensuram*, besonders 656 f.

11 „Ferner ist natürlicherweise der Mittelpunkt des Körpers der Nabel. Liegt nämlich ein Mensch mit gespreizten Armen und Beinen auf dem Rücken, und setzt man die Zirkelspitze an der Stelle des Nabels ein und schlägt einen Kreis, dann werden von dem Kreis die Fingerspitzen beider Hände und die Zehenspitzen berührt. Ebenso wie sich am Kör-

Heute sind der Vergleich von Gebäuden mit Körpern und die Ableitung ihrer Proportionen von menschlichen Maßen Kindern weit weniger fremd als Erwachsenen. So beschrieben meine Töchter, als ich sie im Vorfeld meiner Überlegungen nach ihrer Raumwahrnehmung beim Besuch von Kirchen im Allgemeinen fragte, Bauten als anatomische Körper: Ein Kirchenraum sei ein „Riesenbauch“ oder ein „Riesenkopf“, in seiner den Besucher umfassenden Begrenzung „vielleicht auch ein Riesenkäfig“.¹²

Beschrieben Vitruv oder Alberti die Bauten als Einheit, sind spätere Überlegungen zum architektonischen Raum nicht nur der Aneinanderfügung einzelner Bauteile, sondern auch dem Wie ihrer Zusammensetzung oder Dekonstruktion gewidmet. Dabei ergeben sich Analogien zum kindlichen Spiel mit unterschiedlich großen Bauklötzen, die anfangs zu Türmen gestapelt, später zu Schlangen hintereinander gereiht werden. Raum könne man definieren als ein „additives Prinzip“ bestimmter Körper, so hat es Paul Frankl 1924 formuliert.¹³ Er versteht die wie aneinandergesetzt wirkenden Bauteile romanischer Bauten als Gegensatz zu seiner Vorstellung einer unter einem durchgehenden Gewölbe „divisiv“ den Raum teilenden gotischen Kathedrale. Mit Blick auf die modularen Einheiten von Le Corbusier hat Wolfgang Kemp das Aneinanderfügen von baulichen Einheiten 2009 als „progressive Modularisierung“ bezeichnet.¹⁴

Ohne auf die Ikonografie der Vitruv'schen Maßfiguren oder der in die Architektur eingeschriebenen Körper zurückgreifen zu können, untersuchen Kinder das Thema Raum unablässig mit Bauklötzen, mit Lego oder in ihren Zeichnungen. Weit über ihre Signifikanz als Haus hinaus werden Häuser in den Kinderzeichnungen plötzlich, dem altersspezifischen Erkenntnishorizont entsprechend,

per ein Kreis ergibt, wird sich auch die Figur des Quadrats an ihm finden. Wenn man nämlich von den Fußsohlen bis zum Scheitel Maß nimmt und wendet dieses Maß auf die ausgestreckten Hände an, so wird sich die gleiche Breite und Höhe ergeben, wie bei Flächen, die nach dem Winkelmaß quadratisch angelegt sind.“ Vitruv, Zehn Bücher über Architektur, 3. Buch, Kapitel I (Von den Symmetrien der Tempel), 136f.

12 Mündliche, filmisch dokumentierte Kommunikation meiner Töchter, zum Zeitpunkt der Aufzeichnung im Alter von sieben und neun Jahren.

13 Frankl, Gotik, 107. Zum Stapeln und Reihen von Bauklötzen Largo, Kinderjahre, 208–212.

14 Kemp, Architektur analysieren, 89.



Abb. 4
Clara (5 Jahre), Autofahrt zum Eisland am 1. August, Filzstift/Buntstift/
Bleistift auf Papier, 2010



Abb. 5
Alma (7 Jahre), Raum. Filzstift/Buntstift auf Papier, 2014

topografisch situiert in einer Landschaft, in der Stadt und im Universum (unter der Sonne), oder sie repräsentieren gleichsam das Universum (ABB. 4).

Zusätzlich werden die Zugänge zum Raum markiert durch Türen und Gitterfenster. Neben den Wegen und den Blickrichtungen von Menschen oder Tieren werden Licht und Raumatmosphäre zum Thema: Innenräume werden im Querschnitt gezeigt, von einer Lampe beleuchtet (ABB. 5).

Die Schwelle wird klar als konstituierende Grenze des Hauses formuliert und beschreibt in der gebauten Höhle zugleich den Beginn des eigenen, privaten Raumes. Symmetrie und symbolische Motive wie die vier Paradiesflüsse oder die Evangelisten, welche auf mittelalterlichen Bildern häufig die Grenzen des Kosmos markieren, finden sich trotz ihrer Verwandtschaft mit Märchenmotiven in den Kinderzeichnungen hingegen nicht.

Und doch ist die Raumwahrnehmung von Kindern nicht nur intuitiv, wenn schon Siebenjährige über den Kosmos und ihren eigenen Ort darin philosophieren und immer wieder sich selber in einer architektonischen Begrenzung wie dem Haus malen. Die Größe des Weltraums, seine Grenzenlosigkeit und seine Unergründbarkeit führen wiederum zu diffusen Ängsten, die mit der Wahrnehmung gebauter Architektur abgeglichen werden. Der oben beschriebene Riese spielt auf die übersteigerte Größe eines Kirchenraums an, dessen subjektive Unermesslichkeit die Kinder irritierte, die sie als bedrohlich empfanden. Diese Einschüchterung könnte dabei zumindest teilweise einer geschlechtsspezifischen Raumwahrnehmung geschuldet sein. Dass Mädchen sich einen Raum meist anders erschließen als Jungen, erklärt Iris Young durch verschiedene Faktoren, auch der Konditionierung von Mädchen ab dem Grundschulalter, die nicht auf die Anatomie zurückzuführen seien.¹⁵ Mädchen bewegen sich offenbar gesitteter und zugleich neugieriger, vielleicht weil ihnen die Regeln der Raumbegehung einleuchten, wobei ich Raum hier wiederum nicht als ein Beziehungsgeflecht, sondern als den architektonischen Raum verstehe.

Hans Sedlmayr beschreibt die mittelalterliche Kathedrale als ein hierarchisches Gefüge aus gleichartigen Formen unterschiedlicher Größe.¹⁶ Monumentale Kirchen sind ebenso Architekturen wie kleine – eine Prämisse, die eine Annäherung von Spiel und Wirklichkeit auf diesem Gebiet erst möglich macht. Auch in anderem Kontext konnte und kann die gebaute Architektur Verkleinerungen erfahren, die nicht mehr dem Bereich der Baukunst zuzuordnen sind. Zuckerarchitekturen der *entremets* oder *sotelties*, kuchenähnlichen Speisen, die zwischen den Gängen eines mittelalterlichen Festmahls gereicht wurden und beispielsweise

15 Young, *Throwing like a Girl*, besonders 152 f.; Simms, *Raum des Kleinkindes*, 29.

16 Sedlmayr, *Entstehung der Kathedrale*, 81–83.



Abb. 6

Feuerwerksbauten in Kassel 1596, aus: Wilhelm Dilich: *Ritterspiele anno 1596*, Kassel 1986, Abb. 46

se eine Burg darstellten, gehören ebenso wie Papierbauten oder Kulissen in den Grenzbereich zwischen Architektur, Skulptur und Handwerk (ABB. 6).¹⁷

Kinder übersetzen ihr eigenes Verhältnis zum Raum in das proportionale Verhältnis zwischen ihren Spielzeugfiguren und deren Behausungen, seien es Playmobil, Barbie, Puppenstuben, größere oder selbstgemachte Puppen. Puppen haben ihrerseits Wohnräume unterschiedlicher Ausmaße, deren Verkleinerung und Vergrößerung von Kindern formuliert bzw. selber nachvollzogen, also gebaut oder gebastelt werden, proportional in der Größe zum Puppenkörper. Oft scheinen die Proportionen jedoch nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, können doch auch Figuren unterschiedlicher Größen in über- oder unterdimensionierten Behausungen zusammenwohnen: Puppenhaus oder -möbel haben dann eine eher zeichenhafte Funktion für das Wohnen, die der Fantasie bloß als Anhaltspunkt

¹⁷ Fehrmann, *Mikroarchitektur*, 73.

dienen. Ähnlich den spätmittelalterlichen Zuckerarchitekturen können auch Lebkuchenhäuser Puppen gleichen oder anderen Materials aufnehmen. Die Rettung der Puppen kann mit der Vernichtung, d.h. dem Essen der umhüllenden Architektur einhergehen, das als ein Fest inszeniert wird. Aus den plastisch geformten oder additiv zusammengesetzten Kleinformen werden nicht selten Großformen, wenn sie den experimentellen Entwurf „über-stehen“. Die eigenständige Qualität von Klein- und Kleinstarchitektur wird schon in der zeitgenössischen mittelalterlichen Literatur immer wieder hervorgehoben. So bemerkt der Autor des englischen Ritterromans *Sir Gawain and the Green Knight* aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, dass sich die Burg, die er als Schauplatz der Handlungen schildert, wegen ihrer kunstvollen Anlage von Wehrtürmchen sogar mit einer Tischdekoration aus Papier messen könne.¹⁸ Ist es wirklich eine Innovationskraft, oder ist es ein grundsätzlicher Gattungsunterschied, der darauf beruht, dass Mikroarchitektur und Puppenhäuser *firmitas* und die gängige *utilitas* ignorieren können?

Wie ist es möglich, hat bereits Heinrich Wölfflin 1886 in der Einleitung zu seiner Dissertation *Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur* gefragt, „dass architektonische Formen Ausdruck eines Seelischen, einer Stimmung sein können“?¹⁹ Kinder bemerken ganz von sich aus die beherrschende Stellung der Materie, der Natur, was wiederum die Frage Wölfflins beantworten kann: „Oder der Kirchenraum ist ein Felsen. Ich bin froh, weil ich Felsen gerne mag und die Natur.“²⁰ Hier denken sie offenbar an die Marien-Wallfahrtskirche in Velbert-Neviiges von Gottfried Böhm, 1972 als technisch aufwendiger Betonfaltwerkbau fertiggestellt und wegen seiner zackigen Form vielfach mit einem Kristall oder einem Felsen verglichen, welche die Kinder beeindruckt hat (ABB. 7).²¹

Außerdem gilt ihnen im Anschluss der Raum als Kulisse einer Handlung: „Man stellt sich dazu eine Geschichte vor.“²² Victor Hugo hat erstaunlicherweise eine ähnliche Verbindung gezogen. In *Han der Isländer* von 1821 heißt es:

18 Ebd., 75.

19 Wölfflin, *Psychologie der Architektur*, 1.

20 Wie Anm. 12.

21 Voigt, Gottfried Böhm, 60–80, mit weiterer Literatur.

22 Wie Anm. 12.



Abb. 7

Velbert-Neuiges, Wallfahrtskirche Maria Königin des Friedens, 1972,

Copyright: LVR-ZMB, W. Klein

„Unsere schauerlichen Höhlen müssten halbdunkle Grotten sein, in welchen das reinste Kristall glänzt. In einer dieser Grotten würde ein berühmter Zauberer, Hannus von Thule, wohnen [...] Dieser Riese, denn ein Riese müsste es durchaus seyn, würde in gerader Linie von dem alten Mars abstammen.“²³ Im *Glöckner von Notre-Dame* formulierte er 1831: „Jetzt entwickelte sich die Architektur mit dem menschlichen Gedanken: sie wurde ein tausendköpfiger und tausendarmiger Riese und befestigte diese schwankende Symbolik unter einer ewigen, sichtbaren, fühlbaren Form.“²⁴

Reflexionen über Material, Form und die Beziehung zur Natur sind ebenfalls Teil kindlicher Architekturauffassung. Aus einem groben und rauen Material wie Beton oder Holz (dazu zählt auch feiner Sichtbeton) dürfen in den Augen meiner

23 Hugo, *Han der Isländer*, 84 f.

24 Hugo, *Notre-Dame*, 180.

Tochter keine zarten Formen gebildet sein, wohl aber kantige, eckige Formen, die naturbelassen, also ungefasst, bleiben müssen, wie die oben genannte Kirche in Velbert-Neviges. Gebäude aus natürlichem Stein, wie Marmor und Edelsteinen, sollten im Gegensatz abgerundet sein und Ornamente und harmonisierende Farben enthalten; das organische Material soll demnach von Ornament und Farbe begleitet sein. „Material und Form müssen zueinander passen. Das heißt, wenn ein Gebäude z. B. aus wunderschönem und feinem Material besteht, dann kann es trotzdem nur schön sein, wenn die Form weich ist und verwendete Farben harmonisieren.“²⁵

Versteht man ein Bauwerk nicht als Ensemble von Räumen, sondern als „Gefüge von Abschirmungen“, wie es Christoph Feldtkeller formuliert hat, ist der Raum keine feststehende architektonische Kategorie.²⁶ Er ist genauso instabil – im Kontrast zum vitruvianischen Konzept – wie die papiernen Wände eines japanischen Hauses. Denn nicht nur Wände, sondern auch täuschend echt bemalte Leinwände, die hölzerne Gerüste verkleiden und als Burgkulissen dienen, oder auch Textilien, die zum schnellen Aufbau immer gleicher Oratorien einen reisenden Fürsten in den von ihm besuchten Kirchen angemessen inszenierten, sind architektonisch zu verstehen. Kinder sind Architekten, denn sie bauen mit Hilfe von Decken oder Schals ephemere Architekturen, hier Höhlen, die verändert werden können, zerstört und wiederaufgebaut. Was beabsichtigte ein Mädchen, als es im Alter von noch nicht einmal drei Jahren fröhlich verschiedene hölzerne Türen von Florentiner Häusern und Kirchenräumen mit einem Stöckchen berührte, ähnlich einem Zauberstab, und den erstaunten Eltern erklärte, es zünde sie an? War das eine Aussage zum Material Holz und zu dessen Brennbarkeit, über die Ausmessung des Raums oder gar, was wir nicht vermuten, dessen Zerstörbarkeit? Oder war es ein Hinweis auf die Haptik unterschiedlicher Materialien, deren Fühlen das Kind aber absichtlich verweigerte? „Kinder haben eine weniger konventionelle Auffassung von den Aktivitäten“, argumentiert Eva Simms am Beispiel eines zu Autorennen benutzten Hausflurs, „die sozial in einem solchen Raum zugelassen sind.“²⁷

25 Mündliche und schriftliche Kommunikation meiner zehnjährigen Tochter.

26 Feldtkeller, Raum, 92.

27 Simms, Raum des Kleinkindes, 27.



Abb. 8
Celerina (Schweiz), San Gian,
von Süden

Mehr noch, Irrationalität kann Teil des Spiels sein.²⁸ Muss dann nicht die Kunstgeschichte den Katalog der Funktionen, die ein Raum vorgeben kann, um solche unkonventionellen Nutzungen erweitern? Wäre der Raumbegriff nicht allein in soziologischer Perspektive von Norbert Elias und seiner Nachfolge um die Beziehungen, die der Raum und seine Möblierung vorgeben, sondern auch sein architektonisches Verständnis auszudehnen?

Reinhold Wex hat vor dreißig Jahren in seiner Marburger Dissertation den spannenden Versuch unternommen, protestantische Kirchenbauten anhand ihrer Bestuhlung zu analysieren, also der Anordnung des Gestühls und der Verteilung bestimmter Gemeindemitglieder (der Bürger, des einfachen Volks).²⁹ Nicht nur der Verkauf von Plätzen nahe oder fern dem Altar, oben oder unten, ist Teil einer offenen Fragestellung, sondern auch die Menge der Besucher oder der Gemeinde. So ist die oben von meinen Töchtern beschriebene Vorstellung vom Riesenkäfig vor allem dem Eindruck der zu den Besichtigungszeiten meist menschenleeren Kirchen geschuldet. Verfolgt man Kirchenbauten aus Sicht von Kindern, stellt sich zudem die – meines Wissens in der Forschung bisher ebenso wenig wie der Vergleich mit dem Riesenkäfig diskutierte – Frage nach nichtmenschlichen Bewohnern: Ihre Lieblingskirche sei „eine ganz alte Kirche, mit Fledermäusen im Turm

28 Sutton-Smith, *Ambiguity of Play*, besonders 151–172.

29 Wex, *Raumprobleme*.

und in der Landschaft, ach ja, mit den schönen Blumen“.³⁰ Es handelt sich hier um die wegen ihrer Wandmalereien und der Holzdecke berühmte spätgotische Kirche San Gian in Celerina im Schweizer Oberengadin, deren zwei Türme, romanisch und gotisch, ideale Wohnungen für Fledermäuse abgeben (ABB. 8).

Für Kinder sind also völlig andere Bedeutungs- und Funktionszuschreibungen eines Kirchenraums wichtig: Weder diese Bewohner noch die Inszenierung des Weges durch bunte Bepflanzung sind meines Wissens wissenschaftlich aufgearbeitet.

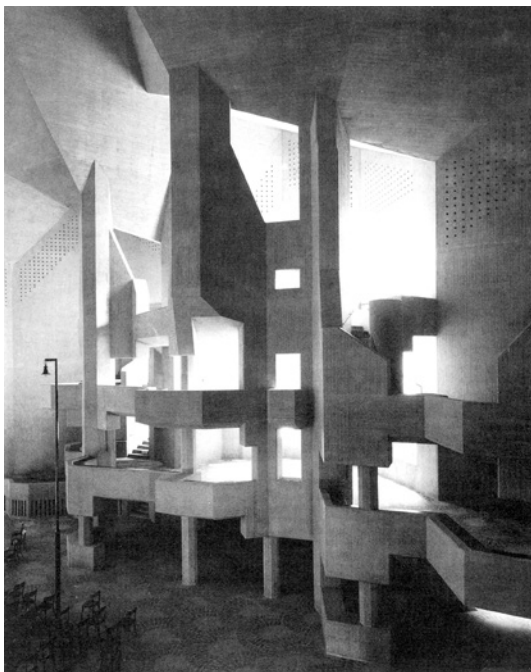
Neben dem Geruch von Moder oder Weihrauch, der das Vergnügen an der Architekturbesichtigung erheblich trüben kann, und der Raumtemperatur ist auch die Akustik wichtiger Teil kindlicher Raumerfahrung. So ist das Schreien im Raum nicht unbedingt mit Unbehagen oder mit Indifferenz gegenüber der Würde des Ortes zu begründen, sondern kann auch als Test der Akustik gewertet werden. Auch das Licht zählt zu den wesentlichen Kriterien kindlicher Raumaneignung. Der von vielen Architekten der 1950er und 1960er Jahre gebaute höhlenartige Eingangsraum, durch den man die lichte Kirche betritt, wird von Kindern sofort registriert (ABB. 9).

Architektur lässt sich auch mit Le Corbusier bestimmen als „das gelehrte, richtige und großartige Spiel der unter dem Licht versammelten Volumina“.³¹ Es gibt unzählige andere Definitionen von Architektur, ebenso wie weitere Kategorien, die das Erleben des Raums ausmachen. Das Raumerleben ist dabei im Sinne von Foucault offenbar an die Zerstörung der Evidenzen gebunden: Es ist phänomenologisch ohne jedes Wissen erfahrbar. Wichtiger Aspekt der sakralen Wirkung ist die Ergriffenheit, einem Etwas gegenüberzustehen, das (im transzendentalen Sinn) größer ist als das Selbst, möglicherweise auch das Unbehagen im oben beschriebenen „Riesenbauch“. Neben Licht, Akustik und Geruch können auch Erzählungen und Hinweise von Erwachsenen zu persönlichen Erinnerungen oder kulturellen Hintergründen die Wirkung eines gebauten Raums beeinflussen;

30 Wie Anm. 12.

31 Le Corbusier, *Vers une Architecture*, 79: „L'architecture est le jeu savant, correct et magique des volumes assemblés sous la lumière“; Übersetzung nach Kemp, *Architektur analysieren*, 265.

Abb. 9
Velbert-Neviges, Wallfahrts-
kirche Maria Königin des
Friedens, Innenansicht, aus:
Veronika Darius (1988): *Der*
Architekt Gottfried Böhm.
Bauten der sechziger Jahre,
Düsseldorf, 6



ebenso einzubeziehen sind der Gleichgewichtssinn und der Sinn für die Tiefe des Raumes.³²

Die Betrachter von dreidimensionalen Gebilden müssen, wie Sedlmayr formulierte, einiges leisten, um diese Dimensionen und Häufungen von Ornament und Skulptur zu erfassen (die fast an ein pointillistisches Gemälde denken lassen), aus verschiedenen Entfernungen, mit oder ohne Fernglas.³³ Meine damals neunjährige Tochter beschrieb ihre Wahrnehmung folgendermaßen: „Bilder weiten optisch den Raum.“³⁴ Der Standpunkt des Betrachters oder der Betrachterin ergibt sich beim Gehen, bei der Auswahl der Wege, und er verändert sich zu immer neuen

32 Schneider, *Raum bei Kindern*. Die Autorin konstatiert, dass Raumerfahrung bei Kindern weitgehend unerforscht sei.

33 Sedlmayr, *Entstehung der Kathedrale*, 81–83.

34 Wie Anm. 12.

Perspektiven. Art und Tempo der kindlichen Rauman eignung unterscheiden sich zumindest in jungen Jahren wesentlich von den Gewohnheiten Erwachsener. Fluchtwege, Toiletten, vorgegebene Wege durch den Raum wecken Interesse, Blickachsen werden aus anderer Höhe erfahren. Kirchenbänke, Mittelgänge und Seitengänge geben den Erwachsenen Regeln zum Durchqueren und Kommunizieren vor, während Kinder im Slalom durch die Bankreihen hüpfen und sich auf diese Weise, ohne es zu wissen, deren Eigenlogik entziehen.

Aber wie frei ist die Wahrnehmung von Kindern wirklich? Olafur Eliasson hat in seinem „Kinderzimmer“ in der Hamburger Kunsthalle die Steuerung der Wahrnehmung im Raum thematisiert, durch ein Spiel mit vorgegebenen bunten Plastikstäben, die jeweils nur in bestimmte Löcher einer Kugel passen (ABB. 10).

Kulturelle Sozialisation, Didaktik und Wissenschaft lenken für uns Erwachsene die Rezeption von Natur; wie weit und wodurch ist auch die Wahrnehmung der Kinder vorgegeben? Judith Plodeck spricht hier von einer „Verschiebung des Werkbegriffs von einer Werk- und Objektästhetik hin zu einer Ereignis- und Prozessästhetik, bei der dem Betrachter oftmals die Rolle eines involvierten Beteiligten zukam“.³⁵ Eliasson hat in seinem Kinderzimmer die Performanz mitgedacht: Die Kinder werden selbst zu Schöpfern, in Anspielung auf den seit dem Barock oder vielmehr seit Vitruv verbreiteten Topos vom schöpferischen Architekten, und auch die Erwachsenen sollen mitspielen.

Foucault vermutete in seinem Vortrag *Andere Räume* von 1967, dass „die heutige Unsicherheit grundlegend den Raum betrifft – jedenfalls viel mehr als die Zeit“.³⁶ Diese Annahme war nicht auf Kinder bezogen, und sie schließt auch nicht-topografische Räume ein, etwa die „Gemengelage von Beziehungen“.³⁷ Unter Heterotopien versteht Foucault im Gegensatz zu den Utopien „Gegenplatzierungen oder Widerlager“.³⁸ Auch Museen und Bibliotheken sind also „Heterotopien, in

35 Plodeck, Nauman und Eliasson, 11f.

36 Foucault, *Andere Räume*, 37.

37 Ebd, 38.

38 Ebd, 39.



Abb. 10

Olafur Eliasson, Spielraum für den Anfang der Kritik, Hamburger Kunsthalle,
<http://www.gymhum.de/DATA/GHB/Bilder/Menue/kunst2.jpg> (14.9.2016)

denen die Zeit nicht aufhört, sich auf den Gipfel ihrer selber zu stapeln und zu drängen“.³⁹ Auch Kirchen können solche Heterotopien sein, ebenso wie Räume für die Wissenschaft.

Chaos, sagte meine damals neunjährige Tochter, sei spannender als Ordnung. Der leere Raum wird von Kindern nicht als konstruktiver Denkraum verstanden – es gilt vielmehr, ihn zu füllen. Selbst die topografische Ausdehnung gebauter Räume ist Kindern zu abstrakt. Kinder lehren uns das Staunen vor ihren selbst gefundenen Erfahrungen, die unsere lange gereiften Vorstellungen von Evidenz und Systematik hinterfragen. Sie sind nur auf das Heute gerichtet und verfahren dabei

39 Ebd., 43.

kreativ und intelligent. Ohne die Forschungen Galileis oder Einsteins zu kennen, versuchen sie, sich das Weltall vorzustellen, dessen Mangel an Begrenzung und dessen unarchitektonische Gestalt sie zutiefst verunsichert. Die Kinder situieren sich im Raum in Relation zu seiner Größe und erkennen die Materie als Bedingung für einen architektonischen Raum, der einem Körper gleichen kann, ohne dass sie jemals Vitruv oder Alberti gelesen hätten. Den Kindern jedenfalls liegt das Zerstören von Evidenzen und Universalien, wie es Foucault erträumte, nicht nur durch reine Destruktion und forschenden Wiederaufbau, sondern auch durch Fragen, Zweifeln und Staunen. Durch ihre ganz eigene Sicht auf Raum, Materie und „Riesenkäfige“ geben sie Denkanstöße. Sie wechseln fortwährend ihren Ort im Raum und im Geist, vermögen sich spielerisch in verschiedene Rollen einzufügen. So können sie uns, die wir die geordnete Ruhe zum Schreiben suchen, das Denken lehren.

Literatur

- ALBERTI, LEON BATTISTA: Zehn Bücher über die Baukunst, hrsg. von Max Theuer, Wien/Leipzig 1912.
- FEHRMANN, ANTJE: Mikroarchitektur oder Makroskulptur? Kapellen, Festarchitektur und ihre Rezeption im England des Spätmittelalters, in: Mikroarchitektur im Mittelalter. Ein gattungsübergreifendes Phänomen zwischen Realität und Imagination, hrsg. von Christine Kratzke/Uwe Albrecht, Leipzig 2008, 61–80.
- FELDTKELLER, CHRISTOPH: Der architektonische Raum, eine Fiktion. Annäherung an eine funktionale Betrachtung, Braunschweig 1989.
- FOUCAULT, MICHEL: Nein zum König Sex. Ein Gespräch mit Bernard-Henri Lévy, übersetzt von Ulrich Raulf, in: Michel Foucault, Dispositive der Macht, Berlin 1978.
- FOUCAULT, MICHEL: Andere Räume (1967), in: Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, hrsg. von Karlheinz Barck/Peter Gente/Heidi Paris u. a., 5. Aufl., Leipzig 1993.
- FRANKL, PAUL: Der Beginn der Gotik und das allgemeine Problem des Stilbeginnes, in: Festschrift Heinrich Wölfflin. Beiträge zur Kunst- und Geistesgeschichte, München 1924, 107–125.
- GERMANN, GEORG: Einführung in die Geschichte der Architekturtheorie, 3. Aufl., Darmstadt 1993.
- HUGO, VICTOR: Notre-Dame oder die Liebfrauenkirche zu Paris. Ein historischer Roman, übersetzt von Friedrich Seybold, Stuttgart 1835.
- HUGO, VICTOR: Han der Isländer. Ein historischer Roman, übersetzt von Friedrich Seybold, 2 Bände, Stuttgart 1839.
- KEMP, WOLFGANG: Architektur analysieren, München 2009.
- KRUFT, HANNO-WALTER: Geschichte der Architekturtheorie, 5. Aufl., München 2004.
- KRÜGER, KLAUS / KARIN KRANHOLD (Hrsg.): Bildung durch Bilder, Berlin 2011.
- LARGO, REMO H.: Kinderjahre, 13. Aufl., München/Zürich 2007.
- LE CORBUSIER: Vers une Architecture (1920), 2. Aufl., Paris 1929.
- PIAGET, JEAN / BÄRBEL INHELDER: Die Entwicklung des räumlichen Denkens beim Kinde, Stuttgart 1975.
- PLODECK, JUDITH: Bruce Nauman und Olafur Eliasson. Strategien performativer Installationen, Potsdam 2010.

- REUDENBACH, BRUNO: In mensuram humani corporis. Zur Herkunft der Auslegung und Illustration von Vitruv III 1 im 15. und 16. Jahrhundert, in: Text und Bild. Aspekte des Zusammenwirkens zweier Künste in Mittelalter und früher Neuzeit, hrsg. von Christel Meier/Uwe Ruberg, Wiesbaden 1980, 651–688.
- RITTER, JOACHIM (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel u. a. 1971.
- SCHNEIDER, KORNELIA: Raum wahrnehmen und Raum erkunden bei Kindern bis zu drei Jahren. Ein weitgehend vernachlässigtes Thema der Pädagogik, Architektur und der Entwicklungspsychologie, unter: <http://www.uni-siegen.de/bak/forschung/tagung/tagung/publikation.html?lang=de> (18.11.2015).
- SEDLMAYR, HANS: Entstehung der Kathedrale, Graz 1988.
- SIMMS, EVA-MARIA: Der erlebte Raum des Kleinkindes. Tiefenstrukturen der menschlichen Raumerfahrung, in: Raum für Bildung. Ästhetik und Architektur von Lern- und Lebensorten, hrsg. von Hildegard Schröteler-von Brandt/Thomas Coelen/Andreas Zeising u. a., Bielefeld 2012, 21–32.
- SUTTON-SMITH, BRIAN: The Ambiguity of Play, 2. Aufl., Cambridge, Mass./London 2001.
- VITRUV: De architectura libri decem. Zehn Bücher über Architektur, hrsg. von Curt Fensnerbusch, Darmstadt 1964.
- VOIGT, WOLFGANG (Hrsg.): Gottfried Böhm, Berlin 2006.
- WELZEL, BARBARA (Hrsg.): Weltwissen Kunstgeschichte. Kinder entdecken das Mittelalter in Dortmund, Norderstedt 2013.
- WEX, REINHOLD: Ordnung und Unfriede. Raumprobleme des protestantischen Kirchenbaus im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland, Marburg 1984.
- WIMBÖCK, GABRIELE / KARIN LEONHARD / MARKUS FRIEDRICH: Evidentia. Reichweiten visueller Wahrnehmung in der frühen Neuzeit, Berlin 2007.
- WÖLFFLIN, HEINRICH: Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur, München 1886.
- WÜSTENROT STIFTUNG (Hrsg.): Stadtpäher im Dortmunder U, Ludwigsburg 2014.
- YOUNG, IRIS: Throwing Like a Girl. A Phenomenology of Feminine Body Comportment Motility and Spatiality, in: Human Studies 3 (1980), 137–156.
- ZÖLLNER, FRANK: Vitruvs Proportionsfigur. Quellenkritische Studien zur Kunstliteratur im 15. und 16. Jahrhundert, Worms 1987.

Florian Heßdörfer

Hass und Harmonie. Das doppelte Kind des Doktor Piaget

Vom Mensch zum Kind

Was „moderne Wissenschaft“ heißt, zeichnet sich nicht zuletzt dadurch aus, die großen Fragen zu vermeiden und sie in kleinere zu zerlegen, deren Bearbeitung mehr Gewissheit verspricht als die an den großen entzündeten Spekulationen. So lässt sich beobachten, wie die Frage „Was ist der Mensch?“ mehr und mehr aus ihrem Kompetenzbereich verschwindet und im Bewusstsein der Historizität unserer Gattung anderswo und verändert auftaucht. Ein Beispiel hierfür ist die Frage nach dem Kind. Die Entwicklungsgesetze vom Kind zum Erwachsenen zu verstehen verspricht den Forschenden nicht nur Kenntnis über das Kind, sondern zugleich Einblick in das, was die Spezifik des Menschen ausmacht. Das Rätsel des Menschen kehrt im Rätsel des Kindes wieder – eine Konstellation, die Eltern ab dem 20. Jahrhundert gut kennen dürften. Was will es? Warum schreit es? Wie geht es ihm? Und vor allem: Was tun? Die proklamierte Aufwertung des Kindes unter dem Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes“ vollzog sich gemeinsam mit einer Auflösung tradierter Gewissheiten und einer Dynamik der Verunsicherung und Sorge. Die Angst vor der zügellosen Tyrannei des kindlichen Willens, die in der Geschichte der Kindheit zu rabiaten Gegenmaßnahmen führte, wurde bald von der komplementären Angst *um* das Kind überlagert und verdrängt. „Sind so kleine Hände/winz'ge Finger dran./Darf man nie drauf schlagen/die zerbrechen dann.“ Die in Bettina Wegners Lied *Kinder* exemplarisch verdichtete Sorge um den Opferstatus des Kindes schneidet die aggressiven Impulse um das kindliche Leben ebenso ab wie der verbreitete Rückgriff auf die Bibelstelle, in der Jesus sein Herz für Kinder verkündet: „Wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“¹ Dass der

1 Deutsche Bibelgesellschaft, Die Bibel, Stuttgart 1912, Matthäus 18:3.

Abschnitt weitergeht mit: „Nur wer sich selbst erniedrigt wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich“, hat in den zeitgenössischen Rezeptionsbedürfnissen nur wenig Platz.

Wer heute mit Kindern lebt, dürfte mit dieser affektiven Gemengelage um das kindliche Dasein auch ohne Textexegese vertraut sein und erfahren, wie heranwachsende Menschen in so unterschiedlichen wie komplexen Beziehungsgeflechten Gestalt annehmen und untrennbar von unseren eigenen Gefühlen, Bedürfnissen und Verstehensweisen existieren. Diese Erfahrung kann sich auch in der Wahl unserer wissenschaftlichen Perspektiven auf den Status von Subjekten und ihr Werden niederschlagen. Wer den mitunter brüchigen Boden eines mit Kindern geteilten Lebens kennt, mag anschließend einen anderen Zugang zu Theorien haben, welche diese unhintergehbare Basis prekärer Beziehungsförmigkeit betonen. „Als Körper, der von Anfang an der Welt der anderen anvertraut ist, trägt er ihren Abdruck, wird im Schmelztiigel des sozialen Lebens geformt. [...] Diese Konzeption bedeutet, dass wir verletzbar sind durch diejenigen, die wir wegen unseres geringen Alters weder kennen noch beurteilen können. [...] Verletzbar durch ein weites Spektrum der Berührung, das an einem Ende die Auslöschung unseres Seins und am anderen Ende die physische Unterstützung unseres Lebens umfasst“.² Wenn wir etwa mit Judith Butler diese riskante Relationalität des Daseins anerkennen, blicken wir anders auf Theorien, die auf einem gegenteiligen Basisprinzip wie dem des Gleichgewichts beruhen. Genau ein solcher „schräger Blick“ wird im Folgenden auf die Entwicklungstheorie Jean Piagets geworfen. Während wir die Logik seines Gleichgewichtstheorems entfalten, gilt unser Hauptaugenmerk den Spuren seines Gegenteils. Piaget, dessen erste Arbeiten auch anhand von Untersuchungen an seinen eigenen drei Kindern entstanden, skizziert Modelle und Gesetzmäßigkeiten, die soziale Beziehungen und Abhängigkeiten zwar als strukturelle Randbedingungen der Entwicklung kennen, jedoch immer mehr als äußeres Korrektiv denn als potentielle Bedrohung. Unsere Lektüre folgt damit einer klaren Absicht: Wir suchen nach jenen Resten und Spuren, die sein Schweigen als Vater im Zentrum seiner wissenschaftlichen Rede hinterlässt.

2 Butler, *Gefährdetes*, 43 u. 48.

Piaget und das Gesetz

Wenn Piaget in seinen Untersuchungen über das kindliche Denken und dessen Entwicklung zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Menschen gibt, fällt diese doppelt aus: (1) Der Mensch zeichnet sich durch seine Fähigkeit zu intelligentem Denken aus. (2) Im Zentrum dieses Intelligenzpotentials arbeitet eine Dynamik, deren Prinzip und Telos das Gleichgewicht ist. „Die Intelligenz besteht nicht aus einer isolierten Anzahl von diskontinuierlichen Erkenntnissen. Sie ist nicht eine Struktur unter vielen anderen, sondern die Gleichgewichtsform, zu der alle Strukturen streben, deren Entstehung man bereits in der Wahrnehmung, in den Gewohnheiten und in den elementaren senso-motorischen Mechanismen finden kann“.³ Auf dieser Erkenntnis gründet Piaget zugleich eine rudimentäre Handlungstheorie: „Das Individuum handelt nur, wenn es das Bedürfnis zum Handeln empfindet, d. h. wenn das Gleichgewicht zwischen Organismus und der Umwelt für den Augenblick gestört ist; und die Handlung bezweckt eben die Herstellung dieses Gleichgewichts“.⁴

Bereits hier lässt sich das grundlegende Gefüge erkennen, das bei Piaget alle Entwicklungsstufen regiert: der Kampf um ein Gleichgewicht, das durch immer neue Störungen zu immer höheren und ausdifferenzierteren Strukturen strebt. Dass ein solches Gleichgewicht nur in der Form eines darum ringenden Prozesses zu haben ist, liegt auch an den beiden Verhältnisformen, die Piaget zwischen dem Individuum und seiner Umwelt erkennt. Wenn diese ineinandergreifen, führen sie zu fortschreitender Adaption des Organismus an seine Umwelt – für sich allein genommen steuern sie auf die Katastrophe des Gleichgewichtsverlustes hin. Piaget nennt diese beiden Mechanismen Assimilation und Akkommodation.⁵ In der Assimilation benutzt der Organismus ein bereits erlerntes Schema und wendet es ohne Rücksicht auf die verschiedensten Dinge an, die es seinem Schema ungeprüft assimiliert. So steht dem Neugeborenen etwa der Saugreflex zur Verfügung, der zur Flüssigkeitsaufnahme gut geeignet ist. Die Tendenz der Assimilati-

3 Piaget, Psychologie, 9.

4 Ebd., 6.

5 vgl. Piaget, Psychologie und Piaget, Theorie.

on führt jedoch dazu, dass dieses Saugschema auch jenseits von Flasche und Brust am zur Verfügung stehenden Gegenstandsbereich angewendet wird. Die Gefahr der Assimilation ist deutlich sichtbar: Die orale Übergriffigkeit des Kindes käme ohne Korrektiv zu einem Objektverhältnis, das die Welt vorrangig entlang seines Saugschemas organisierte – und damit denkbar weit an der Objektivität und Eigenheit der Dinge vorbei zielte. Zum Glück springt hier das Gegenprinzip der Akkommodation ein. Wenn ein vorhandenes Schema auf eine Erfahrung trifft, die sein Funktionieren irritiert, besitzt das Individuum nach Piaget die intelligente Fähigkeit, das vorhandene Schema auszudifferenzieren bzw. ein neues zu bilden. Nach einigen Versuchen an „nichtsaugbaren“ Gegenständen kann sich Saugbarkeit als Unterscheidungskriterium etablieren und mit anderen Erfahrungsmodalitäten kombinieren: Was sich hart und trocken anfühlt, ist möglicherweise nicht sonderlich saugbar etc. Akkommodation bezeichnet demnach die Fähigkeit des Organismus, seine Wahrnehmungskategorien und sein Denken den Bedingungen der Umwelt anzupassen.

Während das umkämpfte Gleichgewicht von Assimilation und Akkommodation das Entwicklungsprinzip von Piagets Entwicklungstheorie bildet, dient dieses Prinzip zugleich dazu, ein wesentliches Ziel der Entwicklung zu sichern – die Annäherung des Individuums an die Objektivität der Dinge.⁶ Gleichgewicht und Objektivität stehen daher auf der wackeligen Brücke vom Sein zum Sollen und markieren nicht nur Mechanismen, die beschrieben werden können, sondern auch Maßgaben des guten Werdens, die gefördert werden sollen. Gerade in der beständigen Sorge um Objektivität in Wahrnehmung und Denken der Heranwachsenden kehrt ein pädagogischer Zug in Piagets Arbeiten ein, der von dem Grenzbereich zeugt, an dem der Forscher nicht aus der Haut des Vaters kommt. Ein Schlaglicht auf dieses Problem wirft eine denkwürdige Bemerkung, die Piaget am Ende des Buches *Von der Logik des Kleinkindes zur Logik des Heranwachsenden* hinterlässt und uns einen unerwarteten Einblick gestattet – nicht in die Logik des

6 Piagets Interesse an der Herausbildung von Wahrnehmungsschemata – durch die Objekte in der Erfahrung überhaupt erst konstituiert werden – folgt damit nicht nur einer erkenntnistheoretischen Fragestellung, sondern zugleich einer eher „erkenntnispädagogischen“ Bemühung, für welche die richtige Wahrnehmung als Zugang zur Objektivität ein wesentliches Ziel der Erziehung bildet. Zum diesbezüglichen Verhältnis von Kant und Piaget siehe Schmidt, Geltung, 1998.

Kindes, doch in die Logik seiner Vaterschaft: „Das Ich ist hassenswert, um so mehr als es mächtig ist“.⁷

Im Folgenden werden wir versuchen, die Wurzeln eines „Hasses“ zu rekonstruieren, den Piaget mit einem Objekt verknüpft, das er hier das „Ich“ nennt. Auf der Bahn dieses Affekts gelangen wir zu einer Seite Piagets, die jenseits seiner Rolle des neugierig-distanzierten Forschers liegt und eine Ebene der Beziehung zur Geltung bringt, die in seinen Arbeiten sonst nur beiläufig Beachtung findet.

Zunächst scheint Piaget im „Ich“ auf etwas zu zielen, das den beiden Leitbildern von Gleichgewicht und Objektivität im Wege steht und auf eine binäre Opposition verweist: Objektivität gegen die Übermacht der Subjektivität, Gleichgewicht gegen die Bedrohung des Ungleichgewichts. Gegen die Klarheit dieser Aufteilung spricht jedoch nicht nur die prinzipielle Verschränkung der beiden ersten Bereiche, die Piaget durchaus einräumt („Tatsächlich verschmelzen Subjekt und Objekt in jeder Handlung“),⁸ sondern auch die Qualität des Affekts, die Piagets Bemerkung zu Tage fördert. Wo Hass am Werk ist, existiert dessen Objekt nicht einfach in der sicheren Ferne eines klar konturierten Gegenübers, sondern rückt demjenigen, den der Hass ergreift, zu nahe und will auf Distanz gehalten werden. Carl Schmitt hat solche Verhältnisse als Feindschaft konzipiert und deren Grundstruktur in dem prominenten Hinweis auf einen Vers Theodor Däublers verdichtet: „Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt.“⁹ In diesem Sinne lautet unsere Vermutung, dass das „Ich“, dem Piaget den Hass erklärt, nicht schlichtweg auf der anderen Seite steht, sondern etwas versammelt, das im Inneren des Eigenen arbeitet, jedoch nur in seiner Übersetzung ins Andere kenntlich wird. Zur Rekonstruktion der Piaget eigenen Frage in der Gestalt des verworfenen Ich wenden wir uns zwei Bereichen zu: zum einen seinen Überlegungen zum Status des Möglichen, zum anderen seiner Theorie der Symbolbildung.

7 Piaget/Inhelder, *Psychologie*, 337.

8 Piaget, *Theorie*, 44.

9 Für einen Überblick über die Varianten, in denen Schmitt sich diese Formulierung aneignet, siehe Meier, *Lehre*, 76 f.

Problemzonen: Das Mögliche und das Symbolische

Beide, sowohl der Eintritt in den Raum des Möglichen als auch der Schritt zum Symbolischen, werden bei Piaget als riskante Etappen gedacht, jedoch auf unterschiedlichen Stufen der Entwicklung. Zunächst führt Piaget das Symbolische durch die Gegenüberstellung zweier kindlicher Spielformen ein, des „Übungsspiels“ und des „Symbolspiels“. Das einfache „Übungsspiel“ besteht in der wiederholten Anwendung bereits erarbeiteter Schemata – einen Stein durch eine passende Öffnung schieben, das Fallenlassen eines Gegenstandes durch das Öffnen der Hand – und wird als ein Phänomen beschrieben, das für den Forscher „kein spezifisches Problem“ darstelle. Die beim Kind beobachtbare Lust resultiere schlichtweg aus einer immer wieder gelingenden „Assimilation um der Assimilation willen“, und die einhergehende Freude sei vor allem „Freude, Ursache zu sein“.¹⁰ Vor einem Problem steht der Forscher jedoch beim Übergang zum Symbolspiel: „Das Auftauchen des Symbolismus ist der Stein des Anstoßes [...]. Warum wird das Spiel symbolisch, statt einfach sensomotorische Übung oder intellektuelles Probieren zu bleiben?“¹¹ Dieses „Warum“ betrifft den Symbolismus als Potential einer ungeheuren Abweichung vom doppelten Ideal aus Stabilität und Objektivität. In diesem Sinne betrifft das Warum nicht allein eine Frage nach den Faktoren, sondern enthält die Spuren einer Klage: „Warum suchst du dir diese schlechte Gesellschaft des Symbols?“ Wurde schon die als „Übung“ gerechtfertigte „Assimilation um der Assimilation willen“ als „entstellend“ charakterisiert, treibt sie in Tateinheit mit dem Symbolismus weiter in die befürchtete Richtung: Das Symbolspiel „ist eine Abweichung oder eine Dissoziation von der Intelligenz in Richtung der reinen Assimilation“.¹² Diese Abweichung lässt sich auf frischer Tat immer dort ertappen, wo das einfache Spiel sich der „imaginativen Fiktion“¹³ bedient und die Realität der Dinge der Willkür der Fantasie unterliegt; etwa wenn der Baustein nicht mehr einfach in die passende Öffnung geschoben wird, sondern über den Teppich wandert und dabei nicht als Stein, sondern als Fahrzeug imaginiert wird.

10 Piaget/Inhelder, *Psychologie*, 209.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Ebd., 211.

Die Gefahr, die hier im Raum steht – dass „irgendwas mit irgendwelchen Mitteln symbolisiert wird“¹⁴ – und Steine in Wolken, Häuser, Würste, Kühe oder Mütter zu verwandeln droht, birgt jedoch ihre eigene Lösung. Piaget sanktioniert den Symbolismus als notwendiges Bindeglied zur Entstehung des eigentlichen Zeichens. Wird im Symbolismus ein vorwiegend visuelles Wahrnehmungsschema, wie etwa das „Auto“, weitgehend egozentrisch zum Einsatz gebracht, so begründen solche Handlungen zugleich die semiotische Basisrelation von Zeichen und Bezeichnetem, die ohne solche Wahrnehmungsstützen auskommt: „Das Bild ist demnach ein früher schon akkommodiertes Schema und stellt sich von nun in den Dienst einer aktuellen Assimilation, die ebenfalls interiorisiert ist, und zwar als ‚Zeichen‘ in Bezug auf die bezeichneten Dinge oder Bedeutungen“.¹⁵ Das „echte“ Zeichen birgt für Piaget einen entscheidenden Gewinn. Erst mit seiner Hilfe kann sich das Individuum schließlich vom zwielichtigen Status der Wahrnehmung trennen, die Piaget als doppelt problematisch herausarbeitet: Sie droht nicht nur von einer falschen Akkommodation regiert zu werden, die sich nachgiebig dem Wahrgenommenen als dem Tatsächlichen unterordnet, sondern wird gleichzeitig vom Problem einer blind assimilierenden Egozentrik verfolgt, welche die eigene Perspektive jedes Wahrnehmungsvorganges zu verkennen droht. Die Richtung der erhofften Entwicklung wird deutlich, wenn Piaget betont, dass das imaginäre Spiel des Symbolismus „nur dem individuellen Denken zugänglich ist, während das reine ‚Zeichen‘ immer sozial ist“.¹⁶ Erst in der Sphäre „reiner Zeichen“ kann daher der prekäre Hang des Individuums zum Egozentrismus erfolgreich unterbunden werden. Zwar kann auch das zeichenbasierte Denken alles Mögliche seinen Begriffen und Kategorien assimilieren, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, dass diese „rationale Assimilation in Bezug auf das Individuum dezentriert“ ist.¹⁷ Die Rationalität des Zeichens ist demnach fähig, das Individuum von seinem eigenen Schwerpunktzentrum zu lösen und es allmählich von der Willkür der eigenen Lust zur Notwendigkeit einer sozial rückversicherten Intelligenz zu bewegen. Anschaulich wird diese postulierte Entwicklungsrichtung vom willkürlichen Symbol

14 Ebd.

15 Ebd., 210.

16 Ebd.

17 Ebd., 208.

zum rationalen Zeichen an den von Piaget gewählten Beispielen. So wird ein Kind, das „eine Katze, die auf der Mauer geht, mit Hilfe eines Schneckengehäuses, das mit der Hand auf einer Pappschachtel geschoben wird“, symbolisiert, zum Inbild jener exzessiven Assimilation, die „irgendwas mit irgendwelchen Mitteln symbolisiert“¹⁸ und demgegenüber die Figur des Dreiecks zum Unterpfand einer Denkopoperation, die sich in Richtung der Objektivität und „wirklicher Anpassung“ bewegt: „[D]ie Darstellung des Dreiecks [ist] adäquat und präzise in dem Maße, wie das Dreieck ein Problem darstellt, d. h. in dem Maße, wie es ein Bedürfnis nach wirklicher Anpassung auslöst, wirklicher Anpassung mit Akkommodation an das Objekt und Assimilation des Objekts an ein System von Relationen, die vom Ich dezentriert sind, während die Evokation der Katze auf der Mauer kein anderes Ziel hat als eine momentane Befriedigung des Ich.“¹⁹

Eine ähnliche Konstellation kehrt bei der letzten Entwicklungsstufe zur „formalen Operation“ wieder. Wie beim kindlichen Spiel das Verhältnis zwischen Wahrnehmungsobjekten und ihren Repräsentationen auf dem Spiel stand, beschäftigt sich Piaget nun mit der Veränderung des Verhältnisses der Kategorien von „Wirklichkeit“ und „Möglichkeit“ in der Phase der Adoleszenz. Vor der Adoleszenz sei der Raum des Möglichen ein relativ beschränktes Feld, das sich weitgehend am Gegebenen orientiere. „Kurz, das konkrete Denken bleibt grundsätzlich im Wirklichen verhaftet, und das System konkreter Operationen [...] kommt erst [...] zu einem Begriff des Möglichen, der das Wirkliche bloß (und nur wenig) verlängert“.²⁰ Mit dem Stadium der formalen Operation vollzieht sich jedoch ein Prozess, der die Relation von Wirklichem und Möglichem gewissermaßen umstülpt. Wurde das Mögliche zuvor entlang der Maßstäbe des Gegebenen betrachtet, kehrt sich dieses Verhältnis um und etabliert eine Beziehung zum Wirklichen, das dieses innerhalb der Maßstäbe des Möglichen zu betrachten erlaubt. Diese „Umkehrung“ gleicht im Wortsinne einer entwicklungspsychologischen „Re-volution“ und wird von Piaget als „Sinnesumkehrung zwischen dem Wirklichen und dem

18 Ebd., 211.

19 Ebd.

20 Piaget/Inhelder, Logik, 238.

Möglichen“ bezeichnet.²¹ Da seine Arbeiten vor allem kognitive Prozesse fokussieren, erläutert er diesen Vorgang als Durchsetzung eines neuen Deduktionstypus: „Das formale Denken ist grundsätzlich hypothetisch-deduktiv: die Deduktion geht nicht mehr direkt von wahrgenommenen Wirklichkeiten, sondern von hypothetischen Aussagen aus.“²² Dieser Bruch mit der Wahrnehmung eröffnet jedoch, wie auch der Übergang zum Zeichen, neue Gefahren für das Ideal der Objektivität, die Piaget dem Leser nicht vorenthält: „Gewiß, kaum etwas ist so gefährlich wie der Rückgriff auf das Implizite, also das Virtuelle.“²³ Ganz anders als etwa im Slogan „Eine andere Welt ist möglich“, soll das Mögliche im Sinne Piagets nicht zur Erschaffung eines Anderen, sondern zur adäquaten Erkenntnis des Gegebenen dienen. Daher führt er eine deutliche Engführungen seines Konzepts ein. Das Mögliche habe „selbstverständlich nichts mit Willkür oder mit Phantasie bar jeder Regel und jeder Objektivität zu tun.“²⁴ Und wenn er schließlich festhält: „Möglich ist alles, was nicht widersprüchlich ist“, ²⁵ dann wird dem Möglichen deutlich sein ihm zugedachter Platz gewiesen, wo es „eine Rolle als Gleichgewichtsfaktor“ spielen darf.²⁶ Denn dort, wo vieles möglich ist, droht auch in den Augen Piagets der Missbrauch, für den er eine klare Scheidungslinie zur Hand hat: „Doch es gibt Garantien, die es ermöglichen, zwischen dem mißbräuchlichen Gebrauch [...] und einer berechtigten Anwendung des Virtuellen zu unterscheiden: Das wahre Virtuelle ist insofern vom falschen unterschieden, als es sich berechnen läßt und nur den Erfordernissen der Erhaltung des Gesamtsystems [...] entspricht. Die ‚strukturell möglichen‘ Operationen sind legitimes Virtuelles.“²⁷

21 Ebd.

22 Ebd., 239.

23 Ebd., 253.

24 Ebd., 243.

25 Ebd., 245.

26 Ebd., 246.

27 Ebd., 253.

Sein und Sollen: Das doppelte Kind

Vor dem Hintergrund dieser beiden Bereiche wird deutlich, wie sich auch Piagets Entwicklungstheorie, die sich der begrifflich klaren Beschreibung und Erläuterung eines Phänomens verschreibt, immer wieder an der Grenze von der Beschreibung zur Vorschrift bewegt. Wenn die Rede von „Garantien“, „Gefahren“, „Missbräuchen“ und „Entstellungen“ ist und „reine“ oder „wahre“ Erscheinungsformen von „illegitimen“ oder „unwahren“ getrennt werden, verlässt er seine distanzierte Rolle des Beobachters und gibt sich als einer zu erkennen, der mit mindestens einem Fuß im Objektbereich seiner Beobachtung steht. Während soziale Beziehungen in seiner Theorie keine tragende Rolle spielen, scheinen sie sich mehrfach dort einzuschleichen, wo ihnen eigentlich keine Beachtung gilt. So könnte etwa Piagets stetige Sorge um den Rückfall in die Blase des Egozentrismus vor allem als soziales Problem beschrieben werden. Statt ihn als Scheitern am Ideal der Objektivität zu beklagen, ließen sich solche Rückzüge auf der Erfahrungsebene vor allem als mangelnde soziale Ansprechbarkeit fassen, als hartnäckige Hindernisse in jenem Kampf um Anerkennung, in dem sich Individuen von Anfang an befinden. Denn ein Kind, das den Objektstatus seiner Umwelt verkennt, wehrt zugleich die Möglichkeit ab, selbst ein Objekt für andere zu sein und aus dem Mittelpunkt der Dinge vertrieben zu werden – Piaget erkennt diesen Zusammenhang, schildert ihn jedoch als rein kognitives Gefüge: „Das Objekt wird eine unabhängige Entität. [...] An diesem Schnittpunkt wird der Körper des Subjekts, statt für den Mittelpunkt der Welt gehalten zu werden, zu einem Objekt wie jedes andere“.²⁸ Ähnliches gilt für die Sorge um das Symbolspiel, die Piaget an das Problem der Beliebigkeit des Symbols heftet. Gerade weil ihm als bekennender Strukturalist die fundamentale Beliebigkeit jeder Zeichenrelationen vertraut sein dürfte, verwundert seine Sorge um ein Kind, das mit einer Schnecke „Katze“ spielt und demnach „irgendwas mit irgendwelchen Mitteln symbolisiert“ umso mehr.²⁹ Oft erscheint es in solchen Fällen, als gehe es weniger um die formale Willkür, die in ein zu stabilisierendes kognitives System Einzug hält, als um die fundamentale Willkür im

28 Piaget, Theorie, 47.

29 Piaget/Inhelder, Psychologie, 211 f.

Wollen des Kindes selbst; als wäre das Problem nicht das Symbol, das ohne Grund irgendwas bezeichne, sondern das Kind, das einfach irgendwas tut. Verstärkend kommt die von Piaget bemerkte Lust hinzu, die das Kind solchen selbst-gefälligen Prozessen einer „Assimilation um der Assimilation willen“ produziert, sodass sein Wille auf der Bahn dieser Lust und ihrer Wiederholung geradezu unvermeidlich zum Bruch mit den Gesetzen des Gleichgewichts und der Objektivität verführt zu werden scheint.

Während diese Gefahr in der Sphäre des Sozialen gebändigt werden kann, leidet jedoch auch das Soziale selbst, wie Piaget bemerkt, an seiner Verwundbarkeit durch die Versuchungen einer „illegitimen Virtualität“ bzw. Fantasie. Fantasie, die sich im Widerspruch zum Gegebenen einrichtet, wiederholt auf der Ebene des Erwachsenen dieselben Risiken, die schon das spielende Kind umschiffen musste. Im Kontext der Wissenschaft heißt diese Gefahr „Metaphysik“: „Für jeden wirklichen Intellektuellen“ – und hier wird Piaget sich vermutlich einreihen – „ist die Adoleszenz das metaphysische Alter schlechthin, wobei die spätere Reflexion des Erwachsenen oft Mühe hat, sich dieser gefährlichen Versuchung zu entledigen“. ³⁰ Im Anschluss an diese Bemerkung markiert Piaget schließlich auch den kulturellen Kontext, in dem dieser gesamten Versuchung durch den illegitimen Gebrauch der Fantasie Widerstand geleistet werden kann. In Anlehnung an die Spruchweisheit „Wer schläft, sündigt nicht“, ließe sich Piagets Fingerzeig auf die Formel „Wer arbeitet, fantasiert nicht“ bringen. In seinen eigenen Worten: „Das wichtigste Faktum für die Dezentrierung ist aber der Beginn der Arbeit im eigentlichen Sinn des Wortes. Durch die Übernahme einer wirklichen Aufgabe wird der Heranwachsende erwachsen und verwandelt sich der idealistische Reformator in einen Realisator“. ³¹ Diese entwicklungspsychologisch gewandete Einsicht läuft im Kern auf den wohlbekannten Einwand hinaus, die Flausen der Nachwachsenden würden schon aufs realitätsgerechte Maß gestutzt werden, schlossen diese erstmal zu den anständigen Arbeitenden auf. Ohne weitere Umstände wechselt Piaget hier zwischen dem Realitätsbegriff seiner erkenntnistheoretisch-entwicklungspsychologischen Fragestellung und der Realität der zeitgenössischen Lohnarbeit und macht deutlich,

30 Piaget/Inhelder, Logik, 327.

31 Ebd., 333.

dass auch sein Telos von Gleichgewicht und Objektivität weit eher im Horizont der Lebenswelt zu entschlüsseln ist als innerhalb von ontogenetischen Entwicklungsgesetzen. Kommen wir damit dem eingangs benannten Hass auf die Spur? Gilt er schlichtweg dem übersteigerten Subjektivismus eines Größen-Ich, das das Gleichgewicht bedroht?

Diese Antwort bleibt insoweit unbefriedigend, als sie die Energiequelle des ablehnenden Affekts nicht zu rekonstruieren vermag. Erst ein kurzer Einblick in Piagets eigene Entwicklung bringt uns hier näher. Mit zwanzig Jahren verfasste Piaget unter dem Titel *Recherche* (1918) den Versuch eines philosophischen Grundlagenwerks, das zugleich mit erzählerischen Elementen im Sinne eines Entwicklungsromans durchsetzt ist. In drei Teilen wird darin der Versuch eines metaphysischen Projekts skizziert, in dem die christliche Weltanschauung mit sozialistischen Modellen der sozialen Organisation vereinigt werden soll. Der Protagonist mit dem Namen Sébastien leidet zu Beginn an der unstillbaren Sehnsucht nach einer harmonischen Welt, die er genauso wenig vorfindet, wie er den Weg zu ihrer Anbahnung entwerfen kann. Nachdem er dieses Begehren der Welttrettung im zweiten Teil krisenhaft durchquert hat, weder akkommodierend in die Erfordernisse des Alltags versunken noch assimilationsgetrieben in die Scheinharmonie der Metaphysik entglitten ist, kommt er im dritten Teil beim Königsweg jener Disziplin an, in der schließlich auch Piagets Arbeit wurzelt: bei der Biologie. In Form einer Selbstanrufung eröffnet sich dem Helden am Ende seine Bestimmung, das Projekt einer Synthese von Wissenschaft, Moral und Glauben – deren wissenschaftliche Umrisse im abschließenden Teil der „Recherche“ dargelegt werden. „Du wirst eine auf der Wissenschaft basierende Moral begründen und du wirst die Menschen schockieren, indem du ihnen zeigst, dass das Gute in einem biologischen Gleichgewicht liegt, einem mechanischen Gesetz der materiellen Evolution. Du wirst eine ganz experimentelle Religionspsychologie liefern. Du wirst im Glauben ein weiteres Gleichgewicht aufzeigen. [...] Vor allem wirst du jegliche Metaphysik bekämpfen und zeigen, dass in den einfachen Entscheidungen der christliche Glaube in seiner ganzen Schönheit eingeschlossen ist.“³²

32 Piaget, *Recherche*, 137 f., zit. nach Kohler, Piaget, 35.

Erst im jugendlichen Übermut dieser Selbstanrufung finden wir nun einen Fingerzeig auf den Grund von Piagets späterer Bemerkung, das Ich sei hassenswert, und zwar gerade in seiner Mächtigkeit. Doch was ist Piagets religiös aufgeladene Projektskizze zu einem Lebenswerk anderes, als die Rede eines adoleszenten Ich? Nehmen wir den Maßstab ernst, den Piaget in seiner Frühschrift an sich und sein Werk legt, muss man sein ehrgeiziges Projekt als gescheitert bezeichnen. Ab Ende der 1920er Jahre verschwinden auch die Spuren der Religiosität und des an sie geknüpften Ideals der Weltveränderung aus seinem Werk und dauern nur noch terminologisch weitgehend erkaltet im Konzept des Gleichgewichts fort. Dem Harmonieideal des Gleichgewichts fehlt jedoch eben jene Qualität des ursprünglichen Enthusiasmus, die dafür kurz in der Bemerkung über den Hass aufs Ich aufscheint. Wir begegnen hier einer Konstellation, für die Lloyd de Mause in seinem Versuch einer Psychohistorie der Kindheit den Begriff der „projektiven Reaktion“ geprägt hat.³³ De Mause versucht darin auch das Problem der elterlichen Aggression gegenüber Kindern zu erhellen und postuliert im Kern ein einfaches Spiegelverhältnis: Das Kind tut etwas; dieses Tun entfacht beim Erwachsenen einen ablehnenden Impuls und lässt ihn zum Verbot bzw. zur Strafe greifen. Dabei fällt der Wille zur Strafe umso stärker aus, je mehr es sich nicht um einen einfachen Regelübertritt handelt, sondern zugleich um die Erinnerung an ein Verbot, dem sich der Erwachsene selbst unterworfen hat bzw. unterwirft. Jedes Verbot existiert jedoch nicht allein als Kraft der Negativität, es erhält sich immer auch in Bezug auf das, was es unterbindet – und je wertvoller für das strafende Subjekt selbst dieses Verbotene war und ist, desto stärker fällt entsprechend die strafende Reaktion aus. Demzufolge kann sie nur als doppelte verstanden werden. Sie gilt nicht nur der Durchsetzung einer Regel, sondern zugleich der immer zu wiederholenden Beseitigung und Verdrängung dessen, was hinter dem Verbot als Gegenstand der Versagung fort dauert. Auf dieser Grundlage lässt sich der doppelte Boden unseres Hassimpulses verdeutlichen: Solcher Hass richtet sich nicht schlichtweg gegen den offenbaren Gegner – in diesem Fall das mächtige Ich –, sondern zugleich gegen jene Umstände, die das mächtige Ich in seinem Anspruch auf Größe und Vollkommenheit beschränken und seine Ideale auf das traurige Maß des Gegebenen zurechtstutzen. Unser Interpretationsversuch lautet demnach wie folgt: Indem

33 De Mause, Evolution.

Piaget die Beziehung zu seinen anfänglichen, enthusiastischen Idealen kappt und diese nur in der moderaten Version von Entwicklungsgesetzen aufrechterhält, werden diese Gesetze zu einem brüchigen Panzer, der ein nicht eingelöstes Versprechen umschließt. Dort, wo Risse auftauchen, werden diese nicht nur zu Problemen innerhalb der postulierten Entwicklungslogik, sondern zugleich zu empfindlichen Stellen, die das Andere des Gesetzes erinnern. Daher kann gerade die Stärke des Ich an dessen Scheitern erinnern, daran, dass es letztendlich nicht stark genug war, die Umstände seinen Wünschen anzunähern – eine schmerzhaft Erinnerung, die im Modus des Hasses abgewehrt wird und sich auf die stabile Seite der Umstände schlägt. In diesem Sinne zeigt sich Piagets Arbeit an der kindlichen Erkenntnis als eine zutiefst „väterliche“ Form der Wissenschaft. Sie erforscht und formuliert Gesetze, in deren Zentrum die Frage nach dem, was ist, mit der nach dem, was sein soll, zusammenklingt – sie schlägt einen Zweiklang aus Sein und Sollen an, in dem jenes unbändige kindliche Wollen, dem der Hass der Abwehr gilt, nur noch als Dissonanz in die Harmonie einer geschlossenen Welt dringt.

Literatur

- BUTLER, JUDITH: Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt a. M. 2005.
- Deutsche Bibelgesellschaft: Die Bibel, Stuttgart 1912.
- KOHLER, RICHARD: Jean Piaget, Stuttgart 2008.
- MAUSSE DE, LLOYD: Evolution der Kindheit, in: Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit, hrsg. von Lloyd de Mause, Frankfurt a. M. 1989, 12–111.
- MEIER, HEINRICH: Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie, Stuttgart/Weimar 2009.
- PIAGET, JEAN: Recherche, Lausanne 1918.
- PIAGET, JEAN: Psychologie der Intelligenz, Stuttgart 2000.
- PIAGET, JEAN: Meine Theorie der geistigen Entwicklung, Weinheim 2003.
- PIAGET, JEAN / B. INHELDER: Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Olten/Freiburg 1977.
- PIAGET, JEAN / B. INHELDER: Die Psychologie des Kindes, München 1996.
- SCHMIDT, JÖRG WERNER: Geltung und Struktur. Die Geltung der Kategorien und Anschauungsformen bei Kant und Piaget, Würzburg 1998.

Timo Heimerdinger

Titten, Thesen, Temperamente – Feldnotizen aus der Elternschaftskulturforschung und ihrer Vermittlung

Ohne Umschweife: Seit dem Jahr 2002 bin ich Vater, seit 2005 beschäftige ich mich forschend mit Elternschaftskultur aus ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive, seit 2006 halte ich Vorträge und seit dem Jahr 2009 publiziere ich dazu.¹ Ich bin also mit dem Thema Elternschaft sowohl privat als auch professionell befasst. Das Thema dieses Beitrages ist die Vermittlung dieser Inhalte in wissenschaftlichen Kontexten: die Besonderheiten, Schwierigkeiten und Vorkommnisse, die mir hierbei widerfahren sind und deren Interpretation. Es geht hier also – ganz ethnografisch-reflexiv – um einen Feldbericht, allerdings nicht aus dem eigentlichen Gebiet meiner Forschung, der Elternschaftskultur, sondern aus dem Gebiet der Präsentationsforen meiner Forschungen: was mir auf Tagungen, bei Vorträgen und insgesamt in der Scientific Community mit dem Thema so passiert ist.² Dass ich selbst Vater bin, ist hierfür relevant, und zwar in zweierlei Hinsicht: sowohl dass ich Kinder habe – und nicht kinderlos bin – als auch dass ich Vater bin – und nicht Mutter –, sind maßgebliche Faktoren, die für das hier zu Berichtende berücksichtigt werden müssen.³ Das klingt vielleicht zunächst trivial,

1 Vgl. u.a.: Heimerdinger, Elternschaft als kompetitive Praxis, 249–267; Heimerdinger, Verwickelt aber tragfähig, 311–345; Heimerdinger, Family Culture as Risk Management, 197–211; Heimerdinger, Schnullerfee, 3–21; Heimerdinger, Brust oder Flasche, 100–110.

2 Die notwendige ethnografische Dialektik aus Nähe und Distanz, mithin die Aporien, Zwänge und Gewinne aus dem Spannungsverhältnis von Teilhabe und Distanzierung sind (u.a.) in der volkskundlichen Fachliteratur eingehend beschrieben und diskutiert worden. Ich nenne hier stellvertretend nur drei Texte: Jeggle, Feldforschung und Lindner, Angst des Forschers, 51–66 und Schmidt-Lauber, Seeing, Hearing, 559–578. Umso bemerkenswerter ist es, dass im Falle der Elternschaft, ihrer Erforschung und der Teilhabe daran sogar in fachinternen Vermittlungszusammenhängen dennoch Irritationen auftreten.

3 Mein Thema ist also durchaus die Vereinbarkeitsfrage, allerdings nicht die von Elternschaft und Wissenschaft im Sinne der Zwänge und Aporien der Parallelität privaten und beruflichen Lebens, sondern die von Elternschaftskultur und Elternschaftskulturforschung bzw. in anderen Worten: der Thematisierung des (nicht nur eigenen) privaten

hat aber weitreichende Folgen. Vermutlich hat dies auch mit den Gegenständen meiner bisherigen Forschungen zu tun: Ich habe mich schwerpunktmäßig mit Elternschaftskultur in den ersten ein bis etwa drei Lebensjahren des Kindes beschäftigt und dabei speziell mit den Themen Ernährung (sprich: Stillen oder Nichtstillen), Mobilität (Tragetuch) und Beruhigung (Schnuller oder kein Schnuller samt Fragen der Entwöhnung). All dies sind Themen von erheblicher alltagsweltlicher Reichweite, mit vielen medizinischen und teilweise auch ideologischen Implikationen, sie sind allesamt diskursiv gerahmt und stellen praktische Formen elterlicher Identitätsarbeit dar. Genau darum ging es mir immer wieder: Was tun Eltern in Bezug auf sich selbst, wenn sie in einer bestimmten Art und Weise mit ihren Kindern umgehen? Hier ist leider nicht der Platz, um inhaltlich ins Detail zu gehen, es wird sich im Folgenden vielmehr darum drehen, wie es mir als Forscher bei der öffentlichen Darstellung dieser Themen erging.

Ich werde dazu drei situative, selbst erlebte Vignetten vorstellen und kurz kommentieren, überschrieben mit den Schlagwörtern „Themenzuständigkeit“, „Themenkompetenz“ und „Themenrelevanz“. Abschließend möchte ich als Schlussfolgerung drei Herausforderungen formulieren, die sich auf das generative Potenzial von Elternschaft für die Forschung beziehen.

Themenzuständigkeit

Es war am 21./22. Mai 2007 auf der Gründungstagung⁴ des neu eingerichteten Parenting-Culture-Studies-Netzwerkes an der University of Kent/England, eingeladen waren Referierende aus ganz Europa, den USA, aus Kanada, darunter viele Wissenschaftlerinnen, die sich schon seit Jahren mit Themen der Elternschaftskultur befasst haben. 90 Teilnehmende waren angemeldet, darunter waren

Lebens in der wissenschaftlichen Arbeit: Kann man als Vater über Eltern, Vater- und Mutterschaft forschen und sprechen, ohne sich unmittelbar in Auseinandersetzungen um Rollenbilder, Aufgabenteilung, Zuständigkeiten und Lebensentwürfe zu verwickeln?

4 Vgl. CPCS unter [http://blogs.kent.ac.uk/parentingculturestudies/pcs-events/previous-events/monitoring-parents/\(28.4.2015\)](http://blogs.kent.ac.uk/parentingculturestudies/pcs-events/previous-events/monitoring-parents/(28.4.2015)).

laut Liste 16 Männer, also rund 18 Prozent. Gefühlt waren es für mich aber mindestens 95 Prozent Frauen auf dieser Tagung. Ich war angemeldet mit einem Vortrag zur Entwicklung der Säuglingsernährung bzw. der Stillquote in Deutschland seit 1950.⁵ Das ist ein sehr interessantes Thema, doch um diesen Vortrag im engeren Sinn soll es hier nicht gehen, ich möchte vom Get-together der Tagung am Vorabend berichten. Die wirklich wichtigen Dinge spielen sich ja oft an den Rändern ab. Also: Schnittchen und Wein, Smalltalk in lockerer Runde, für mich als noch recht jungen Nachwuchswissenschaftler war es interessant und aufregend – zumal auf internationalem Parkett –, die Personen, deren Texte ich schon durchgearbeitet hatte, nun einmal persönlich zu erleben. Es gab die üblichen Tagungsgespräche: „Wo kommen Sie her?“ – „Oh, da kenne ich auch jemand. Welche Disziplin vertreten Sie?“ – „Das hätte ich auch fast mal studiert. Worüber arbeiten Sie?“ – „Ach, das ist ja interessant“ – oder „spannend“, wie derzeit im deutschsprachigen Raum unablässig beteuert wird.

In meinem Fall verliefen die kurzen Gespräche jedoch nach einem etwas anderen, aber ganz spezifischen Muster ab, und das ist hier relevant: Nach den ersten Fragen und meiner Auskunft, dass ich einen Vortrag über das Thema Säuglingsernährung und Stillen in Deutschland halten werde, folgte geradezu stereotyp und stehenden Fußes die Frage: „Und wie kommen ausgerechnet Sie dazu, sich mit diesem Thema zu befassen?“ Begleitet von der Andeutung eines leicht irritierten Stirnrunzelns und gefolgt von der weiteren Frage: „Haben Sie denn selbst Kinder?“

Dieses Nachhaken, wie denn gerade ich darauf käme, über so ein Thema zu arbeiten, ist bemerkenswert. Denn Frauen forschen über kriegsversehrte Männer, Sesshafte über Migrant/innen, Wohlsituierte über Armut und prekär beschäftigte Wissenschaftler/innen über gut verdienende Führungskräfte und Manager/innen. Dies alles scheint nicht weiter begründungsbedürftig, schließlich kann jede und jeder forschen, worüber sie oder er will. Aber ein Mann, der sich mit der Frage „Brust oder Flasche?“ befasst – das schien eigenartig, da hakte man dann doch lieber noch einmal nach. Meine Gesprächspartnerinnen, allesamt gestan-

5 Originaltitel: Infant Feeding Decisions in Germany 1950–2000. Historical-Ethnographic Perspectives on the Popular Discourse.

dene Elternschaftskulturforscherinnen, schienen offenbar überrascht von diesem Umstand. Irgendwie erschien ihnen dies merkwürdig, eine unartikulierte oder gefühlte Grenze schien hier überschritten, ein junger Mann trieb sich da in urweiblichen Gärten herum. Nun ist männliches Interesse für Brüste wahrlich nichts Ungewöhnliches, doch meist steht dies in einem ganz anderen Zusammenhang. Vielleicht liegt hier ein Teil der Antwort, dass die weibliche Brust im Zuge der Säuglingspflege und beim Stillen – im Vergleich zur Werbungs- und Anbahnungsphase – eine grundlegende und praktisch wirksame Umdeutung erfährt.⁶ Diese funktionale Verschiebung ist eine emotional stark besetzte Erfahrung, in ihren alltäglichen, psychologischen, biografischen und auch sexuellen Wirkungen weitreichend und für die Mütter durchaus ambivalent. Ein gewisses Unbehagen über den Umstand, dass sich nun ein Mann mit diesem ganzen – sowieso schon denkbar heiklen! – Thema befasste, war wie mit Händen zu greifen und ist ja auch inhaltlich verständlich. Der unausgesprochene Subtext der Nachfragen ging in etwa in die Richtung, was mich daran eigentlich interessiere, ob ich dafür eigentlich zuständig sei, überspitzt formuliert: was mich das eigentlich angehe.

Infolgedessen lautete dann auch die nachgeschobene Frage, ob ich denn selbst Vater sei. Dies konnte ich bejahen und damit war dann meist für meine Gesprächspartnerinnen eine zumindest vorläufig plausible Erklärung für mein Interesse gefunden. Man konnte sich nun vorstellen, woher meine Motivation rührte. In ethnografischer Perspektive ist dies natürlich höchst fragwürdig und mindestens ebenso ambivalent. Maxim Gorki soll ganz treffend gesagt haben, dass man eben nicht in der Pfanne gelegen haben müsse, um über ein Schnitzel schreiben zu können. Ganz im Gegenteil, ich höre schon geradezu die Einwände und impliziten Vorhalte aus der Ethnografen-Community: Betroffenheitsforschung, Anschauungsempirie, alles zu nah, zu persönlich, zu sehr aus der Position der Involviertheit heraus geschrieben, zu wenig kritische Distanz. Manche Autoren sehen gerade in der Fremdheitserfahrung das spezifische Erkenntnispotenzial ethnografischen Arbeitens und weisen jede Form des *insiderism* als „Balkanisierung der Wissenschaft“ systematisch und entschieden zurück.⁷ Das mag schon sein, doch wenn ich

6 Die Mehrdeutigkeit der weiblichen Brust ist einschlägig diskutiert, vgl. hierzu Yalom, Geschichte, 81–139 und 307–362.

7 Vgl. hierzu klassisch Merton, *Insiders*, 12–13 und aktueller Hirschauer, *Verstehen*, 245–247.

nicht Vater wäre und meine Kinder nicht gestillt worden wären, so wäre der entsprechend komplementäre Einwand ebenso parat: Der hat doch keine Ahnung, wovon er redet.

Kinder zu haben ist eben kein Schnitzel, Elternschaft gilt – zumindest unter vielen Eltern – als derart fundamentale Elementarerfahrung, dass ausschließlich die Teilhabe an dieser Erfahrung zu kompetenten Äußerungen darüber befähige. Hier muss relativierend eingeschränkt werden: Diese Auffassung von Elternschaft als identitätsstiftende Elementarerfahrung, als psychosoziales Identitätsprojekt ist nicht ubiquitär, sondern milieuspezifisch zu verorten. Sie ist besonders typisch für (bildungs)bürgerliche, leistungsorientierte Milieus mit Selbstverwirklichungsanspruch; also genau für die Klientel, die die Universitäten bevorzugt bevölkert, meine eigene Person eingeschlossen.⁸ Das macht es methodisch nicht einfacher.

Es gibt keinen Ausweg aus diesem epistemologischen Dilemma: Zwischen der Erfahrung eigener Elternschaft und ihrem Fehlen gibt es kein Drittes. Nun könnte man ja eventuell argumentieren, dass gerade die Position des Vaters, der zwar nicht selbst stillt und auch gar nicht stillen, aber doch immerhin das Geschehen aus allernächster Nähe mitverfolgen kann, aus methodologischen Erwägungen die ideale Position im Spannungsfeld von Fremdheit und Nähe (mithin aus emischer und etischer Perspektive) sein könnte, von der aus der verstehende und zugleich reflektierende ethnografische Zugang besonders gut gelingen könnte. Doch genau diese Einschätzung wird von einigen Feldteilnehmerinnen gerade nicht geteilt. Was sich mir in diesem Fall als Verdacht aufdrängte, ist, dass es vielleicht insgesamt im Bereich der Säuglingspflege – speziell aber im Fall des Stillens – ein latentes Genderregime bezüglich der Themenzugänglichkeit und -zuständigkeit gibt, das bislang in der Literatur meines Wissens noch unbeschrieben geblieben ist. Gibt es etwa einen weiblichen Monopolwunsch über die Deutungshoheit in diesem Themenfeld?

Beim Get-together der britischen Tagung endeten die Gespräche durchgehend versöhnlich: Nachdem ich mich als Vater für das Thema zumindest teillegitimiert

8 Diese Charakteristik von Elternschaft als bürgerliches Identitätsprojekt hat Schüle in Form seiner Konzepte des „modernen“ bzw. „avantgardistischen“ Exposés plastisch herausgearbeitet: Schüle, Geburt, 195–207.

hatte, wurde mir durchgängig bekundet, dass es ja wirklich erfreulich sei, dass sich „auch mal ein Mann“ mit solchen Dingen befasse. Man bzw. frau sei schon auf meinen Vortrag gespannt.

Themenkompetenz

Ich komme zur zweiten Szene, gewissermaßen der Fortsetzung der ersten, wenn auch auf einer anderen Tagung.⁹ In meinen Arbeiten zur Säuglingsernährung war es mir ein Anliegen, die extrem starken Schwankungen, die es hinsichtlich der initialen Stillquote in Deutschland in den letzten 150 Jahren gegeben hat, darzustellen und auch – zumindest ansatzweise – kulturwissenschaftlich zu erklären. Medizinische, ökonomische und auch epidemiologische Erklärungen gibt es verschiedene, doch mein kulturwissenschaftlicher Zugang zielte darauf ab, die sich verändernden Bedeutungen und Bedeutungszuschreibungen zum Stillen, wie sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts ergeben haben, quellennah herauszuarbeiten. In aller Kürze und nur in Auszügen: Um die Jahrhundertwende galt die Ernährung an der Mutterbrust als probates Mittel zur Senkung der Säuglingssterblichkeit, während der Zeit des Nationalsozialismus wurde das Stillen als Teil einer biologistischen Mutterideologie propagiert. In der Nachkriegszeit der frühen Bundesrepublik kam es außer Mode, die damals moderne künstliche Säuglingsmilch erschien vielen als praktikablere und damit bessere Alternative. Mitte der 1970er Jahre erreichte die initiale Stillquote einen Tiefpunkt, bis dann – auch im Kontext der Alternativbewegungen und der zweiten Frauenbewegung – unter dem Topos von „Natürlichkeit“ eine Renaissance des Stillens einsetzte, die unter veränderten Vorzeichen bis heute anhält. Im Detail ist dies alles noch viel komplexer, aber darum kann es jetzt nicht gehen.¹⁰ Mein Anliegen war und ist es, die unterschied-

9 „Fortsetzung“ ist hier inhaltlich und nicht zeitlich gemeint, denn die hier genannte Tagung fand bereits im Jahr 2006 statt, es handelt sich um das 9. Arbeitstreffen des „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“ vom 5. bis 7. April 2006.

10 Die Geschichte des Stillens ist bislang erst in Ansätzen geschrieben. Vgl. dazu Seichter, Erziehung. Abgesehen davon, dass der Versuch, eine 2500-jährige Geschichte auf 174 Seiten zu beschreiben, nur schwer gelingen kann, ist dieses – im Ansatz sicherlich ver-

lichen Haltungen zu dieser Frage je zeitspezifisch und soziokulturell kontextualisiert zu verstehen und auch aus der je emischen Perspektive der Akteur/innen heraus darzustellen. Dementsprechend galt das Stillen mal als lästige Notwendigkeit, mal als rassische Mutterpflicht, mal als rückständiger Biologismus, mal als Ausdruck neu oder wiederentdeckter Weiblichkeit, als intime Praxis oder auch als Mittel der – emotional wie oecotrophologisch – optimalen Säuglingsversorgung, schließlich auch als Indiz gelingender Mutterschaft. Die deutsche Publizistin Barbara Sichtermann, eine wichtige intellektuelle Protagonistin der 68er-Bewegung, veröffentlichte 1981 ihr Buch *Leben mit einem Neugeborenen*.¹¹ Ihr leidenschaftliches Plädoyer für einen empathischen, emotionalen und bejahend-hingebungsvollen Umgang mit Säuglingen enthält natürlich auch ein Kapitel über das Stillen, seine „Wiederentdeckung“ war 1981 bereits seit einigen Jahren in vollem Gange. Dieses Stillkapitel, ein klares Pro-stillen-Bekenntnis, beginnt bezeichnenderweise mit dem Abschnitt *Faire l'amour*, Sichtermann beschreibt darin das Nähren des Säuglings an der Brust als einen intimen, körpernahen Akt des Austausches von Körperflüssigkeiten mit unübersehbaren erotischen und sexuellen Implikationen der gegenseitigen Bedürfnis- und Triebbefriedigung. Stillen sei Liebe machen.¹² Diese Sicht der Dinge referierte ich in meinem Vortrag – neben anderen – und ordnete sie in ihren ideellen und historischen Kontext ein. Doch das wollten einige meiner

dienstvolle – Werk ein weiteres plastisches Beispiel dafür, wie ungemein schwierig eine ausgewogene kulturwissenschaftliche Sprechposition jenseits eindeutiger Parteinahmen zu erreichen ist: Ihren Groll über die diversen (zweifelloso beobachtbaren!) ideologischen Vereinnahmungen des Stillens kann die Autorin nicht verbergen, er spricht überdeutlich in Wortwahl und Argumentation zwischen und in den Zeilen. Der ideologiekritische Ansatz der Arbeit kippt damit ins unverhohlenen Pamphlethafte. Sabine Seichter schreibt nicht (nur) analysierend über die Geschichte des Stillens, sondern argumentiert aktiv und engagiert für eine Entideologisierung des Stillens und wird damit selbst zur Aktivistin. Der Unterschied zwischen der analytischen Sichtbarmachung von Ideologisierungprozessen und ihrer Kritik ist manchmal ein hauchdünner, aber wesentlicher. In Sätzen wie: „Wenn die stillende Mutter von den Milchligavertreterinnen zur Akteurin eines neuen sozialen, weil humanen Wandels hochstilisiert wird, muss die kritische Gegenfrage nach den möglichen Folgen dieses Rollenbildes gestellt werden“ (Seichter, Erziehung, 116), oder „Auch hier müssen Stimmen zu Wort kommen dürfen, welche die Stillzeit nicht nur glorifizieren, sondern sehr nüchtern betrachten“ (ebd., 164), überschreitet die Autorin diese Grenze.

11 Sichtermann, *Leben*.

12 Vgl. ebd., 74–79.

Zuhörerinnen gar nicht wissen, denn unmittelbar nach meinem Referat meldeten sich zwei medizinanthropologisch promovierte Kolleginnen sichtlich erregt zu Wort und betonten mit Emphase: Eines wollten sie gleich einmal vorab klarstellen, bevor hier in der Diskussion ein falscher Eindruck entstehe: Stillen habe nichts – aber auch rein gar nichts – mit Lust oder gar Sexualität zu tun, das sei harte Arbeit, schmerzhaft, mühsam und entbehrungsreich, ein Dienst am Kind und durchweg aufopferungsvoll, sie hätten da schließlich einschlägige, leidvolle und vor allen Dingen eigene Erfahrungen gemacht (im Gegensatz zu mir). Dass es mir hier nicht um eine persönliche Position ging, sondern um die Darstellung des Panoramas der Umdeutungen, Kontextualisierungen und Inanspruchnahmen des Stillens aus unterschiedlichen Perspektiven, in diesem Fall um die Zitation von Barbara Sichtermann, war offenbar nicht richtig angekommen, sondern wurde als persönliche Deutungsübernahme missinterpretiert, insbesondere aber auf einer persönlichen Ebene als Herausforderung wahrgenommen. Wie konnte das geschehen, wir befanden uns doch auf einer medikalkulturwissenschaftlichen Tagung? Tatsächlich halte ich es im Rückblick für möglich, dass diese auffällige Reaktion der Kolleginnen weniger mit Sichtermanns Buch als mit meiner Person zu tun hatte. Da sitzt vorne ein junger Typ, Anfang dreißig, karrieremäßig als Juniorprofessor gut unterwegs und schwadroniert irgendetwas vom Stillen als Geschlechtsakt, die Frau kümmert sich zu Hause um die Kinder, während sie, die Kolleginnen, mühsam versuchen, sich für die Tagung von ebendiesen loszumachen, die Vereinbarkeitsproblematik am eigenen Leib erleben und erleiden und die Zwänge zwischen Mutterschaft und Wissenschaftlerinnendasein tagtäglich spüren. So könnte es ihnen erschienen sein und dies wäre zumindest ein Erklärungsansatz für die geschilderte Reaktion. Unabhängig von diesen Befindlichkeitsfragen verweist die Episode jedoch auf mindestens zweierlei: Erstens verweist der Vorfall darauf, dass für die Frage, wer hier zum Thema eigentlich mit welcher Kompetenz sprechen konnte und durfte, offenbar Klärungsbedarf bestand. Es scheint so etwas wie ein thematisches Gatekeeping zu geben, zumindest den Wunsch danach. Und zweitens wird der Umstand der lebensweltlichen Wucht und Eindringlichkeit der Elternschaftserfahrung als totales Ereignis deutlich, was einerseits als *conditio sine qua non* für die kundige wissenschaftliche Beschäftigung gesehen wird und zugleich einem nüchternen und rationalen Zugang wiederum im Weg zu stehen scheint.

Es scheint eine heikle Gratwanderung zwischen Skylla und Charibdis zu sein: Der lebensweltlichen Immersion als Eltern auf der einen Seite entspricht die Gefahr des Distanzverlustes und des vernebelten Blicks, während die Nichteltern, zumindest angeblich, gar keine Chance haben, überhaupt annähernd zu erfassen, um was es hier eigentlich geht. Und eine ähnliche Kluft ließe sich auch noch zwischen Vater- und Mutterrolle beschreiben. Erstere, die Vaterrolle, war – zumindest in meinem Fall – noch keine hinreichende Legitimation, um mich zum kulturwissenschaftlichen Stillexperten aufschwingen zu dürfen.

Themenrelevanz

Ich bin damit bei meinem dritten – kurzen – Abschnitt „Themenrelevanz“ angelangt und damit auf einer etwas abstrakteren Ebene, nämlich der Wertigkeit des Themas im Wissenschaftsbetrieb insgesamt. Das Folgende ist nicht als Lamento zu verstehen, auch wenn es vielleicht so klingen mag, ich bin mit diesem Thema insgesamt sehr gut gefahren. Aber: Einige Besonderheiten fallen in Fragen der Anerkennung doch auf. Alltagskulturforschung ist ja mit ihrem Interesse für die vermeintlichen Niederungen der Trivial- und Populärkultur Kummer und Legitimationsdruck gewohnt. Europäische Ethnologen und Ethnologinnen interessieren sich für all das, was scheinbar marginal ist, fernab eines ästhetischen Kulturbegriffs des Hohen, Guten, Wahren und Schönen; mit unserer Neigung für die Bagatellen des Alltags – vom Bierdeckel angefangen über Autoaufkleber bis hin zu Bürokaffeetassen – ernten wir nicht selten Getuschel oder Gekicher.¹³ Doch selbst in diesem Fach, und außerhalb noch viel mehr, provoziert man gelegentlich erstaunte Blicke, wenn man sich mit Milchfläschchen, Tragetüchern, Schnullern und anderen Einschlafhilfen wissenschaftlich beschäftigt. Ist das überhaupt ein Thema? Und kann man darüber einen ganzen Aufsatz schreiben? Heimerdinger? Ist das nicht der mit dem Babybrei? Prekarität und Arbeit, Gewalt und symbolische Ordnung oder Prozesse des *othering* – ja, das sind Themen, die die Welt

13 Vgl. hierzu Wietschorke, Beziehungswissenschaft, 331–332.

bewegen, aber die Motive auf Babybodys oder die sachkulturelle Ausstattung auf Wickeltischen?

Die Spiele von Rang, Status und Distinktion sind nicht nur im Alltagsleben relevant, sondern auch in den Wissenschaften gang und gäbe. Die Kardiologie rangiert im innermedizinischen Ansehen weit vor der Pädiatrie. Da kommt mir das vielzitierte – und von ihm selbst mittlerweile auch öffentlich mehrfach bereute – Diktum von Altkanzler Schröder in den Sinn: „Frauenpolitik und so Gedöns“ soll er 1998 einmal gesagt haben.¹⁴ Zugegeben, die Zeiten haben sich erfreulicherweise mittlerweile geändert, aber ein gewisses Statusproblem hat die Elternschaftskulturforschung immer noch – meiner Beobachtung nach insbesondere bei Kinderlosen. Vielleicht wäre diese Beobachtung einmal Anlass für eine etwas systematischere Ungleichheitsforschung im Feld wissenschaftlicher Themenfindung und Themenbewertung.

Fazit

Ich komme abschließend zu einigen Schlussfolgerungen, denn über Elternschaft und damit zusammenhängende Fragen zu forschen bringt mehrere spezifische Herausforderungen mit sich. Die erste Herausforderung ist – wie immer – das Finden einer angemessenen Sprech- und Forschungsposition. In Fragen der Elternschaft ist es jedoch ein vielleicht besonders mühsames und subtil anspruchsvolles Unterfangen, diese Position zu finden: für Eltern deshalb, weil sie sich zumindest ein Stück weit von der eigenen Elementarerfahrung distanzieren müssen, für Kinderlose deshalb, weil sie genau diese nicht teilen und sie deshalb (nicht nur auf methodischem Weg, sondern auch persönlich) substituieren müssen, nicht zuletzt um gegenüber Eltern als hinreichend informiert und kompetent auftreten zu können und damit Anerkennung für die eigene Arbeit zu finden. Derselbe Legitimationsdruck gilt offenbar auch teilweise zwischen Müttern und Vätern.

14 Vgl. Bär, Jahr, unter: www.baer-linguistik.de/beitraege/jdw/gedoens.htm (28.4.2015) und Die Welt, Gerhard Schröder, via <http://www.welt.de/newsticker/news1/article112719377/Gerhard-Schroeder-tut-Familie-und-Gedoens-heute-leid.html> (28.4.2015).

Dies führt mich zur zweiten Herausforderung, der erkenntnistheoretischen: Diejenigen, die für sich einen – vielleicht sogar angeblich uneinholbaren – Erfahrungsvorsprung reklamieren, müssen sich nämlich eines fragen lassen: Wie ernst meinen sie es tatsächlich mit der ethnologischen Grundüberzeugung, dass es möglich sei, auf methodisch akzeptiertem Weg einen zumindest annähernd validen Zugang zu lebensweltlich fremden, das heißt nicht vollständig persönlich geteilten Wirklichkeiten zu finden? Kurz gesprochen: Wer es Kinderlosen nicht zutraut, kompetent über Elternschaft zu arbeiten, oder Vätern über Mütter, der darf es auch Beamte/innen – also etwa Hochschullehrer/innen – nicht zutrauen, über Arbeiter/innen zu forschen oder Europäer/innen über Asiat/innen. Oder gelten für Fragen der Elternschaft etwa besondere, verschärfte epistemologische Bedingungen? Als wie essenziell wird die persönliche Teilhabe an der Elternschaftserfahrung von uns Wissenschaftler/innen konzipiert? Und mit welchen Konsequenzen?

Möglicherweise hält in diesem Themenfeld gewissermaßen durch die Hintertür eine Art Erfahrungssenzualismus in unser Denken Einzug, der uns gerade als konstruktivistisch geschulte Geisteswissenschaftler/innen stutzig und hellhörig werden lassen sollte. Die Psychologin Barbara Reichle hat einen „Traditionalisierungseffekt“ im privaten Leben beim Übergang zur Elternschaft beschrieben: die unverhoffte Rückkehr zu als überwunden geglaubten Geschlechterrollendichotomien. Sollte es so etwas etwa auch in der Wissenschaft geben, dann nämlich, wenn explizit oder implizit die Auffassung vertreten wird, dass die Erfahrung von Elternschaft die Welt in Eltern, die „schon wissen“, und Nichteltern, die gar nicht wissen können, teilt? Und erstere wiederum in Väter und Mütter – durch einen ähnlich unüberwindbaren epistemologischen Graben voneinander getrennt? Ich hielte dies für einen intellektuellen und erkenntnistheoretischen Rückschritt, denn das Befremden spielt in der qualitativen Empirie gerade im dialektischen Zusammenwirken mit der Empathie eine methodologische Schlüsselrolle und bildet eine unersetzliche Brücke zu Staunen und Erkenntnis.¹⁵

Die dritte Herausforderung schließlich ist eine wissenschaftspolitische: Der Soziologe Stefan Hirschauer hat sich kürzlich prononciert und streitbar zu den Gender Studies geäußert und in Abwandlung eines bekannten Zitats des Journa-

15 Vgl. Hirschauer, Verstehen des Fremden.

listen Hans-Joachim Friedrichs formuliert: „Eine gute Gender Forscherin erkennt man daran, dass sie sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache.“¹⁶ Hirschauer geht es darum, eine wissenschaftlich beobachtende und verstehende Position einzunehmen und keine aktivistische. Ähnliches wünsche ich mir auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Elternschaft: Es geht um das Verstehen von Prozessen und Zusammenhängen, nicht um die Propagierung eines Lebensentwurfs; auch und gerade wenn man ihn selbst lebt.

16 Hirschauer, *Gender Studies*, 882.

Literatur

- BÄR, JOCHEN A.: Ein Jahr voller Wörter, Folge 129 „Gedöns“, unter: www.baer-linguistik.de/beitraege/jdw/gedoens.htm (28.4.2015).
- HEIMERDINGER, TIMO: Brust oder Flasche? - Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien, in: Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags, hrsg. von Michael Simon/Thomas Hengartner/Timo Heimerdinger/Anne-Christin Lux, Münster u. a. 2009, 100–110.
- HEIMERDINGER, TIMO: Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Neue Serie Band LXIV 113/1 (2010), 3–21.
- HEIMERDINGER, TIMO: Pacifiers and Fairies. Family Culture as Risk Management - a German Example, in: Journal of Folklore Research 48/2 (2011), 197–211.
- HEIMERDINGER, TIMO: Simply the Best. Elternschaft als kompetitive Praxis, in: Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken, hrsg. von Markus Tauschek, Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte 10, Münster u. a. 2013, 249–267.
- HIRSCHAUER, STEFAN: Verstehen des Fremden, Exotisierung des Eigenen. Ethnologie und Soziologie als zwei Seiten einer Medaille, in: Ethnologie im 21. Jahrhundert, hrsg. von Thomas Bierschenk/Matthias Krings/Carola Lentz, Berlin 2013, 229–248.
- HIRSCHAUER, STEFAN: Wozu Gender Studies? Ein Forschungsfeld zwischen Feminismus und Kulturwissenschaft, in: Forschung & Lehre. Alles, was die Wissenschaft bewegt 11 (2014), 880–882.
- JEGGLE, UTZ (Hrsg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Bd. 62, Tübingen 1984.
- LINDNER, ROLF: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß, in: Zeitschrift für Volkskunde 77/1 (1981), 51–66.
- MERTON, ROBERT: Insiders and Outsiders. A Chapter in the Sociology of Knowledge, in: American Journal of Sociology 78 (1972), 9–47.
- SCHMIDT-LAUBER, BRIGITTA: Seeing, Hearing, Feeling, Writing. Approaches and Methods in Ethnographic Research from the Perspective of Ethnological Analysis of the Present, in: A companion to Folklore Studies, hrsg. von Regina Bendix/Galit Hasan-Rokem, Oxford 2012, 559–578.
- SCHÜLEIN, JOHANN A.: Die Geburt der Eltern, Gießen 2002.

SEICHTER, SABINE: Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens, Weinheim 2014.

SICHTERMANN, BARBARA: Leben mit einem Neugeborenen. Ein Buch über das erste halbe Jahr, Frankfurt a. M. 1981.

WIETSCHORKE, JENS: Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI (2012), 325–359.

YALOM, MARILYN: Eine Geschichte der Brust, Düsseldorf 1998.

Teil III: Anhang

Cristina Sasse

Tagungsbericht

Während auf allen gesellschaftlichen Feldern die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf seit Jahren heftig diskutiert wird, wird forschenden Eltern im deutschen Wissenschaftssystem immer noch nur wenig Beachtung geschenkt. Ziel der Gießener Tagung war es deshalb, Elternschaft als produktiven persönlichen Forschungshintergrund zu beleuchten und gleichzeitig die Frage nach der Vereinbarkeit von scheinbar entgegengesetzten Lebensmodellen neu zu stellen. Dabei standen weniger strukturelle Aspekte im Vordergrund, sondern der Fokus richtete sich auf die Verschränkung der persönlichen Erfahrung von Elternschaft mit der wissenschaftlichen Tätigkeit. Grundannahme war, dass Elternschaft nicht nur als einschränkender Faktor, sondern vielmehr auch als generatives Potenzial für die wissenschaftliche Arbeit zu betrachten sei. Bei dieser zweiten Perspektive handelt es sich um eine Dimension des Phänomens, die bisher keine Beachtung gefunden hat.

In ihrem Einführungsvortrag beleuchtete ANNETTE CREMER die besondere Situation forschender Väter und Mütter an deutschen Universitäten sowie die bisherigen hochschulpolitischen Versuche, die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft zu fördern. Sie machte dabei die Problematik des Vereinbarkeitsideals deutlich und wies auf die sehr ähnlichen Anforderungen beider „Jobs“ hin: *Commitment*, Zeit, Hingabe, Präsenz, Belastbarkeit würden in beiden Lebensbereichen gefordert, weshalb die Frage zu stellen sei, ob dies eine reibungslose Vereinbarkeit nicht ausschließe oder zumindest sehr erschwere. Angesichts dieser Beobachtungen schlug sie vor, Vereinbarkeit neu zu definieren. Dazu gehöre nicht nur eine Veränderung der Rahmenbedingungen und die Akzeptanz für alternative Lebensentwürfe, sondern vor allem der Blick darauf, wie Elternschaft und Forschung sich gegenseitig positiv ‚befruchten‘ könnten. In diesem Zusammenhang problematisierte sie auch gängige Vorstellungen, die persönliche Erfahrung und Wissenschaft strikt trennten oder sogar gegeneinander ausspielten und damit die

grundsätzliche Menschlichkeit alles Forschens und Entdeckens negierten. In diesem Sinne sei es Ziel der Tagung, die Standortgebundenheit von Forscher/innen weniger als schädlichen, sondern vielmehr als positiven Einflussfaktor auf die wissenschaftliche Arbeit zu betrachten.

Die Germanistin MAIKE FRÖHLICH (Dresden) eröffnete die erste Sektion *Eltern in der Wissenschaft* mit einer Analyse von Problemdiskursen in wissenschaftlichen Zeitschriften. Sie machte deutlich, dass Elternschaft dort überwiegend als Risiko wahrgenommen werde, die Chancen von Elternschaft jedoch eine „diskursive Leerstelle“ bildeten. Im Vergleich mit ähnlichen Diskursen in der Wirtschaft zeigte sie, dass solche Chancen dort wesentlich stärker und differenzierter diskutiert würden.

Im Anschluss widmete sich KATHARINA NAUMANN (Gießen) aus einer philosophischen Perspektive dem sprachlichen Bild der „Gratwanderung“, mit dem das Verhältnis von Elternschaft und Forschung häufig beschrieben werde. Beim Vergleich dieses Begriffes mit anderen Sprachbildern, wie etwa dem „Spagat“ und dem „Balanceakt“, machte sie deutlich, dass die „Gratwanderung“ wesentlich positiver konnotiert sei. Dennoch wohne auch ihr ein deutlicher Risikoaspekt inne. In einem weiteren Schritt verglich sie die Stereotype der „guten Mutter“ und des „guten Wissenschaftlers“. Beides, so Naumann, seien Bilder, die die gesamte Person vereinnahmten und konstitutiv für ihre Identität seien. Jedoch müssten sie sich keinesfalls so unvereinbar gegenüberstehen, wie oftmals angenommen, da es einige Parallelen gebe zwischen dem Leben mit Kindern und dem Leben als Forscher/in. Gerade das Staunen, Fragen und Versunkensein der Kinder mache sie zu potenziellen Lehrmeistern der Eltern, andererseits könne es auch eine „Erdung“ der Forschung bewirken.

Diese Gedanken führte ANJA KLÖCKNER (Gießen) in ihrem Vortrag über das archäologische Kinderbuch fort. Anhand der Biografien der Archäologinnen Erika Zwierlein und Elke Böhr stellte sie dar, wie eng deren Kinderbuchpublikationen, aber auch deren wissenschaftliche Arbeit mit der Erfahrung der Mutterschaft korrelierten. Klöckner sah darin auch eine Form des Wissenschaftstransfers, denn das archäologische Kinderbuch sei von forschenden Müttern entwickelt worden, um den Kindern etwas von der eigenen Arbeit mitzugeben. Die Verknüpfung von

Mutterschaft und Wissenschaft habe zur Freisetzung eines großen kreativen Potenzials geführt, während andersherum die Wissenschaft auch die familiären Beziehungen bereichert habe.

JOACHIM JAKOB (Gießen) schloss die Sektion ab mit einem persönlichen Kommentar zur im akademischen Milieu geläufigen Gleichsetzung von eigenen Büchern und eigenen Kindern. Er fragte danach, ob sich mit dieser knappen Formel das Verhältnis von Elternschaft und Wissenschaft beschreiben lasse. Er zeichnete die bereits bei Platon und Aristoteles geführten Vergleiche von geistigen mit körperlichen Erzeugnissen nach und zeigte dabei, dass gerade in der Erfahrung der eigenen Wirksamkeit eine wesentliche Gemeinsamkeit bestehe. Dennoch sei die Substitutionslogik der beiden Philosophen zu kritisieren, da sie die grundsätzliche Verschiedenheit von Kindern und Büchern nicht berücksichtige.

Die zweite Sektion wurde von CHRISTIAN STADELMAIER (Gießen) eröffnet, der anhand seines Forschungsprojekts zu Waffenbeigaben in frühmittelalterlichen Kindergräbern den Einfluss seiner eigenen Vaterschaft auf das wissenschaftliche Arbeiten beleuchtete. Er beschrieb zunächst, dass die besondere Vorliebe seines Sohnes für kriegerische Spiele und Spielzeuge bei ihm der Anlass gewesen sei, sich mit „Kindern in Waffen“ zu beschäftigen. In seinen theoretischen Überlegungen machte er deutlich, dass eine solche Herangehensweise keineswegs eine Entwertung der wissenschaftlichen Forschung darstelle, solange das Handwerk korrekt beherrscht werde. Vielmehr führe die Einbeziehung der Erfahrungen mit den eigenen Kindern oftmals zu einer Bereicherung der Forschung, da sie den Pool an Fragestellungen und Interpretationen erweitere.

Aus einer ganz anderen und doch ähnlichen Perspektive verdeutlichte FLORIAN HESSDÖRFER (Leipzig) am Beispiel von Jean Piaget, dass Person und Biografie des Forschers bzw. der Forscherin immer mitgedacht und ihr Einfluss explizit gemacht werden müssten. Bei seiner Analyse zeigte Heßdörfer, dass in Piagets Theorie des Kindes die Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern fast vollständig ausgeblendet werde und Piaget gleichsam „als Vater schweigt“. Zugleich wechselte der Entwicklungspsychologe in seinem Werk häufig vom reinen Beschreiben zum Einfordern bestimmter Eigenschaften. Heßdörfer schlussfolgerte aufgrund von Piagets Biografie, dass Piaget in seiner Theorie implizit eigene Ent-

täuschungen verarbeitet habe; dies sei jedoch bei der Betrachtung seines Werkes bisher kaum berücksichtigt worden.

ANTJE FEHRMANN (Berlin) widmete sich der Frage nach dem Bereicherungspotenzial kindlicher Perspektiven für die Kunstgeschichte. Sie stellte dazu die Ergebnisse einer kleinen, privat durchgeführten Feldstudie zur kindlichen Wahrnehmung von Architektur vor: So hätten ihre Kinder Bauten – entgegen des modernen additiven Prinzips der Beschreibung – ganzheitlich und auf performative Art und Weise wahrgenommen. Ferner habe sich gezeigt, dass sie fähig gewesen seien, Räume ohne jedes Vorwissen intuitiv zu verstehen. Dabei hätten ihre Beschreibungen und Wahrnehmungen überraschende Ähnlichkeiten mit einem mittelalterlichen Verständnis von Bauten als menschlichen Körpern gezeigt.

STEFANIE MALLON (Oldenburg) untersuchte Narrationen von Elternschaft und Forschung im Genre der Wissenschaftlerbiografie. So werde etwa in Biografien über Einstein und Heidegger die Familie so dargestellt, dass sie Fürsorge für das Genie und ihm einen Schutzraum geboten hätte. Der Forscher habe sich so von den Notwendigkeiten des Materiellen und der Ordnung lösen können. Aus dieser Beobachtung als auch aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus widmete sich Mallon zudem der kulturellen Phänomenologie des Aufräumens und Ordners und ihrer Bedeutung in Elternschaft und Wissenschaft.

CORDULA ENDTER (Hamburg) und FRIEDOLIN KRETEL (Gießen) thematisierten in einem weiteren Beitrag die „unsichtbaren“ Anforderungen und Bedingungen des Forschens als Eltern, insbesondere informelle Unterstützungsnetzwerke und -leistungen. Gerade die Familie könne Inspirationsquelle, Diskussionsort und Austauschpartner sein. Diese Faktoren wollten Endter und Kretel in ihrem Projekt mit ethnografischen Praktiken sichtbar machen, konkret durch Befremdung und Reflexion, Dokumentation und das Einschreiben in eigene Textprodukte. Elternschaft solle damit stärker als Potenzial genutzt und so die gängige Negativperspektive umgekehrt werden. Zugleich solle wissenschaftliches Arbeiten als kollaborative „Familienarbeit“ sichtbar gemacht werden.

Den Abschluss der Sektion bildete der Beitrag von TIMO HEIMERDINGER (Innsbruck), der sich in Form eines Feldberichts der Frage widmete, welche Rolle die eigene Betroffenheit für die Themenfindung und die Qualifikation für die

Bearbeitung spielten. Er zeigte auf, dass gerade bei Alltags- und Minderheitenthemen häufig von einer besonderen Qualifikation oder sogar alleinigen Berechtigung der Betroffenen ausgegangen werde, zu einem bestimmten Feld zu forschen. Heimerdinger wies auf die Gefahr eines Distanzverlustes und einer Erfahrungssensibilisierung hin, insbesondere im Forschungsfeld Elternschaft. Er mahnte an, dass hier – wie in allen anderen Bereichen auch – das Finden einer angemessenen, wissenschaftlichen Grundsätzen entsprechenden Sprechposition zum Thema eingefordert werden dürfe.

Die dritte Sektion eröffnete STEPHANIE MARR (Siegen) mit einer Analyse von Stereotypen in der modernen fotografischen Darstellung von Familien und regte damit an zum Nachdenken über den prinzipiellen Wahrheitsgehalt von Familienbildern und deren gesellschaftliche Konstruktionsmacht. Sie zeigte eindrücklich, wie die Fiktionen solcher Bilder und auch die Narrative von Fotoalben Vorstellungen von Familie bestimmten und reproduzierten.

Im nächsten Vortrag widmete sich ANNE WARMUTH (Paderborn) den „neuen Vätern“ in der deutschen Gegenwartsliteratur. Anhand zweier Romane der Autoren Hanns-Josef Ortheil und Dirk von Petersdorff untersuchte sie die Darstellung des Verhältnisses von Männlichkeit und Vaterschaft sowie Beruf. Dabei habe sich gezeigt, dass die Thematisierung von Männern als Vätern und Wissenschaftlern in der Literatur ein neues Phänomen darstelle, welches darüber hinaus Sichtweisen beitrage, die in den Sozialwissenschaften bisher nicht zu finden gewesen seien. Dazu gehörten vor allem die Betrachtung positiver Aspekte und Synergieeffekte der Vaterschaft sowie die Entmythisierung des Wissenschaftlerberufs.

Aus einer gänzlich anderen Perspektive näherte sich KRISTEN NAWROTZKI (Heidelberg) dem Tagungsthema. Sie stellte Ergebnisse aus ihrem Projekt vor, das Konzepte von Mutterschaft und kindlicher Bildung in Deutschland, Großbritannien und den USA vergleicht. Dabei bewies sie anschaulich, dass Vorstellungen davon, was eine „gute Mutter“ sei und was Kinder wann und wo lernen sollten, sehr kulturspezifisch ausgeprägt seien. Diese drückten sich sowohl in gesellschaftlichen Diskursen als auch in den Bildungssystemen aus und übten auch über politische und mediale Praktiken großen ideellen Druck auf den Einzelnen aus.

INSA FOOKEN (Siegen/Frankfurt am Main) schloss die Sektion ab, in dem sie zwei Formen der Generativität miteinander verglich. Die Gemeinsamkeiten von Elternschaft und Forschung sah sie in der Dynamik des Zeugens und Gezeugtwerdens, der stetigen Entwicklungs herausforderung. Diese Prozesse der Weitergabe von Wissens-, Erfahrungs- und Gefühlsstrukturen unterschieden sich allerdings in ihrer Fokussierung: So stünden bei Eltern Fürsorge und Erhaltung im Vordergrund, bei Wissenschaftler/innen eher Distinktion und Neuerung. Fooken merkte kritisch an, dass in der Wissenschaft die Autonomie als Ziel der Persönlichkeitsentwicklung zu sehr im Vordergrund stehe, zulasten von sozialer Einbindung. Sie schlug deshalb ein neues Konzept von Generativität vor, das – anders als in den gegenwärtigen Vereinbarkeitsdiskursen – Fürsorge und Selbstaktivierung verbinde.

In der Schlussdiskussion wurde noch einmal sehr deutlich, dass es notwendig und sinnvoll sei, die Aspekte Elternschaft und Forschung gemeinsam zu betrachten, und zwar über die Klammer der Identität und der Generativität. Ein interdisziplinärer Zugang und Modus seien dabei zwingend.

Autor/innenverzeichnis

Die Kulturhistorikerin **Dr. phil. Annette C. Cremer** (Justus-Liebig-Universität Gießen) studierte Kunstgeschichte und Anglistik in Mainz, Cork/Irland und Marburg. 2008 bis 2013 promovierte sie am *International Graduate Center for the Study of Culture* der Justus-Liebig-Universität. Seit 2013 arbeitet sie als Akademische Rätin am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit des Historischen Instituts. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Europäische Adelsgeschichte, Geschlechtergeschichte und Materielle Kulturforschung. Ihr wissenschaftspolitisches bzw. wissenschaftsethisches Interesse gilt dem Themenfeld ‚Wissenschaft & Familie‘ sowie *Public Engagement*. Annette Cremer ist Mutter von drei Kindern.

Die Europäische Ethnologin und Psychologin **Cordula Endter** (Universität Hamburg) studierte Europäische Ethnologie, Neuere deutsche Literatur, Religionswissenschaft und Psychologie in Berlin. Seit 2014 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Hamburg. In ihrem Dissertationsprojekt ethnographiert sie die Entwicklung assistiver Technologien für ältere Menschen und fragt wie technogene Fürsorge in die Geräte eingeschrieben wird. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre liegen neben der kulturwissenschaftlichen Alter(n)sforschung und den Science and Technology Studies, in der Anthropologie ländlicher Räume und den Gender Studies. Sie lebt mit ihren zwei Kindern in Berlin.

Die Kunsthistorikerin **Dr. phil. Antje Fehrmann** (Freie Universität Berlin) studierte Kunstgeschichte, Völkerkunde, Christliche Archäologie und Byzantinische Kunstgeschichte in Marburg. 2005 wurde sie dort mit einer Arbeit zu englischen Grabmälern und Grabkapellen promoviert. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Philipps-Universität Marburg, an der Technischen Universität Hamburg-Harburg im Graduiertenkolleg Kunst und Technik und am Kunsthistorischen Institut der Freien Universität Berlin. Dort lehrt und forscht sie zur Zeit am Arbeitsbereich Architekturgeschichte zur Kunstgeschichte Englands, zum modernen Kirchenbau, zur Repräsentation von Adligen und ihren Netzwerken und zur Partizipation verschiedener Gruppen in der Architektur und ihren Wettbewerben. Antje Fehrmann ist Mutter von zwei Kindern.

Die Entwicklungspsychologin **Dr. phil. Insa Fookien** (Universität Siegen/Goethe Universität Frankfurt) studierte Psychologie, Psychopathologie, Ethologie, Soziologie und Pädagogik in Bonn, wo sie, nach Therapieausbildung und praktischer Tätigkeit, 1980 im Fach Psychologie promovierte. Von 1976–1992 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem gerontologischen Forschungsprojekt sowie am Lehrstuhl für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie der Universität Bonn. Von 1992–2013 hat-

te sie eine Professur für Entwicklungspsychologie (der Lebensspanne) an der Universität Siegen inne und seit 2014 ist sie Seniorprofessorin an der Goethe Universität. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind unter anderem Genderfragen (vor allem im Alter), Auswirkungen früher Belastungen im Lebensverlauf, Bedeutung von Puppen. Insa Fookon ist Mutter von zwei Kindern.

Die promovierte Literaturwissenschaftlerin **Sylvia Jaworski** (Universität Basel) studierte Jüdische Studien und Osteuropäische Geschichte in Heidelberg. Von 2011 bis 2016 promovierte sie an der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaften der ETH Zürich. Seit 2015 ist sie wissenschaftliche Assistentin am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel und hat die Lutz Zwillenberg Lehr- und Forschungsstelle für Jüdische Literatur inne. Ihre Forschungsschwerpunkte sind moderne jüdische Literatur, israelische Literatur und Kulturtheorie. Sie befasst sich zudem mit Gleichstellungsfragen, v.a. im universitären Bereich. Sylvia Jaworski ist Mutter einer Tochter.

Der Europäische Ethnologe **Dr. phil. Timo Heimerdinger** (Leopold-Franzens-Universität Innsbruck) studierte die Fächer Volkskunde, Neuere Deutsche Literaturgeschichte und Deutsche Philologie an den Universitäten Freiburg i. Br. und Pisa (M.A. 1999), es folgten die Promotion 2004 in Kiel und 2004–2009 eine Juniorprofessur für Kulturanthropologie / Volkskunde an der Universität Mainz. Seit Oktober 2009 ist er als Professor für Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck tätig, seit 2015 zudem Leiter des dortigen interfakultären Forschungsschwerpunktes „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“. Seine derzeitigen Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Elternschaftskultur / *parenting culture studies*, Wettbewerblichkeit, Trachtenpraxis und Politik sowie Konfessionalität.

Der Erziehungswissenschaftler **Dr. phil. Florian Heßdörfer** (Universität Leipzig) studierte Germanistik und Kunst für das Gymnasiale Lehramt in Leipzig. 2013 promovierte er im Fachbereich Soziologie der Universität Freiburg/Br. Seit 2013 arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik am Institut für Bildungswissenschaften. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind die Geschichte der Pädagogik, Subjektivierungstheorien und Politische Philosophie. Florian Heßdörfer ist Vater von zwei Kindern.

Der Sozialwissenschaftler und freie Künstler **Friedolin Krentel**, M.A. studierte Ethnologie, Pädagogik und Ur- und Frühgeschichte in Göttingen. 2011 bis 2015 promovierte er am International Graduate Center for the Study of Culture der Justus-Liebig-Universität. Seit 2016 arbeitet er als pädagogischer Mitarbeiter für den Bau- und Aktivspielplatz „Wilder Westen“ in Leipzig und engagiert sich als freischaffender Künstler an der Gründung eines „Mitmachmuseums“ in Dessau-Roßlau. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind kollaborative und experimentelle Methodologie, Materielle Kulturforschung und ethno-

graphische & praxeographische Wissenschafts- und Technikforschung. Diese Themen spielen auch bei seinen künstlerischen Arbeiten eine wichtige Rolle. Friedolin Krentel ist Vater von zwei Kindern.

Die Philosophin **Katharina Naumann** (Justus-Liebig-Universität Gießen) studierte Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie in Gießen. Seit 2013 promoviert sie am *International Graduate Centre for the Study of Culture* der Justus-Liebig-Universität, wo Sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin überdies für den Aufgabenbereich *Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie* zuständig ist. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen vorwiegend im Bereich der praktischen Philosophie, hier insbesondere Kants Moralphilosophie, Theorien der Supererogation, Handlungstheorie, Moralpsychologie und Politische Philosophie. Katharina Naumann ist Mutter von zwei Kindern

Die Literaturwissenschaftlerin **Maïke Nikolai-Fröhlich**, M.A., (Technische Universität Dresden) studierte germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft und Geschichte in Dresden. Seit 2014 promoviert sie im Fach Neuere deutsche Literatur und Kulturgeschichte an der Technischen Universität Dresden. Ihr Forschungsinteresse gilt deutschsprachiger Gegenwartsliteratur, insbesondere im Hinblick auf Risiko-, Geschlechter- und Familiendiskurse. Maïke Nikolai-Fröhlich ist Mutter von zwei Kindern.

Dr. phil. Stefanie Marr (Universität Siegen) studierte Diplom-Kulturpädagogik in Hildesheim, *Art Gallery and Museum Studies* in Manchester und Freie Kunst in Braunschweig. 1998 bis 2003 promovierte sie an der Universität Siegen. Dort ist sie auch seit 2011 Professorin für Kunstpädagogik. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Künstlerische Bildung, Kulturelle Bildung und Ästhetische Sozialisation. Stefanie Marr ist Mutter einer Tochter.

Cristina Sasse (Justus-Liebig-Universität Gießen) studierte Geschichte und Anglistik in Gießen und Cheltenham/England. Seit 2014 arbeitet sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit des Historischen Instituts. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Europäische Stadtgeschichte, historische Reiseforschung und Kommunikationsgeschichte. Darüber hinaus gilt ihr Interesse Fragen der Kultur- und Geschlechtergeschichte der neueren Epochen sowie dem Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft in der Gegenwart.

Die Historikerin **Dr. phil. Felicitas P. Söhner** (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf) studierte Geschichte und Literatur in Hagen. 2008 bis 2012 promovierte sie am Institut für deutsche und europäische Zeitgeschichte bei Prof. Peter Brandt (Hagen) und Prof. Friedhelm Boll (Kassel). 2012 bis 2013 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am philosophischen Institut der Universität Passau. 2013 bis 2016 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie II der Universität Ulm. Seit 2013 ist sie tätig als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik

der Medizin bei Prof. Heiner Fangerau (Ulm, Köln, Düsseldorf). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medizin- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Geschichte des medizinischen Kinderschutzes, Geschichte der Psychiatrie im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit, Europäische Erinnerungskultur und deren biographische Verarbeitung. Felicitas Söhner ist Mutter von vier Kindern.

Der Historiker **Dr. phil. Christian Stadelmaier**, M.A. (Justus-Liebig-Universität Gießen) studierte in Stuttgart, Freiburg i. Breisgau und Gießen verschiedene Fächerkombinationen. 2005 schloss er sein Studium in den Hauptfächern Mittlere und Neuere Geschichte und Musikwissenschaft mit dem Magister Artium (M.A.) ab. 2012 wurde er in Gießen im Fach Mittlere und Neuere Geschichte promoviert. Gegenwärtig arbeitet er an einem Habilitationsprojekt zum Glauben gentiler Verbände im frühen Mittelalter. Seit 2005 ist Christian Stadelmaier am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen an der Professur für Mittelalterliche Geschichte beschäftigt. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in verschiedenen Bereichen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (hier vor allem in der Agrargeschichte und der Technikgeschichte), der Ordensgeschichte mit dem Fokus Zisterzienser/-innen sowie der Geschichte der Religiosität der *gentes* des Frühmittelalters und mit diesem Feld verbundenen geschichtswissenschaftlichen Teilgebieten (Mentalitätsgeschichte, Kulturgeschichte usw.). Christian Stadelmaier ist Vater von drei Kindern.

Forschende Eltern – insbesondere forschende Mütter – gehören im Wissenschaftssystem zur Minderheit. Im Zuge der Gleichstellungsbemühungen und vor dem Hintergrund des demografischen Wandels wurde in den letzten Jahren verstärkt die Frage nach der Vereinbarkeit der vermeintlich gegensätzlichen Rollen- und Lebensmodelle von Wissenschaft und Familie gestellt. Der vorliegende Band wirft einen kritischen Blick auf aktuelle Vereinbarkeitsdiskurse und vertritt zugleich ein neues Verständnis, das Forscher-Eltern als Vertreter eines integrierten Lebensmodells mit Ambivalenztoleranz begreift. Ziel des Bandes ist es, der Wahrnehmung von Familie als Karrierehindernis und der Wahrnehmung von Wissenschaftskarriere als Familienhindernis entgegenzuwirken und den potenziell positiven Einfluss von Mutter- und Vaterschaft auf Forschungsinhalte und Arbeitsorganisation sichtbar zu machen.